

Ex - Libris
Dr. RAMON SARRO
CATEDRATICO DE PSIQUIATRIA DE BARCELONA
1950 - 1970

Nº

Hermann Schöndorff

STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

DIE BEICHTE EINES TOREN

AUGUST STRINDBERG

DIE BEICHTE EINES TOREN

VERDEUTSCHT VON

EMIL SCHERING

1920

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

28 bis 32. Tausend.

ERSTER TEIL

1.

Es war am dreizehnten Mai 1875 zu Stockholm. Ich sehe mich noch in der Königlichen Bibliothek, die einen ganzen Flügel des Schlosses einnimmt, und zwar in dem grossen Saal, dessen buchenes Getäfel sich mit der Zeit gebräunt hat, wie der Meerschaum einer gut eingerauchten Spitze. Der ungeheuere Raum, mit Rokokoleisten, mit Laubgewinden, Ketten und Wappen geschmückt, in der Höhe des ersten Stocks von einer Galerie mit toskanischen Säulen umgeben, öffnet sich gähnend wie ein Abgrund unter meinen Füssen; mit seinen hunderttausend Bänden einem riesigen Gehirn ähnlich, in dem die Gedanken verschwundener Generationen in Fächern aufgereiht sind.

Die beiden Hauptteile dieses Saales, an den Wänden ganz mit drei Meter hohen Gestellen besetzt, werden durch einen Gang getrennt, der den Raum in seiner ganzen Länge durchschneidet. Die Frühlingssonne sendet ihre goldenen Strahlen durch die zwölf Fenster und beleuchtet die Renaissancebände in weissem und goldenem Pergament, die schwarzen, mit Silber beschlagenen Maroquinbände des siebzehnten Jahrhunderts, den Kalblederband des achtzehnten Jahrhunderts mit seinem roten Schnitt, den grünen Lederband, der unter dem

Kaiserreich beliebt war, und die billigen Einbände von heute. Hier halten die Theologen gute Nachbarschaft mit den Aposteln der Magie, die Philosophen mit den Naturforschern, die Dichter kommen gut mit den Historikern aus. Ein geologisches Lager von unergründlicher Tiefe, in dem sich, wie in einem Puddingstein, die auf einander folgenden Schichten gelagert haben, die von der menschlichen Dummheit oder dem menschlichen Genie erneuerten Etappen bezeichnend.

Ich sehe mich noch. Ich war auf die umlaufende Galerie gestiegen und ordnete eine Sammlung alter Bücher, die ein berühmter Bücherliebhaber soeben der Bibliothek geschenkt hatte. Er war so klug gewesen, sich die Unsterblichkeit zu sichern, indem er den Bänden sein Exlibris mit dem Wahlspruch: „Speravit infestis" mitgab.

Da ich abergläubisch wie ein Atheist war, machte dieser Spruch, der seit einer Woche immer wieder vor meinen Augen erschien, sobald ich einen Band aufschlug, Eindruck auf mich. Noch in seinem Unglück behielt dieser tapfere Mann eine Hoffnung, und das war ein Glück für ihn . . . Ich aber hatte jede Hoffnung verloren. Mein Drama in fünf Akten oder sechs Bildern, darunter drei Verwandlungen auf offener Bühne, konnte ich nicht zur Aufführung bringen. Was meine Beförderung zum Bibliothekar betraf, so hätte ich, um eine Stelle zu erhalten, sieben Vordermänner begraben müssen, die alle bei vollkommener Gesundheit waren, von denen vier Zinsen bezogen. Wenn man ein monatliches Gehalt von Zwanzig Kronen bezieht, in der Schublade einer Dachstube ein Drama in fünf Akten liegen hat, ist man, im Alter von sechsundzwanzig Jahren, nur allzu sehr geneigt, sich dem modernen Pessimismus, dieser Erneuerung des

Skeptizismus, anzuschliessen, der für alle Erfolglosen so bequem ist. Die finden darin eine Entschädigung für ausgefallene Mittagessen und ersetzen durch einzelne bewundernswerte Schlussfolgerungen einen noch vor Ende des Winters verpfändeten Überzieher.

Mitglied einer gelehrten Boheme, die auf eine ältere Künstlerboheme gefolgt war, Mitarbeiter ernster Zeitungen und stattlicher Zeitschriften, die schlecht zahlten, Teilhaber einer für die Übersetzung von Hartmanns „Philosophie des Unbewussten" begründeten Gesellschaft, Anhänger einer geheimen Verbindung für freie und zahlende Liebe, den wertlosen Titel eines königlichen Sekretärs tragend, Verfasser zweier im Königlichen Theater aufgeführter Einakter, konnte ich nur mit grosser Mühe den Unterhalt aufbringen, um dieses elende Dasein zu fristen. Ich war eingenommen gegen das Leben, ohne jedoch darauf verzichtet zu haben, im Gegenteil, denn ich tat mein möglichstes, um es in die Länge zu ziehen und meine Rasse und mich fortzusetzen. Man muss zugeben, dass der Pessimismus, der von der Menge wörtlich genommen und mit Hypochondrie zusammengeworfen wird, in Wirklichkeit eine Lebensanschauung bildet, die ziemlich heiter und sogar tröstlich ist. Da alles nur ein relatives Nichts ist, warum soviel Wesen davon machen, besonders da die Wahrheit selbst nur eine augenblickliche ist? Hat man nicht eben entdeckt, dass die Wahrheit von gestern sich in die Dummheit von morgen verwandelt? Warum denn seine Kräfte und seine Jugend verbrauchen, um neue Dummheiten zu entdecken? Der einzige als wahr erwiesene Punkt ist, dass der Tod uns bevorsteht. Lasst uns also leben! — Für wen? Für was? . . . Ach! . . .

Nachdem aller am Ende des letzten Jahrhunderts abgelegter Hausrat wieder eingeführt war, als Bernadotte, ein enttäuschter Jakobiner, den schwedischen Thron bestieg, hatte das Geschlecht von 1860, zu dem ich gehöre, seine Hoffnungen mit der parlamentarischen Reform, die mit so viel Lärm aufgetreten war, zusammenbrechen sehen. Die beiden Kammern, welche die vier Stände ersetzt hatten, bestanden zum grössten Teil aus Bauern. Die hatten den Reichstag in einen Gemeinderat verwandelt, in dem jeder in aller Freundlichkeit seine kleinen Angelegenheiten bearbeitete, ohne sich je mit Lebensfragen und Fortschritt abzugeben. Die Politik erschien uns also als ein Ausgleich zwischen kommunalen und privaten Interessen. Die letzten Reste eines Glaubens an das, was man damals das Ideal nannte, lösten sich in Gärungsstoffe der Bitterkeit auf. Dazu kam die religiöse Reaktion, die sich nach dem Tode Karls XV. zeigte, als die Königin Sophie von Nassau auf den Thron stieg. Es waren also andere Gründe, die den aufgeklärten Pessimismus rechtfertigten, nicht etwa persönliche . . .

Der Staub der umgestellten Bücher will mich ersticken; ich öffne ein Fenster, das auf den Löwenhof hinausgeht, um frische Luft einzuatmen und ein Stück der Landschaft vor Augen zu haben. Eine würzige Brise kommt mir entgegen, vom Duft der Fliederblüten und dem aufspringenden Saft der Pappeln erfüllt. Das Gitterwerk bedecken Geissblatt und wilder Wein mit ihrem Grün; Akazien und Platanen, welche die gefährlichen Launen des nordischen Mai wohl kennen, halten sich noch zurück. Das ist der Frühling, wenn auch das Skelett von Strauch und Baum unter dem jungen Laub noch zu sehen ist. Und jenseits der Brüstung,

auf der Vasen aus Delffter Fayence stehen, mit der Chiffre Karls XII. gezeichnet, ragen die Masten der Dampfer auf, die am Quai vor Anker liegen, zu Ehren des Maifestes bewimpelt. Dahinter die flaschengrüne Linie der Bucht, zwischen ihren beiden Ufern, auf denen die Stämme von Bäumen stufenweise ansteigen, auf der einen Seite mit Blättern, auf der andern mit Nadeln. Alle auf der Reede ankernden Schiffe haben ihre Nationalfarben entfaltet, die mehr oder weniger die verschiedenen Völker symbolisieren. England mit dem Rot des blutenden Rindfleisches; Spanien gelb und rot gestreift wie die Jalousien seiner maurischen Balkons; die Vereinigten Staaten mit ihrem gestreiften Bettzwillich; die heitere Trikolore Frankreichs neben der düsteren Flagge Deutschlands, deren Treffas neben der Stange immer Trauer anzeigt; das Frauenmieder von Dänemark; die verkleidete Trikolore von Rußland. Alle sind da, Seite an Seite, mit ausgebreiteten Flügeln unter dem marineblauen Tuch eines nordischen Himmels. Und der Lärm der Wagen, der Pfeifen, der Glocken, der Krane belebt dieses Bild; der Geruch von Maschinenöl, von Leder, von gesalzenem Hering, von Kolonialwaren mischt sich in den Duft des Flieders. Ein Ostwind, der vom offenen Meer kommt und dort auf die schwimmenden Eisschollen der Ostsee gestossen ist, erfrischt die Luft.

Ich hatte meine Bücher vergessen, sobald ich ihnen den Rücken kehrte, steckte den Kopf zum Fenster hinaus, und nahm mit allen fünf Sinnen ein Bad, als die Wache unter den Klängen des Marsches aus „Faust“ vorbeimarschierte. Musik, Fahnen, der blaue Himmel, Blumen, alles berauschte mich dermassen, dass ich meinen Bureaudiener nicht bemerkte, der die Post brachte. Er berührte meine

Schulter, übergab mir einen Brief und verschwand wieder.

Hm! . . . Ein Brief von einer Dame.

Eilig öffnete ich den Umschlag, schon Frauengunst witternd . . . denn das war es sicher. Wirklich!

— Seien Sie heute, pünktlich um fünf Uhr, vor Nummer 65 der Regierungsstrasse. Sie werden mich dort sehen. Erkennungszeichen: eine Notenrolle.

Ich war vor kurzem von einem verschmitzten Weibchen an der Nase herumgeführt worden und hatte mir geschworen, eine günstige Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen; deshalb machte ich keine Schwierigkeiten. Nur eins missfiel mir: dieser befehlende, entschiedene Ton, der das Gefühl meiner männlichen Würde verletzte. Wie konnte sich diese Unbekannte es herausnehmen, mich so unversehens zu überfallen? Was mögen sich diese Damen einbilden, die über unsere Tugend eine so schlechte Meinung haben? Man bittet nicht um Erlaubnis, man gibt seiner Eroberung einen Befehl!

Leider war ich schon eingeladen worden, am Nachmittag eine Landpartie zu machen. Auch fühlte ich mich wenig geneigt, am hellen Tage und in einer Hauptstrasse einer Dame den Hof zu machen.

Um zwei Uhr begab ich mich ins Laboratorium unseres Chemikers, wo meine Kameraden sich versammelten. Man drängte sich schon im Vorzimmer; Doktoren und Kandidaten der Philosophie und Medizin waren es, die alle das Programm des Festes wissen wollten. Ich hatte mir inzwischen die Sache überlegt. Ich entschuldigte mich, die Partie nicht mitmachen zu können. Man ersuchte mich, die Gründe anzugeben, aus denen ich die Orgien des Abends versäumen wolle. Ich holte meinen Brief

hervor und gab ihn einem Zoologen zu lesen, der im Liebesfach für einen grossen Gelehrten galt; die Zeilen entlockten ihm nur ein Kopfschütteln, während er stossweise dieses Urteil hervorbrachte:

— Nichts Gutes! . . . Das verheiratet sich, aber verkauft sich nicht! . . . Familie, mein Lieber! . . . Gerader Weg . . . Aber wie du willst! Geh nur, du wirst uns nachher im Park finden, wenn dein Herz dich treibt und wenn die Dame dem Horoskop nicht entspricht.

Zur vorgeschriebenen Stunde nahm ich auf dem Trottoir des bezeichneten Hauses meinen Posten ein und wartete auf das Erscheinen der schönen Unbekannten.

Diese Notenrolle, das war eine Aufforderung zur Heirat, ganz wie eine Anzeige auf der vierten Seite der Zeitungen; ich bekam Bedenken, als ich mich schon der Dame gegenüber sah.

Mein erster Eindruck — auf den ich viel gebe — war ganz unbestimmt. Alter ungewiss, zwischen neunundzwanzig und zweiundvierzig; ihre Art, sich zu kleiden, sehr abenteuerlich. Künstlerin oder Blaustrumpf? Familientochter oder freies Mädchen? Emanzipierte oder Kokotte? . . .

Sie stellte sich mir vor als die Verlobte eines alten Freundes, eines Opernsängers; der wolle sie unter meinen Schutz stellen. Das letzte war, wie ich später entdeckte, eine Lüge.

Sie war wie ein Vögelchen, zwitscherte ununterbrochen. In einer halben Stunde wusste ich alles von ihr; was sie fühlte, was sie dachte. Das interessierte mich mässig, und ich fragte sie, womit ich ihr dienen könnte. Auf ihre Antwort rief ich aus:

— Ich soll der Beschützer eines jungen Mädchens sein? Sie wissen also nicht, dass ich der leibhaftige Teufel bin!

— Ach, Sie glauben das zu sein, aber ich kenne Sie aus dem Grunde, gab sie zurück. Sie sind unglücklich, das ist alles, und man muss Sie Ihren düsteren Gedanken entreissen.

— Sie kennen mich aus dem Grunde! Ei, ei! Glauben Sie? In Wirklichkeit kennen Sie nur die jetzt veraltete Ansicht, die Ihr Bräutigam über meine Person hat.

Es war nichts zu machen, „meine schöne Freundin“ befand sich auf dem laufenden, wusste, selbst aus der Ferne, im Herzen des Mannes zu lesen. Sie war eine von diesen zähen Naturen, welche die Geister beherrschen möchten, indem sie sich in die geheimsten Falten der Seelen einschmeicheln. Sie unterhielt eine ausgedehnte Korrespondenz, bombardierte alle bekannten Leute mit Briefen, erteilte Ratschläge, verschwendete an junge Leute Ermahnungen, wollte durchaus das Schicksal der Männer leiten. In Macht vernarrt, Leiterin eines Unternehmens zur Rettung von Seelen (empfohlenes Haus!), Beschützerin aller Welt, hatte sie die Mission, mich zu retten, entdeckt . . .

Kurz, eine Intrigantin von reinstem Wasser mit wenig Geist und einer ausserordentlichen weiblichen Dreistigkeit.

Ich begann sie zu hänseln, indem ich mich über alles lustig machte, über die Welt, über die Menschen, über Gott. Sie erklärte meine Äusserungen für „zersetzend“.

— Aber, was fällt Ihnen ein, Fräulein! Zersetzend, meine Ideen? Sie sind im Gegenteil ganz frisch, von neuestem Datum! Und Ihre Ideen. Rückstände einer vergangenen Epoche, Gemeinplätze meiner Jugend, der Ausschuss vom Ausschuss, erscheinen Ihnen neu! Aufrichtig: was Sie mir als junges Gemüse auftragen wollen, sind

nur Konserven in schlecht verlöteten Büchsen. „Fort damit, die riechen ja.“ Sie verstehen, was ich meine.

Wütend, fassungslos, verliess sie mich, ohne sich zu verabschieden.

Nachdem ich mit ihr fertig geworden war, beeilte ich mich, meine Freunde im Park aufzusuchen, wo wir die Nacht verbringen wollten.

Am andern Morgen erhielt ich, noch etwas erregt, einen Brief voll weiblicher Geckenhaftigkeit, in dem sie mich mit Vorwürfen überhäufte und mit Mitleid, Nachsicht überschüttete; sie sprach Wünsche aus für meine geistige Gesundheit, und schloss damit, dass sie mich zu einem neuen Stelldichein berief. Wir müssten, kündigte sie an, bei der alten Mutter ihres Bräutigams einen Besuch machen.

Als gut erzogener Mann ergab ich mich darein, diesen zweiten Platzregen über mich ergehen zu lassen; um so billig wie möglich davonzukommen, legte ich die Maske vollkommener Gleichgültigkeit in Beziehung auf Gott, die Welt und das Übrige an.

O Wunder! Das Fräulein, in einem mit Pelz besetzten, eng anliegenden Tuchkleid, mit einem Rembrandthut, empfing mich wohlwollend; voll der zärtlichen Aufmerksamkeit einer älteren Schwester, alle brennenden Fragen vermeidend, war sie so reizend, dass sich unsere Geister, dank unserm gegenseitigen Wunsch, einander zu gefallen, in einer liebenswürdigen Unterhaltung vereinigten, aus der sich Sympathie entwickelte.

Nachdem wir den Besuch gemacht hatten, gingen wir beide an diesem schönen Frühlingsabend spazieren.

Ob ich nun das gebieterische Bedürfnis nach Vergeltung empfand, oder ob ich darüber böse war, die Rolle eines Vertrauten gespielt zu haben,

genug, ich hatte den diabolischen Einfall, ihr anzuvertrauen, ich sei beinahe verlobt; was nicht einmal eine halbe Lüge war, da ich wirklich zu dieser Zeit einem Mädchen den Hof machte.

Darauf nahm sie die Miene einer Grossmutter an, begann das junge Mädchen zu beklagen, fragte mich nach ihrem Charakter, ihrem Aussehen, ihrem Stande, ihren Verhältnissen. Ich entwarf ein Porträt, das geeignet war, ihre Eifersucht zu erregen. Unsere eifrige Unterhaltung liess etwas nach. Das Interesse, das sie mir entgegenbrachte, nahm ab, als mein Schutzengel eine Konkurrentin witterte, die ebenfalls meine Seele retten könnte.

Wir trennten uns, ohne uns von der unmerklich über uns gekommenen Kälte befreit zu haben.

Als wir uns am nächsten Tag wieder trafen, drehte sich die Unterhaltung ausschliesslich um die Liebe und meine Verlobte.

Nachdem wir acht Tage lang zusammen die Theater und Konzerte besucht und Spaziergänge gemacht hatten, war sie an ihr Ziel gelangt. Ihre tägliche Begleitung war ein Teil meiner Lebensgewohnheit geworden, auf die zu verzichten mir nicht mehr möglich war. Mit einer nicht alltäglichen Frau eine Unterhaltung zu führen, ist eine Kunst. Das hat einen fast sinnlichen Reiz: die Seelen berühren, die Geister umarmen sich.

Eines Morgens war sie ganz fassungslos, als wir uns trafen, hatte das Gedächtnis voller Stellen aus einem Brief, den sie gestern empfangen hatte. Ihr Verlobter war wütend vor Eifersucht! Sie klagte sich der Unklugheit an; ihr Verlobter hatte ihr mir gegenüber die grösste Zurückhaltung empfohlen; mein Sänger hatte eine Ahnung gehabt, die Sache könne übel ablaufen.

— Ich begreife diese abscheuliche Eifersucht nicht, sagte sie tiefbetrübt.

— Weil Sie die Liebe nicht begreifen, Fräulein, erwiderte ich.

— Ach, diese Liebe, pfui!

— Diese Liebe, Fräulein, ist das aufs höchste gesteigerte Gefühl des Besitzes. Die Eifersucht ist nur die Furcht, zu verlieren, was man besitzt.

— Besitzen, pfui!

— Gemeinsamer Besitz, sehen Sie, da man einander besitzt.

Aber sie wollte die Liebe nicht so verstehen. Die Liebe war für sie etwas Uninteressiertes, Erhabenes, Keusches, Unerklärliches.

Sie liebte eben ihren Verlobten nicht; er dagegen war ganz verliebt in sie.

Als ich ihr das bewies, wurde sie zornig und gestand mir offen, sie habe ihn nie geliebt.

— Und doch wollen Sie ihn heiraten?

— Weil er sonst verloren wäre.

— Immer die Seelen retten!

Sie wurde noch heftiger, behauptete, sie sei nicht seine Verlobte, sei es nie gewesen.

Wir hatten beide einander bei einer Lüge ertappt! Welche Aussicht!

Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr mein Herz zu öffnen und meine Verlobung zu widerrufen. Wir hätten also die Freiheit, von unserer Freiheit Gebrauch zu machen!

Da jetzt von ihrer Seite nicht mehr Eifersucht in Frage kam, musste das Spiel von neuem beginnen, und zwar die entscheidende Partie! Ich machte ihr schriftlich meine Erklärung. Die schickte sie in versiegeltem Brief an ihren Freier. Der zögerte nicht, mich durch die Post mit Beleidigungen zu überhäufen.

Ich forderte die Schöne auf, sich zu erklären, zwischen uns beiden zu wählen. Sie hütete sich jedoch sehr wohl, das zu tun, denn sie zog es bei weitem vor, mich zu wählen, ihn zu wählen, zwei, drei, vier andere mit uns, um uns alle zu ihren Füssen knien und sie anbeten zu sehen.

Es war eine Kokette, eine Mangeuse d'hommes, eine keusche Vielmännerin!

Ich aber war in sie verliebt, in Ermangelung einer Besseren, denn die gelegentliche Liebe ekelte mich an und meine einsame Dachstube langweilte mich.

Als ihr Aufenthalt seinem Ende zuging, lud ich sie ein, mir einen Besuch in der Bibliothek zu machen. Ich hatte die Absicht, sie zu blenden, mich ihr in einer grossartigen Umgebung zu zeigen, die das kleine Gehirn des anmassenden Vögelchens erdrücken würde.

Ich schleppte sie von Galerie zu Galerie, indem ich mein ganzes bibliographisches Wissen zur Schau stellte. Ich zwang sie, die Miniaturen des Mittelalters, die Autographen berühmter Persönlichkeiten zu bewundern; ich beschwor die grossen historischen Erinnerungen, die in Handschriften, alte Drucke gebannt waren. Schliesslich fühlte sie, wie unbedeutend sie war, und wurde verlegen.

— Aber Sie sind ja ein Gelehrter, mein Herr, rief sie aus.

— Allerdings, mein Fräulein.

— Mein armer Komödiant! . . . entschlüpfte es ihr. Sie dachte an meinen Freund, den Opernsänger, ihren Verlobten.

Ein anderer hätte geglaubt, der Komödiant sei für immer verdrängt worden . . . Das war aber durchaus nicht der Fall.

Immer durch die Post, bedrohte mich der Komödiant mit seinem Revolver; er beschuldigte mich, ich habe ihm seine Zukünftige, die er mir anvertraut habe, gestohlen. Ich machte ihm begreiflich, dass ihm nichts gestohlen sei, aus dem einfachen Grunde, weil er nichts in Verwahrung geben könne, da er nichts besitze. Der Briefwechsel hörte daraufhin auf und machte einem bedrohlichen Schweigen Platz.

Der Tag der Abreise näherte sich. Am Abend vorher erhielt ich von meiner Schönen einen triumphierenden Brief, in dem sie mir einen unverhofften Glücksfall anzeigte. Sie habe mein Drama Personen der vornehmen Gesellschaft vorgelesen, die bei den Bühnenleitern sehr angesehen seien. Das Stück habe einen solchen Eindruck gemacht, dass man die Bekanntschaft des Dichters zu machen wünsche. Die Einzelheiten würde sie mir am Nachmittag mündlich mitteilen.

Zur festgesetzten Stunde führte mich Fräulein X durch die Läden, um ihre letzten Einkäufe zu machen; dabei sprach sie immer von der Wirkung meines Dramas. Und als ich sie darüber belehrte, dass ich gegen jede Art von Protektion eine tiefe Abneigung empfinde, versuchte sie alles mögliche, um mich zu bekehren. Ohne zu zögern, schalt ich:

— Aber es widerstrebt mir, mein liebes Kind, an Türen zu klingeln, Unbekannten gegenüber zu treten, über alles zu schwatzen, ohne die Hauptsache zu berühren; wie ein Bettler zu fremden Leuten zu kommen, um dies oder jenes zu erbetteln.

Ich sträubte mich, so gut ich konnte, als sie vor einer jungen Dame stehen blieb, die gut gekleidet, ja elegant war, sanfte Bewegungen hatte und vornehm aussah.

Sie stellte mich der Frau Baronin von Y vor, die mir einige höfliche, im Lärm der vorübergehen-

den Menge kaum verständliche Worte sagte. Ich stammelte einige nicht zusammenhängende Worte, ärgerlich, von einem schlauen Weib in eine Falle gelockt worden zu sein. Denn es war sicherlich ein Komplott.

Eine Minute, und die Baronin verschwand, nicht ohne noch einmal die Einladung ausgesprochen zu haben, die mir schon Fräulein X überbracht hatte.

Was mich an der Erscheinung der Baronin überraschte, war ihr mädchenhaftes Aussehen, ihr kindliches Gesicht, während sie doch fünfundzwanzig sein musste. Sie hatte den Kopf einer Schülerin; ihr niedliches Gesicht war ganz von schelmischen Haaren eingerahmt, die so blond wie Gerste waren; sie hatte die Schultern einer Prinzessin; ihre Taille war biegsam wie eine Weide; sie hatte eine Art, das Antlitz zu neigen, in der Freimütigkeit, Achtung, Überlegenheit lagen.

Und diese köstliche jungfräuliche Mutter sollte ohne Schaden mein Drama gelesen haben!

Mit einem Hauptmann der Garde verheiratet, Mutter eines Mädchens von drei Jahren, interessierte sie sich für die Bühne, ohne die Aussicht zu haben, sie je betreten zu können; sie musste auf die Stellung ihres Mannes und ihres Schwiegervaters, der eben zum Kammerherrn ernannt war, Rücksicht nehmen.

So lagen die Dinge, als mein Maitraum entschwand. Ein Dampfer brachte meine Schöne in die Nähe ihres Komödianten. Der trat jetzt in meine Rechte ein, machte sich das Vergnügen, die Briefe zu zerpflücken, die ich an seine Verlobte richtete; das hatte ich dafür, dass ich seine Briefe zuletzt mit ihr zusammen las.

Auf der Landungsbrücke, im Augenblick des zärtlichen Abschieds, musste ich meiner Königin ver-

sprechen, unverzüglich meinen Besuch bei der Baronin zu machen. Das waren die letzten Worte, die wir wechselten.

Die unschuldigen Träumereien, die von den rohen Ausschweifungen der gelehrten Boheme so verschieden waren, hinterliessen eine Leere in mir, die ausgefüllt werden musste. Der freundschaftliche Verkehr mit einer Frau, die ich für ungefährlich hielt, dieser Umgang zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts hatte mir köstlich gemundet, nachdem ich lange gedarbt; ich war nämlich mit meiner Familie zerfallen, also zur Einsamkeit verurteilt. Das Gefühl für die Häuslichkeit, das sich im Caféleben verloren hatte, war wiedergekommen unter dem Einfluss meiner Beziehungen zu diesem recht alltäglichen, aber im gewöhnlichen Sinn des Wortes anständigen Mädchen. So befand ich mich denn eines Abends gegen sechs Uhr vor der Tür eines Hauses der Nordallee.

Wie verhängnisvoll! Es war die alte väterliche Wohnung, in der ich die härtesten Jahre meiner Jugend verlebte, in dem ich die Wirren der ersten Mannbarkeit durchmachte, in dem ich konfirmiert wurde, in dem ich meine Mutter sterben und durch eine Stiefmutter ersetzt werden sah! Von einem plötzlichen Unwohlsein überfallen, wäre ich am liebsten umgekehrt und geflohen; ich fürchtete, alles Elend meiner Jugend werde in meinen Augen wieder auferstehen. Der Hof öffnete sich, so wie einst, mit seinen grossen Eschen, deren Grünwerden ich jeden Frühling ungeduldig erwartet hatte; das Haus lag düster da, an eine Sandgrube gelehnt, deren unvermeidlicher Einsturz die Mieten zum Sinken gebracht hatte.

Trotz der Beklemmung, die mir so viele dunkle Erinnerungen verursachten, nahm ich mich zu-

sammen, trat ein, stieg hinauf, klingelte. Als die Klingel anschlug, kam mir der Gedanke, mein Vater werde mir öffnen. Ein Kindermädchen erschien, verschwand wieder, um mich anzumelden. Einen Augenblick später kam der Baron mir entgegen und empfing mich mit Herzlichkeit. Es war ein Mann von ungefähr dreissig Jahren, stark und gross, von edler Haltung, mit den Formen eines vollkommenen Weltmannes. Sein kräftiges, etwas aufgedunsenes Gesicht wurde durch zwei blaue, höchst traurige Augen erleuchtet. Das Lächeln der Lippen löste sich unaufhörlich in einen Ausdruck von seltsamer Bitterkeit auf, der von Enttäuschungen, fehlgeschlagenen Plänen, verlorenen Illusionen herrührte.

Der Salon — früher unser Esszimmer — war ohne einen bestimmten künstlerischen Geschmack möbliert. Der Baron, der den Namen eines aus der Geschichte berühmten Generals, eines Turenne oder Condé dieses Landes, trug, hatte dort Familienporträts vereinigt, die aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges stammten: Helden in weissen Kürassen und mit Perücken à la Louis XIV. Diese hatten sich unter Landschaften der Düsseldorfer Schule eingeschlichen. Hier und dort wechselten alte Möbelstücke, die aufgearbeitet und vergoldet waren, mit Stühlen und Sesseln neueren Datums ab. Von allen Ecken des grossen Salons strömte eine warme Atmosphäre des Friedens und der häuslichen Liebe aus.

Die Baronin trat ein; sie war reizend, sogar herzlich, einfach und artig. Aber es war eine gewisse Steifheit, ein Anflug von Verlegenheit in ihrem Benehmen, die mich erkälteten, bis ich deren Ursache entdeckt hatte. Stimmen, die aus dem nächsten Zimmer drangen, sagten mir, dass dort

ein anderer Besuch sei. Ich entschuldigte mich wegen der Störung, die mein Besuch zu dieser Stunde mache. Wirklich waren die Verwandten des jungen Ehepaares gekommen, um Whist zu spielen. Alsbald stand ich vier Mitgliedern der Familie gegenüber: dem Kammerherrn, einem Hauptmann a. D., der Mutter und der Tante der Baronin.

Sobald sich die Alten an ihren Spieltisch gesetzt hatten, begannen wir Jungen uns zu unterhalten. Der Baron bekannte seine ausgesprochene Neigung für die Malerei. Durch ein Stipendium, das ihm der verstorbene König Karl XV. verliehen hatte, war er in den Stand gesetzt worden, einige Studien in Düsseldorf zu machen. Das war ein Berührungspunkt zwischen uns, da ich auch, aber als Dramatiker, vom selben König ein Stipendium erhalten hatte. Und das Gespräch drehte sich um die Malerei, das Theater, die Persönlichkeit unseres Protektors.

Allmählich aber versiegten unsere Ergüsse, abgekühlt durch die Betrachtungen der Alten, die sich von Zeit zu Zeit in unsere Unterhaltung mischten, empfindliche Punkte oder schlecht vernarbte Wunden berührten. Ich fühlte mich schliesslich in dieser heterogenen Gesellschaft unruhig und nicht zuhause.

Ich erhob mich, um Abschied zu nehmen. Der Baron und die Baronin, die mich bis zur Türschwelle begleiteten, schienen ihre Masken abzulegen, als sie ausser Hörweite der alten Leute kamen. Sie luden mich für den nächsten Sonnabend zum Essen ein und zwar in kleinem vertraulichen Kreise. Nachdem wir noch auf dem Treppenabsatz geplaudert hatten, trennten wir uns als erklärte Freunde.

2.

Als es Sonnabend war, machte ich mich um drei Uhr auf den Weg nach dem Haus in der Nordallee. Ich wurde wie ein alter erprobter Freund empfangen, und man trug kein Bedenken, mich in die Intimitäten der Familie einzuweihen. Das Mahl wurde durch gegenseitige vertrauliche Mitteilungen gewürzt.

Der Baron, den seine Stellung mit Widerwillen erfüllte, gehörte zu der Gruppe der Unzufriedenen, welche die neue Regierung des Königs Oskar geschaffen hatte. Neidisch auf die grosse Popularität, die sein verstorbener Bruder genossen hatte, war der neue Herrscher bemüht, alle Pläne, die sein Vorgänger hegte, zu vernachlässigen. Die Freunde des alten Regiments, seiner freimütigen Fröhlichkeit, seines duldsamen Geistes, seines fortschrittlichen Strebens, gingen daher auf die Seite und bildeten eine überlegte Opposition, ohne sich jedoch in die kleinlichen Kämpfe der Wahlparteien einzumischen.

Indem wir unsere Erinnerungen an die Vergangenheit weckten, kamen unsere Herzen einander näher. Alle Vorurteile, die ich als Bürgerlicher gegen den seit der parlamentarischen Reform von 1865 sich zurückziehenden Adel gehegt hatte, zerstreuten sich und machten einem Mitgefühl für die gefallenen Grössen Platz.

Die Baronin, die aus Finland stammte und erst vor kurzem eingewandert war, konnte an unsern ersten Ergüssen nicht teilnehmen. Sobald aber das Essen zu Ende war, setzte sie sich ans Klavier und trug uns Lieder vor; da entdeckten wir, der Baron und ich, ein unbekanntes Talent für die Duette Wennerbergs.

So verflossen die Stunden schnell.

Schliesslich lasen wir ein kleines Stück in Versen, das eben vom Königlichen Theater gespielt war, indem wir die Rollen unter uns verteilten.

Nach diesen verschiedenen Zerstreuungen trat eine unvermeidliche Pause ein, denn man erschöpft sich schnell, wenn man sich zur Geltung bringen will, entschlossen ist, die Leute zu erobern. In dieser Pause wurde ich wieder von der Erinnerung an die Vergangenheit bedrückt und verstummte.

— Was haben Sie, mein Herr? fragte die Baronin.

— Hier sind Gespenster, sagte ich, um mein Schweigen zu erklären. Ich habe in diesem Haus vor einem Jahrhundert gewohnt — ja, ja, vor einem Jahrhundert, denn so alt bin ich.

— Sollten wir diese Gespenster nicht verjagen können? fragte sie mit einer bezaubernden Miene mütterlicher Zärtlichkeit.

— Nein, das ist das Vorrecht einer einzigen Person, sagte der Baron; sie allein kann die düsteren Gedanken vertreiben. Gestehen Sie es nur: Sie sind der Verlobte von Fräulein X?

— Nein, Sie täuschen sich, Herr Baron; es war verlorene Liebesmüh!

— Was, sie ist anderweitig gebunden? fragte die Baronin, mich aufmerksam ansehend.

— Ohne Frage!

— Ach, das ist schade ... Es ist eine Perle, dieses junge Mädchen. Nach allem zu urteilen, bin

ich überzeugt, dass es Sie etwas lieb gewonnen hat.

Von diesem Augenblick an zogen wir einstimmig gegen diesen unglücklichen Sänger los, der ein junges Mädchen zwingen wollte, ihn gegen ihren Willen zu lieben. Die Baronin schloss mit der Versicherung, alles werde sich auf einer Reise ordnen lassen, die sie in nächster Zeit nach Finland machen müsse.

— Das wird nicht geschehen! versicherte sie, zornig, dass ein prächtiges Mädchen, dessen Gefühle eine andere Richtung einschlugen, zu dieser Heirat gezwungen werden sollte.

Um sieben Uhr stand ich auf, um Abschied zu nehmen. Aber man bat mich so dringend, noch zu bleiben, dass ich beinahe glaubte, man langweile sich in dieser Ehe, die höchstens drei Jahre alt war und die der Himmel mit einem kleinen Engel gesegnet hatte. Man erwartete für den Abend eine Kusine der Baronin, und man wünschte, dass ich noch mit ihr zusammentreffe, um mein Urteil über die Persönlichkeit des jungen Mädchens abzugeben.

Während wir noch darüber sprachen, wurde dem Baron ein Brief gebracht. Er machte ihn sofort auf und las ihn; einige unverständliche Worte murmelnd, reichte er ihn dann seiner Frau.

— Es ist nicht zu glauben! rief sie aus, als sie gelesen hatte.

Mit einem Zeichen fragte sie ihren Mann, ob sie mich als Freund einweihen dürfe, und als dieser bejahte, rief sie aus:

— Es ist meine leibliche Kusine. Denken Sie sich, Onkel und Tante verbieten ihrer Tochter, unsere Schwelle zu betreten, indem sie vorgeben, man könne über meinen Mann und das junge Mädchen klatschen!

— Ist das nicht stark? fügte der Baron hinzu. Ein Kind, hübsch, unschuldig, unglücklich, dem es bei uns, seinen Verwandten, den jungen Eheleuten, gefällt ... Und das gibt Anlass zu übler Nachrede!

Vielleicht verriet mich ein Lächeln des Zweifels? Der Eifer des Gespräches liess nach, eine Verwirrung unterbrach es und trat an seine Stelle, schlecht verborgen unter der Einladung, im Garten spazieren zu gehen.

Nach dem Abendessen, gegen zehn Uhr, ging ich. Sobald ich die Schwelle überschritten hatte, begann ich über alles nachzudenken, was ich im Lauf dieses weissagenden Tages alles gesehen und gehört hatte.

Trotz dem scheinbaren Glück der Gatten, ungeachtet ihrer sichtbaren Zärtlichkeiten, musste es in diesem Haus einen dunklen Punkt geben. Sorgenvolle Mienen, zerstreutes Aussehen, Unausgesprochenes deuteten auf einen verborgenen Kummer, liessen auf Geheimnisse schliessen, deren Entdeckung ich fürchtete.

Warum, fragte ich mich, ziehen sie sich von der Welt zurück, verweisen sich in einen Vorort? Sie mussten im Leben Schiffbruch erlitten haben, wenn sie so entzückt waren, einen Menschen, und zwar den ersten besten, gefunden zu haben, und sich ihm sofort anvertrauten.

Die Baronin besonders beunruhigte mich. Ich versuchte, mir ihr Bild vorzustellen, wurde aber verwirrt durch eine Fülle verschiedener Charakterzüge, die ich in ihr sah und unter denen ich wählen musste. Gütig, freundlich, schroff, schwärmerisch, mitteilsam, zurückhaltend, kalt, aufgeregt, schien sie Grillen zu fangen, über ehrgeizige Träume zu brüten. Ohne unbedeutend zu sein, ohne Geist

zu haben, machte sie dennoch Eindruck. Von einer byzantinischen Magerkeit, die ihr Kleid in einfachen und grossartigen Falten, wie das der heiligen Cäcilie, niederfallen liess, bot ihr Körper dem Auge entzückende Proportionen; und ihre Gelenke waren von auserlesener Schönheit. Von Zeit zu Zeit belebten sich die bleichen und hart gewordenen Züge ihres winzigen Gesichts, indem eine ausgelassene Fröhlichkeit in ihnen aufleuchtete.

Es war schwer zu entscheiden, welcher der beiden Gatten die Oberhand in der Ehe hatte. Er, der Soldat, der ans Befehlen gewöhnt war, aber eine schwache Konstitution hatte, sah unterwürfig aus, mehr aus angeborener Gleichgültigkeit, als aus Willensschwäche. Sie behandelten einander gewiss freundschaftlich, aber ohne dieses Feuer der ersten Liebe. Als ich in ihrem Haus erschien, war es ihnen eine Lust, sich einem Dritten gegenüber zu verjüngen, indem sie alte Erinnerungen weckten. Wenn man näher zusah, lebten sie von dem, was übrig geblieben war; langweilten sie sich zu zweien. Das bewiesen die häufigen Einladungen, die ich nach dem ersten Besuch erhielt.

Bevor die Baronin nach Finland abreiste, machte ich ihr am letzten Tage einen Abschiedsbesuch. Es war ein schöner Juniabend. Als ich den Hof betrat, bemerkte ich sie hinter der Einfriedigung des Gärtchens; sie stand in einem Gebüsch von Aristolochien, und die ungewöhnliche Schönheit der Erscheinung überraschte mich. Sie war ganz weiss gekleidet, trug ein Piquékleid mit erhabenen Stickereien, das Meisterwerk einer russischen Leibeigenen; ihre Halskette, ihre Broschen und Armbänder aus Alabaster hüllten sie in einen Schimmer, wie er von einer Lampe durch eine Milchglasglocke

ausgeht. Und das Grün der breiten Blätter warf Todesfarben in die Lichter und Schatten dieses blassen Gesichts, in dem die kohlschwarzen Pupillen leuchteten.

In diesem Augenblick war ich ergriffen, bis ins Innerste verwirrt, wie von einer Vision. Das Gefühl der Verehrung, das ich in mir trage, tauchte auf, und zugleich der Wunsch, diese Verehrung zu zeigen. Die Leere, welche die vertriebene Religiosität gelassen hatte, füllte sich: das Bedürfnis zu verehren erschien unter einer neuen Form. Gott war abgesetzt, das Weib nahm seine Stelle ein, aber das Weib, das Jungfrau und Mutter zugleich war; wenn ich nämlich ihr Töchterchen an ihrer Seite betrachtete, konnte ich nicht begreifen, wie diese Geburt möglich gewesen war; die Beziehungen zwischen den beiden Gatten liessen mich nie an einen sinnlichen Verkehr denken, so körperlos kam mir ihre Verbindung vor. Von diesem Augenblick inkarnierte diese Frau für mich eine Seele, eine reine, unnahbare Seele, gekleidet in diesen verklärten Leib, in den die Heilige Schrift die abgeschiedenen Seelen kleidet. Kurz, ich verehrte sie, ohne es zu wollen. Ich verehrte sie, so wie sie war; als Mutter und als Gattin, so wie sie mir erschien; als Frau dieses Gatten, als Mutter dieses Kindes. Denn, um das Bedürfnis meiner Verehrung zu befriedigen, war mir die Anwesenheit des Gatten nötig. Ohne Mann, sagte ich mir, wäre sie Witwe, und als Witwe würde ich sie noch verehren? Vielleicht, wenn sie mein wäre, meine Frau? . . . Nein! Erstens konnte ich einen so ruchlosen Gedanken nicht fassen. Und dann, mit mir verheiratet, wäre sie nicht mehr die Gattin dieses Mannes, die Mutter dieses Kindes, die Herrin dieses Hauses gewesen. So, wie sie war, und nicht anders!

War es nun wegen der ernsten Erinnerungen, die für mich mit diesem Haus verbunden waren, waren es die Instinkte der Unterklasse, welche die höhere Rasse, das reine Blut bewunderten (ein Gefühl, das an dem Tage aufhören würde, an dem sie nicht mehr so hoch stand); immer glich die Verehrung, die ich für diese Frau empfand, in allen Punkten der Religion, von der ich mich eben frei gemacht hatte. Ich wollte verehren, mich opfern, leiden, ohne die Hoffnung zu haben, je etwas anderes zu erringen als den Genuss der Verehrung, des Opfers und des Leidens.

Ich bestellte mich zu ihrem Schutzengel. Ich wollte sie überwachen, damit die Macht meiner Liebe sie nicht mit sich fortreisse. Ich vermied es sorgfältig, allein mit ihr zu sein, damit sich keine Vertraulichkeiten, die den Gatten schädigen könnten, zwischen uns einschlichen.

Doch an diesem Tag vor ihrer Abreise, als ich sie in dem Gebüsch bemerkte, war sie allein. Wir wechselten einige bedeutungslose Worte. Aber plötzlich wurde meine Bewegung so stark, dass sie sich mitteilte. Ich sah, während ich sie mit glühenden Blicken betrachtete, wie ein Bedürfnis, sich anzuvertrauen, in ihr entstand. Sie sagte mir, sie fühle schon, wie sie die — wenn auch kurze — Trennung von ihrer Tochter und ihrem Gatten bedauern werde. Sie bat mich dringend, ihnen meine freie Zeit zu widmen, auch sie selber nicht zu vergessen, während sie meine gefährdeten Interessen bei meiner jungen Finländerin wahrnehme.

— Sie lieben sie sehr, von ganzem Herzen, nicht wahr? fragte sie, indem sie mich lange fest ansah.

— Sie fragen? erwiderte ich, von dieser peinlichen Lüge bedrückt.

Und ich war in diesem Augenblick überzeugt, dass diese Frühlingsliebe nur eine Phantasie, eine Laune, ein Zeitvertreib gewesen war.

Aus Furcht, sie mit meiner sogenannten Liebe zu beflecken, ängstlich, sie wider meinen Willen in das Netz meiner Gefühle zu verwickeln, in der Absicht, sie gegen mich selbst zu beschützen, unterbrach ich dieses gefährliche Gespräch, indem ich mich nach dem Baron erkundigte. Sie verzog das Gesicht, meine etwas seltsame Besorgnis ganz richtig deutend. Vielleicht auch — ich argwöhne es jetzt — machte es ihr Vergnügen, dass ich vor ihrer überlegenen Schönheit verwirrt wurde. Vielleicht auch fühlte sie in diesem Augenblick die furchtbare Zaubermacht, die sie auf diesen Joseph ausübte, dessen Kälte nur scheinbar, dessen Keuschheit erzwungen war.

— Sie langweilen sich mit mir, antwortete sie. Ich werde mir Verstärkung holen.

Und mit klarer Stimme rief sie ihren Gatten, der auf seinem Zimmer im ersten Stock geblieben war.

Das Fenster öffnete sich, der Baron zeigte sein freundliches Gesicht und grüsste uns mit einem offenen Lächeln. Bald war er in den Garten hinunter gekommen. Wie er da stand, in seiner schönen Uniform der königlichen Garde, sah er glänzend aus. Sein dunkelblauer Waffenrock war mit Silber und gelber Seide gestickt; seine männliche, stark entwickelte Gestalt bildete ein würdiges Gegenstück zu der weissen, alabasterweissen Erscheinung, die ich an seiner Seite bewunderte. Es war wahrhaftig ein seltenes Paar: die Vorzüge des einen dienten dazu, die des andern hervorzuheben. Ihr Anblick war ein wirklicher Kunstgenuss, ein blendendes Schauspiel.

Nach dem Essen machte mir der Baron den Vorschlag, am nächsten Abend die Baronin ein Stück auf dem Dampfer zu begleiten; bei der letzten Zollstation würden wir aussteigen. Dieser Vorschlag, den ich mich beeilte anzunehmen, schien die Baronin zu erfreuen; sie würde sich vom Deck des Dampfers in einer schönen Sommernacht das Stockholmer Inselmeer anschauen können . . .

Am nächsten Tage, um zehn Uhr abends, sind wir alle drei auf dem Dampfer, der vom Brückenkahn losgemacht wird. Die Nacht ist klar, der Himmel orangengelb, das Meer blau und ruhig. Die bewaldeten Ufer ziehen vorbei, in dieser Beleuchtung, die halb Tag und halb Nacht ist und auf den Betrachter den doppelten Eindruck von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang macht.

Nach Mitternacht lässt unsere Begeisterung etwas nach, die sich bisher unaufhörlich an neuen Aussichten, aus denen Erinnerungen auftauchen, belebt hat. Wir kämpfen kräftig gegen den Schlaf, der uns übermannen will. Die Gesichter sind bleich, als der Tag anbricht, und der Morgenwind lässt uns erschauern. Eine plötzliche Empfindsamkeit bemächtigt sich unser; wir erklären uns ewige Freundschaft; das Schicksal hat uns zusammengeführt, und schon erscheint das verhängnisvolle Band, das uns binden soll. Da ich infolge eines Wechselfiebers von zarter Gesundheit bin, sehe ich schlecht aus, und man behandelt mich wie ein krankes Kind. Die Baronin hüllt mich in ihr Plaid; sie wählt mir einen Platz, den ich einnehmen muss; sie bietet mir ein Glas ihres Madeira an; spricht wie eine zärtliche Mama auf mich ein. Ich lasse sie gewähren. Der Mangel an Schlaf vernichtet mich;

mein Herz, das ich geschlossen glaubte, öffnet sich; an diese weibliche Zärtlichkeit, deren Geheimnis nur das mütterliche Weib kennt, nicht gewöhnt, ströme ich über von achtungsvollen Huldigungen, und mein Gehirn, das die Schlaflosigkeit reizt, phantasiert in poetischen Träumen.

Alle nicht geborenen Träume dieser verlorenen Nacht nehmen Gestalt an, nebelhafte, mystische, luftige Gestalt; die ganze Mitteilungsgabe eines unterdrückten Talents ergeht sich in leichten Visionen. Ich spreche ohne Unterbrechung, stundenlang, indem ich meine Eingebung aus zwei Augenpaaren schöpfe, die mich, ohne zu ermüden, ansehen. Ich fühle, wie sich mein gebrechlicher Körper im beständigen Feuer der Denkmaschine verzehrt, und die Empfindung meines körperlichen Daseins verflüchtet sich allmählich.

Plötzlich geht die Sonne auf, und die Inseln, die zu Tausenden auf der Meeresbucht schwimmen, flammen. Die Zweige der Fichten röten sich kupferrot, die feinen Nadeln dagegen schwefelgelb; die Fensterscheiben der Hütten am Ufer werden von der Sonne vergoldet; Rauchsäulen steigen aus den Schornsteinen auf und künden an, dass Kaffee gekocht wird; die Fischer gehen unter Segel, um ihre Netze einzuholen; die Möwen wittern den unter der dunkelgrünen Welle ziehenden Strömling und schreien sich heiser. Auf dem Dampfer herrscht vollkommene Stille. Die Reisenden schlafen in ihren Kajüten, und wir allein stehen noch auf dem Heck. Von seiner Kommandobrücke späht der schläfrige Kapitän nach uns und fragt sich, was wir uns in so langer Zeit zu erzählen haben.

Es ist drei Uhr morgens, als das Lotsenboot plötzlich hinter einer Landspitze erscheint, um uns zu trennen.

Die Bucht ist vom offenen Meer nur noch durch einige grössere Inseln geschieden: man kann schon fühlen, wie die Wellen höher gehen, und hören, wie die brausenden Wogen gegen die letzten schroffen Klippen branden.

Der Augenblick des Abschieds ist gekommen. Sie küssen sich, sie und er, mit schmerzlicher Rührung. Leidenschaftlich presst sie meine Hand zwischen ihren Händen und ihre Augen füllen sich mit Tränen; sie empfiehlt mich der Fürsorge ihres Gatten und bittet mich, ihn während dieser Witwerschaft von zwei Wochen etwas zu trösten.

Ich verbeuge mich; ich küsse ihre Hand, ohne daran zu denken, dass es vielleicht unpassend ist und dass ich ihr dadurch, ohne es zu wollen, meine geheimsten Gefühle verrate.

Die Maschine stoppt, der Dampfer geht langsamer, der Lotse nimmt seinen Platz auf dem Zwischendeck ein. Zwei Schritte gegen das Fallreep: ich steige hinunter und befinde mich an der Seite des Barons im Lotsenboot.

Über unsern Köpfen erhebt sich der Dampfer. An die Schutzbedeckung gelehnt, grüsst uns das liebliche Gesicht, dessen Kinderaugen ganz mit Tränen gefüllt sind, mit einem schmerzlichen Lächeln auf den Lippen. Die Schraube setzt sich in Bewegung, der Koloss fährt weiter, seine russische Fahne auf dem Wasser hinter sich herziehend. Wir schaukeln auf den bewegten Wellen und schwenken unsere von eben getrockneten Tränen befeuchteten Taschentücher. Das feine Gesicht wird noch kleiner, die zarten Züge verschwinden, und nur noch zwei grosse Augen folgen uns, die sich in zwei Blicke auflösen und dann erlöschen. Einen Augenblick später, und es ist nur noch ein bläulicher Schleier in der Luft, der über einem japanischen Hut flattert,

und ein Taschentuch aus Battist, das geschwenkt wird; dann nur noch ein weisser Fleck, ein weisser Punkt; schliesslich nur noch der Koloss, eine unförmliche Masse, in schmutzigen Rauch gehüllt...

Der Baron und ich stiegen bei der Lotsen- und Zollstation ans Land, die im Sommer ein Badeort ist. Das Dorf lag noch im Schlaf; niemand war auf der Landungsbrücke, wo wir stehen geblieben waren, um zu sehen, wie der Dampfer in der Ferne lavierte und nach rechts bog, bevor er hinter der Felseninsel, die das letzte Bollwerk gegen das Meer bildete, verschwand.

In dem Augenblick, als der Dampfer verschwand, fiel mir der Baron schluchzend um den Hals; eine Weile lagen wir einander in den Armen, ohne etwas sagen zu können.

War es die Schlaflosigkeit, die Entnervung durch die durchwachte Nacht, welche diese Tränen hervorrief? Waren es düstere Vorahnungen, oder ganz einfach der Schmerz des Vermissens? In diesem Augenblick wüsste ich es nicht genau zu sagen.

Wir begaben uns schweigend und düster ins Dorf, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Aber das Gasthaus war noch nicht geöffnet. Wir gingen durch die Strassen, deren kleine Häuser ihre Türen geschlossen, ihre Rollgardinen herabgelassen hatten. Als wir aus dem Ort herauskamen, erreichten wir eine einsame Stelle, wo sich eine Wasserrinne einschnitt. Das Wasser war hell und klar und lud uns ein, die Augen zu benetzen. Ich schnallte mein Necessaire auf und nahm ein frisches Taschentuch, eine Zahnbürste, ein Stück Seife, eine Flasche kölnischen Wassers heraus. Der Baron machte eine Miene, als wolle er sich über mein Raffinement aufhalten; das hinderte ihn aber nicht, dankbar das Vergnügen einer, wenn auch summarischen

Toilette anzunehmen, indem er sich das Nötige dazu von mir lieh.

Während wir ins Dorf zurückkehrten, bemerkte ich einen Geruch von verbrannten Kohlen, der durch die Blätter der am Ufer stehenden Erlen drang. Durch ein Zeichen gab ich dem Baron zu verstehen, dass dies der letzte Abschiedsgruss des Dampfers sei, den der Meereswind hertrage. Aber er wollte mein Mienenspiel nicht begreifen.

Beim Kaffee bot mein Freund einen trostlosen Anblick. Sein grosser schlaftrunkener Kopf fiel ihm auf die Brust, seine aufgedunsenen Züge gaben ihm ein jämmerliches Aussehen. Eine gewisse Verlegenheit kam in unsere Beziehungen; seine Stimmung war schlecht, er beobachtete ein hartnäckiges Schweigen. Einen Augenblick ergriff er meine Hand und entschuldigte sich wegen seines zerstreuten Wesens, im nächsten Augenblick fiel er wieder in seine unschicklichen Träumereien zurück. Ich machte alle möglichen Anstrengungen, um ihn wieder zu beleben, aber der Resonanzboden fehlte, der Bindestrich war nicht mehr da. Sein Gesicht, eben noch liebenswürdig und schlicht, nahm nach und nach unerwartete Zeichen von Gewöhnlichkeit und Roheit an. Der Widerschein von dem Liebreiz, der lebendigen Schönheit der verehrten Frau schwand. Der ungebildete Mann kam zum Vorschein.

Was er dachte, weiss ich nicht. Erriet er mich? Wenn man über seinen inneren Zustand nach der plötzlichen Veränderung seines Betragens urteilen konnte, so musste er ein Raub sehr auseinandergehender Empfindungen sein; bald drückte er mir die Hand, indem er mich seinen ersten, seinen einzigen Freund nannte; bald drehte er mir den Rücken.

Ich empfand während dieser Zeit mit Schrecken, dass wir nur einzig und allein durch sie und für sie lebten. Seit unsere Sonne untergegangen war, hatten wir jede persönliche Farbe verloren.

Sobald wir in die Stadt gekommen waren, verabschiedete ich mich von ihm. Aber er schleppte mich mit, indem er mich inständig bat, ihn bis zu seinem Hause zu begleiten.

Als wir in die verlassene Wohnung eintraten, glaubten wir in eine Totenkammer eingedrungen zu sein. Von neuem begannen wir zu schluchzen.

Verwirrt, wusste ich nicht, wie ich mich aus der Verlegenheit ziehen solle. Ich entschloss mich, zu lachen.

— Ist es nicht höchst lächerlich, Herr Baron, ein Hauptmann der Garde und ein Königlicher Bibliothekar, die weinen . . .

— Das tut gut, sagte er mir.

Darauf liess er sein Töchterchen holen, das den bitteren Schmerz des Vermissens von neuem in uns weckte.

Es war neun Uhr morgens. Da er am Ende seiner Kraft war, lud er mich ein, auf dem Sofa ein Schläfchen zu machen, während er sich in sein Schlafzimmer zurückziehen wolle. Er legte mir ein Kissen unter den Kopf, bedeckte mich mit seinem Militärmantel und wünschte mir einen guten Schlaf, nicht ohne mir noch einmal gedankt zu haben, dass ich ihn nicht allein gelassen. In seiner brüderlichen Freundlichkeit war ein Widerhall von der Zärtlichkeit seiner Frau; sie erfüllte seine Gedanken vollständig.

Ich sank in einen tiefen Schlaf, nachdem ich noch im letzten Augenblick, bevor ich das Bewusstsein verlor, beobachtet hatte, wie er leise an mein im-

provisiertes Lager heranschlich, um mich noch einmal zu fragen, ob ich gut liege.

Ich erwachte gegen Mittag. Er war schon auf. Die Einsamkeit machte ihm Furcht. Er schlug mir vor, zusammen im Park zu frühstücken. Das taten wir.

Der Tag verging, während wir über dies und jenes plauderten, besonders aber über das Wesen, auf dessen Dasein unser Dasein gepfropft war.

3.

Die nächsten beiden Tage hielt ich mich beiseite, indem ich die Einsamkeit in meiner Bibliothek suchte, deren Kellergeschoss, früher die Säle des Museums für Skulpturen, die Zuflucht bot, die ich für meine Gemütsverfassung brauchte. Der grosse Raum im Rokokostil, der auf dem Löwenhof hinausging, enthielt die Manuskripte. Dort blieb ich lange, indem ich aufs Geratewohl zur Hand nahm, was mir alt genug erschien, um meine Aufmerksamkeit von den jüngsten Erlebnissen abzulenken. Aber je mehr ich meine Lektüre verfolgte, desto mehr stimmte die Gegenwart mit der Vergangenheit überein, und die vergilbten Briefe der Königin Christine flüsterten mir die Liebeserklärungen der Baronin ins Ohr.

Um Gespräche mit Freunden zu vermeiden, besuchte ich nicht mein gewöhnliches Restaurant. Ich wollte um keinen Preis meine Zunge entweihen, indem ich den Ketzern meinen neuen Glauben bekannte; den sollten sie niemals kennen lernen. Ich war eifersüchtig auf meine Persönlichkeit, die künftighin ihr allein gehören sollte. Wenn ich auf der Strasse ging, träumte ich, Chorknaben gingen mir voran und zeigten mit ihren klingenden Glöckchen der Menge das Nahen des Allerheiligsten an, das in der Monstranz meines Herzens einge-

schlossen war. Ich bildete mir ein, ich trüge Trauer, Trauer um eine Königin, und ich hätte beinahe die Menge aufgefordert, das Haupt zu entblössen vor dem Tode meiner totgeborenen Liebe, die keine Aussicht hatte, wieder lebendig zu werden.

Am dritten Tage wurde ich durch den Trommelwirbel der aufziehenden Garde und durch den plötzlich erklingenden Trauermarsch von Chopin aus meiner Betäubung gerissen. Ich eilte ans Fenster und bemerkte den Baron, der die Garde führte. Er grüsste mich, indem er sein Kopfnicken mit einem schelmischen Lächeln unterstrich. Er war es, der die Idee gehabt hatte, das Lieblingsstück der Baronin von seinen Musikern spielen zu lassen, und seine Leute ahnten nicht, dass sie ihr zu Ehren für uns beide spielten, vor einer Menge, die erst recht nichts ahnte.

Eine halbe Stunde später fragte der Baron in der Bibliothek nach mir. Ich führte ihn im Kellergeschoss durch die Gänge, die von Schränken und Regalen verstellt waren, bis in den Handschriftensaal. Er sah heiter aus und zögerte nicht, mir den Inhalt des Briefes mitzuteilen, den er von seiner Frau erhalten hatte. Alles ginge gut. Für mich besonders war ein kleines Billet dabei. Ich verschlang es in aller Eile, indem ich, so gut ich konnte, meine Erregung verbarg. In herzlichem und freimütigem Ton dankte sie mir, dass ich mich um ihren „Alten“ gekümmert habe; sagte, der Schmerz, den ich über ihre Reise gezeigt habe, sei ihr schmeichelhaft gewesen. Augenblicklich befinde sie sich bei meinem Rettungsengel, den sie zärtlich liebgewonnen habe. Sie erschöpfte sich in Lobsprüchen über ihren Charakter und schloss damit, mir Hoffnung zu machen. Das war alles.

Sie liebte mich also, mein Rettungsengel, dieses Ungeheuer! Mir wurde übel, wenn ich an sie dachte. Ich war nun gezwungen, den Liebhaber wider Willen zu spielen; war zu einer abscheulichen Komödie verurteilt, die vielleicht kein Ende nahm. Man spielt nicht ungestraft mit der Liebe! In der Schlinge gefangen, bemühte ich mich in meinem Grimm, das schmutzige Ding, das mich zur Liebe gezwungen hatte, zu entlarven: sie hatte Mongolenaugen, ihr Gesicht war grau, ihre Arme waren rot. Mit einer teuflischen Genugtuung rief ich mir ihre verführerischen Manieren, ihre verdächtige Haltung ins Gedächtnis zurück. Hatten doch meine Freunde anzügliche Fragen an mich gerichtet: Was ist das für ein Frauenzimmer, das du in den Anlagen der Vororte spazieren führst?

Ich erinnerte mich mit boshafter Freude, wie sie Kniffe anwandte, wie sie aufmerksam war, wie sie schöntat, um mich zu fangen. Wenn sie zum Beispiel ihre Uhr aus dem Mieder zog, liess sie ein Stückchen ihrer Leibwäsche sehen. Und jener Sonntag, als wir im Park spazieren gingen! Wir folgten den grossen Alleen, als sie mir vorschlug, ins Dickicht abzubiegen. Meine Haare sträubten sich, als ich einen solchen Vorschlag hörte: welch schlechter Geschmack! Aber auf meine Einwendungen antwortete sie: Ach was, passend!

Sie wollte unter den Haselsträuchern Anemonen pflücken. Sie verliess die Allee, lief ins Gebüsch und verschwand. Ich folgte ihr etwas verlegen. Sie wählte einen geschützten Platz unter einem Kreuzdorn und setzte sich, indem sie ihre Röcke ausbreitete, und ihre kleinen, aber durch Frostbeulen entstellten Füsse ausstreckte. Eine peinliche Weile verging; ich musste an die alten Jungfern von Korinth denken, die wütend wurden, wenn

die übliche Vergewaltigung auf sich warten liess. Sie sah mich mit einem einfältigen Ausdruck an. Auf mein Ehrenwort, ihre Tugend wurde an diesem Tage nur geschont, weil sie so hässlich war und ich leichte Eroberungen verabscheue.

Alle diese Einzelheiten, die ich bisher als widerwärtig zurückgedrängt hatte, bedrückten mich in diesem Augenblick, in dem sich mir die Aussicht eröffnete, sie in meine Arme sinken zu sehen. Ich wünschte dem Komödianten Glück in seinem Liebeshandel. Doch musste ich mich fügen und die Maske wieder vornehmen.

Während ich das Billett seiner Frau las, hatte sich der Baron an den grossen, mit alten Büchern und Handschriften beladenen Tisch gesetzt. Er spielte mit seinem aus Elfenbein geschnitzten Kommandostab und sah zerstreut aus, als sei ihm bewusst, dass er in literarischen Dingen dem Zivilisten unterlegen war. Allen Anstrengungen, die ich machte, um ihn für meine gelehrten Arbeiten zu interessieren, verschloss er sich, indem er ohne jede Überzeugung erklärte:

— Ja, das muss wirklich sehr interessant sein!

Durch die Zeichen seines Ranges, Ringkragen, Schärpe, Galauniform, gedemütigt, bemühte ich mich, das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem ich mein Wissen zeigte. Ich erreichte aber nur, dass er verlegen wurde.

Säbel und Feder! Der Adelige herunter, der Bürgerliche hinauf! Vielleicht sah die Frau, ohne sich dessen bewusst zu werden, in ihrer Hellsicht die Zukunft voraus, als sie später den Vater für ihre künftigen Kinder aus dem Adel der Intelligenz wählte!

Trotzdem er immer versuchte, mich als Gleich-

gestellten zu behandeln, fühlte der Baron sich mir gegenüber verlegen, ohne es sich einzugestehen. Manchmal bezeigte er meiner Wissenschaft die schuldige Achtung; damit gab er stillschweigend zu, dass er mir in diesem Punkt unterlegen war. Manchmal aber verfiel er darauf, sich auf eine Streitfrage zu werfen; dann genügte ein Wort der Baronin, ihn in seinem Eifer zurückzuhalten. In den Augen seiner Frau zählte das ererbte Wappen kaum, und die Paradeuniform des Hauptmanns musste hinter dem staubigen Rock des Gelehrten zurückstehen. Hatte er das nicht selber anerkannt, als er den Malerkittel anzog und sich im Atelier den Schülern als letzter anschloss! Gewiss, aber es blieb immer ein Rest verfeinerter Erziehung, eine überkommene Gewohnheit, und der Hass der Eifersucht, der zwischen Studierenden und Offizieren herrscht, lag auch ihm im Blut.

Für den Augenblick war ich ihm unentbehrlich, da ich seinen Kummer teilte, und aus diesem Grunde erhielt ich die Einladung, bei ihm zu essen.

Nach dem Kaffee machte er mir den Vorschlag, an die Baronin zu schreiben. Er gab mir eine Feder in die Hand und brachte mir Papier. Zum Schreiben gezwungen, ob ich wollte oder nicht, zerbrach ich mir den Kopf, um alltägliche Redensarten zu finden, die verbergen konnten, was mein Herz dachte.

Als ich den Brief beendet hatte, reichte ich ihn offen dem Baron mit der Bitte, ihn durchzusehen.

— Ich lese niemals fremde Briefe, antwortete er in einem Ton falschen Stolzes.

— Und ich schreibe niemals an die Frau eines andern, ohne dass der Gatte den Briefwechsel kennen lernt.

Mit einem Blick überzeugte er sich von dem

Inhalt des Briefes und versiegelte ihn mit seinem eigenen unter einem unerklärlichen Lächeln.

Während der ganzen Woche verlor ich ihn aus dem Gesicht. Eines Abends traf ich ihn an einer Strassenecke. Er schien sich sehr zu freuen, mich wiederzusehen, und wir suchten sofort ein Café auf, damit er mir seine unvermeidlichen Mitteilungen machen konnte.

Er hatte einige Tage bei der berühmten Kusine seiner Frau zugebracht. Ohne diese verführerische Person je gesehen zu haben, entdeckte ich ihre Persönlichkeit sofort in den Reflexen, die der Baron von ihr behalten hatte. Bei ihr zurückgelassen hatte er seinen Dünkel und seinen gewöhnlichen Trübsinn. Sein Gesicht hatte wie eine Schminke den Ausdruck einer heiteren Sinnlichkeit angenommen; sein Wortschatz sich mit einigen gemeinen Ausdrücken zweifelhaften Geschmacks bereichert; der Ton seiner Stimme sich in überraschender Weise verändert.

Ein schwacher Geist, sagte ich mir, der allen Eindrücken unterliegt; eine glatte Tafel, auf den die leichteste Frauenhand nach Gefallen entweder ihre Dummheit oder ihren Witz schreibt.

Der Mann in ihm war eine Art Operettenheld geworden, der Witze machte, Schwänke erzählte, lustig war. In Zivil verlor er übrigens seinen ganzen Zauber; und als er nach dem Abendessen, etwas angeheitert, vorschlug, zu Mädchen zu gehen, fand ich ihn abstossend. Es war entschieden weiter nichts an ihm als der bunte Rock, die Schärpe, der Ringkragen!

Als sein Rausch den Höhepunkt erreicht hatte, wollte er mir die Geheimnisse seines Schlafzimmers anvertrauen. Ich unterbrach ihn unzweideutig und hob die Sitzung unwillig auf, trotzdem

er mir versicherte, seine Frau habe ihm vollständige Freiheit gegeben, sich während seiner Witwerschaft zu amüsieren. Das kam mir zuerst sehr menschlich vor und bestätigte mir dann die Ansicht, die ich über die kalte Natur der Baronin hatte. Wir trennten uns ziemlich früh, und ich kehrte in meine Wohnung zurück, verwirrt von den indiskreten Enthüllungen, die ich eben gehört hatte.

Diese in ihren Gatten verliebte Frau liess ihm, nach dreijähriger Verbindung, die körperliche Freiheit, ohne dieselben Rechte für sich zu verlangen! Das war wirklich seltsam, unnatürlich wie Liebe ohne Eifersucht, die Vorderseite ohne die Rückseite. Das war nicht möglich! Aber etwas anderes. Die Baronin sei eine keusche Natur, hatte er mir anvertraut. Wieder ungewöhnlich! Sie verkörperte also die jungfräuliche Mutter, die ich in ihr geahnt hatte. Und die Keuschheit, war das nicht eine Eigenschaft, ein Zeichen der höheren Rasse? Die Reinheit der Seele, die sich der Verfeinerung der Sitten verband? Das alles war gerade so, wie ich es mir in meiner Jugend eingebildet hatte; damals flösste mir ein junges Mädchen nur Verehrung ein, ohne jemals meine sinnlichen Triebe zu erregen. Träume eines Kindes, liebliche Unkenntnis der Frau, dieses Problems, das verwickelter ist, als ein Junggeselle sich denken kann!

Schliesslich kehrte die Baronin zurück, strahlend von Gesundheit, verjüngt von all den Erinnerungen, die das Wiedersehen mit ihren Jugendfreundinnen geweckt hatten.

— Da ist die Taube der Arche, die ein Ölblatt bringt, sagte sie zu mir, indem sie mir einen Brief von meiner sogenannten Verlobten übergab.

Ich las das anspruchsvolle, farblose Geschwätz, die Schreiberei eines herzlosen Blaustrumpfs, der durch eine Heirat — eine beliebige Heirat — frei werden wollte.

Nach der Lektüre, die ich mit scheinbarer, aber nicht aufrichtiger Freude vornahm, wollte ich mir diese dumme Geschichte vom Halse schaffen.

— Können Sie mir endlich melden, fragte ich die Baronin, ob diese Dame mit dem Sänger verlobt ist?

— Ja und nein.

— Ist sie durch ein Versprechen an ihn gebunden?

— Nein!

— Wünscht sie die Heirat?

— Nein!

— Wünschen ihr Vater und ihre Mutter sie?

— Sie verabscheuen Ihren Sänger.

— Warum ist sie denn so versessen darauf, sich diesem Mann auszuliefern.

— Weil . . . ich weiss es nicht.

— Liebt sie mich?

— Vielleicht.

— Dann ist sie eine „Freierin". Sie hat nur den einen Gedanken, den Meistbietenden zu heiraten. Dieses Mädchen versteht nichts von Liebe.

— Aber Sie, mein Herr, was verstehen Sie denn unter Liebe?

— Um die Wahrheit zu sagen: ein Gefühl, das alle andern verdrängt, eine Naturkraft, der nichts widersteht, etwas Ähnliches, wie der Donner, die steigende Flut, der Wasserfall, der Sturm . . .

Sie sah mir in die Augen, alles, was sie zur Verteidigung ihrer Freundin in Bereitschaft hatte, unterdrückend.

— Und mit dieser Gewalt lieben Sie das Mädchen? fragte sie.

In diesem Augenblick wollte ich ihr alles gestehen. Aber dann? . . . Das Band wäre zerrissen, und die Lüge, die mich gegen diese verbrecherische Liebe schützte, war mir unentbehrlich geworden.

Um eine bestimmte Antwort zu vermeiden, bat ich sie, nicht mehr davon zu sprechen. Die schöne Person sei für mich tot, und ich habe nur noch die grausame Pflicht, sie zu vergessen.

Die Baronin tat ihr möglichstes, um mich zu trösten, verhehlte mir aber nicht, dass der Sänger ein gefährlicher Konkurrent sei, da er den Vorteil habe, mit der Dame persönlich sprechen zu können.

Der Baron, den unser Gespräch ermüdete, unterbrach es, indem er uns vorhersagte, wir würden uns die Finger verbrennen.

— Man muss sich nicht in fremde Herzensangelegenheiten mischen.

Das sagte er mit einem so schroffen Ton, dass die Flammen des Unwillens auf den Wangen der Baronin entbrannten. Ich musste einen drohenden Sturm ablenken, indem ich von etwas anderm sprach.

Der Stein war im Rollen.

Die Lüge, ursprünglich ein Einfall, befestigte sich; Scham und Furcht zwangen mich, mich so zu verstellen, dass dieses Liebesabenteuer ein poetisches Märchen wurde, an das ich schliesslich selber glaubte. Ich spielte die Rolle eines unglücklichen Liebhabers, die nicht allzuschwer zu spielen war, da sie bis auf den Gegenstand meiner Gefühle meiner wirklichen Lage entsprach.

Ich hatte es dahin gebracht, dass ich mich in meinen eigenen Netzen fing. Eines Tages, als ich

in mein Zimmer kam, fand ich die Karte eines Herrn X, eines Kanzlisten beim Zollamt, vor. Das war niemand anders als „ihr“ Vater. Ich erwiderte den Besuch sogleich. Es war ein kleiner alter Mann, der seiner Tochter unangenehm ähnlich war, eine Karikatur der Karikatur. Sein erstes war, dass er mich vollständig als seinen künftigen Schwiegersohn behandelte. Er fragte mich nach meiner Familie, nach meinem Einkommen, nach meinen Aussichten; kurz, es war ein richtiges Examen. Die Sache drohte ernst zu werden ....

Was tun? Ich machte mich in seinen Augen so klein, wie ich nur konnte, um seine väterlichen Blicke von mir abzulenken. Warum er nach Stockholm kam, war mir nur allzu klar. Entweder wollte er sich den Sänger, der ihm nicht gefiel, vom Halse schaffen, oder die Schöne hatte sich entschlossen, mich mit ihrer Wahl zu beehren, falls ein Sachverständiger mich hoch genug einschätze. Ich zeigte mich recht unangenehm, wich jeder Gelegenheit aus, versäumte sogar ein Essen bei der Baronin; ermüdete diesen unglücklichen Schwiegervater, indem ich ihm immer wieder durchging und dringenden Dienst in der Bibliothek vorschützte, bis — und das wollte ich — der wütende Kanzlist vor der Zeit abreiste.

Ahnte mein Komödiant, welchem Rivalen er sein eheliches Unglück zu verdanken hatte, als er seine Madonna heiratete? Ohne Zweifel hat er es nie erfahren und schrieb sich stolz die Ehre zu, mich verdrängt zu haben.

Ein Zwischenfall trat ein, der für unsere Schicksale nicht ohne Folgen blieb. Die Baronin reiste plötzlich mit ihrem Töchterchen aufs Land. Es war in den ersten Tagen des August. Aus gesund-

heitlichen Gründen hatte sie den Badeort Mariafred am Mälar gewählt, wo sich gerade die kleine Kusine mit ihren Eltern aufhielt.

Diese überstürzte Abreise, am Tage nach ihrer Rückkehr von einer langen Reise, kam mir sehr seltsam vor; aber da die Sache mich nichts anging, verhielt ich mich ruhig. Drei Tage vergingen, da liess mich der Baron rufen. Er war unruhig, nervös, wunderlich. Er kündigte mir an, dass die Baronin bald zurückkehren werde.

— So? rief ich, erstaunter als ich erscheinen wollte.

— Ja . . . Sie ist aufgeregt: das Klima bekommt ihr nicht. Sie hat mir einen unbegreiflichen Brief geschrieben, der mich sehr ängstigt. Übrigens habe ich ihre Grillen nie begreifen können: sie wird von verrückten Ideen heimgesucht. Jetzt bildet sie sich ein, Sie seien ihr böse!

Was für eine Haltung sollte ich annehmen?

— Ist es nicht albern? Jedenfalls bitte ich Sie von ganzem Herzen, sich nichts merken zu lassen, wenn sie zurückkommt, denn sie schämt sich wegen ihrer Unbeständigkeit. Sie ist sehr stolz, und wenn sie argwöhnte, dass Sie ihre Launen tadeln, würde sie eine Dummheit machen.

Jetzt nimmt es eine schlimme Wendung, sagte ich mir. Und von diesem Augenblick an dachte ich an Flucht, da ich nicht der Held in einem Roman der Leidenschaft sein wollte, dessen Entwicklung bald zu erwarten war.

Diese erste Einladung lehnte ich ab, unter Vorwänden, die schlecht erfunden waren und falsch ausgelegt wurden. Das Ergebnis war, dass der Baron um eine Zusammenkunft bat, in der er mich fragte, wie mein wenig geselliges Betragen zu erklären sei. Ich wusste natürlich keine Antwort,

und er benutzte meine Verlegenheit, um mir ein Versprechen abzulocken, sie auf einem Ausflug zu begleiten.

Als ich die Baronin wiedersah, sah sie schlecht aus: das Gesicht war welk, das Auge glänzte. Ich zeigte mich sehr verschlossen, sprach in eisigem Ton, hielt mich vollständig zurück.

Nachdem wir eine Fahrt mit dem Dampfer gemacht hatten, stiegen wir bei einem bekannten Gasthaus aus, wo der Baron sich mit seinem Oheim treffen wollte. Das Abendessen im Freien war ziemlich trist: vor uns breitete sich der schwarze See aus, der von schwarzen Bergen eingerahmt war; über uns erhoben sich hundertjährige Linden mit ihren geschwärzten Stämmen.

Die Unterhaltung war trocken und schleppend und behandelte nichtssagende Dinge. Ich glaubte die Nachwehen von einem Streit zu bemerken, der zwischen den beiden Gatten noch nicht ganz beigelegt war; einem Streit, dessen drohenden Ausbruch ich mich zu entziehen wünschte. Leider standen Oheim und Neffe vom Tische auf, um persönliche Angelegenheiten zu besprechen. Die Mine musste springen.

Sobald wir allein waren, beugte sich die Baronin zu mir und sagte erregt:

— Wissen Sie, dass Gustav über meine plötzliche Rückkehr ärgerlich, sehr ärgerlich war.

— Ich weiss nichts davon.

— Dann wissen Sie nicht, dass er darauf gerechnet hatte, an den freien Sonntagen mit meiner verführerischen Kusine zusammentreffen zu können.

— Ich bitte Sie, Frau Baronin, sagte ich, sie unterbrechend: Wenn Sie Anschuldigungen vorzubringen haben, so tun Sie es wenigstens in Gegenwart des Angeschuldigten.

... Was hatte ich gemacht? Es war eine Grobheit, dieser derbe, deutliche Verweis, den ich zu Gunsten eines Geschlechtsgenossen einer verräterischen Frau ins Gesicht geschleudert hatte.

— Das ist zu stark, mein Herr! rief sie, indem sie vor Überraschung abwechselnd rot und blass wurde.

— Das ist allerdings sehr stark, Frau Baronin!

Alles war zwischen uns aus! Für immer!

Sobald ihr Mann zurückkam, drängte sie sich an ihn heran, ergriff seinen Arm, als wolle sie um Schutz gegen einen Feind bitten. Der Baron bemerkte etwas, ohne jedoch ihre Erregung zu begreifen.

Am Landungsplatz verliess ich meine Freunde, indem ich vorschützte, ich habe in einer nahen Villa einen Besuch zu machen.

Ich kehrte in die Stadt zurück, ohne dass ich sagen könnte, wie. Meine Beine trugen einen leblosen Körper; der Lebensknoten war durchschnitten. Es war ein Leichnam, der mit mir in seinem Leichenzug daher kam.

Allein! Ich war wieder einmal vereinsamt, ohne Freunde, ohne Familie. Und nichts zum Verehren! Gott liess sich von mir nicht neu schaffen. Die Statue der Madonna war gestürzt; das Weib hatte sich hinter dem schönen Bildwerk enthüllt: verräterisch, treulos, mit Krallen versehen! Als sie mich zu ihrem Vertrauten machen wollte, hatte sie den ersten Schritt zum Ehebruch getan, und der Hass gegen ihr Geschlecht hatte sich in diesem Augenblick in mir erhoben. Sie hatte mich als Mann und als Geschlecht verletzt, und ich nahm die Partei ihres Gatten gegen die Partei der Frau. Ich schmeichelte mir aber nicht, tugendhaft zu sein. In der Liebe ist der Mann nie ein Dieb, er nimmt

nur, was gegeben wird. Nur die Frau stiehlt und ver! .uft sich! Und der einzige Fall, wo sie sich gibt, wirklich uneigennützig, ist der Ehebruch. Das junge Mädchen verkauft sich, die junge Frau verkauft sich, die Ehebrecherin allein gibt sich ihrem Geliebten, indem sie den Gatten bestiehlt.

Übrigens hatte ich sie nicht als Geliebte begehrt; sie hatte mir immer nur weibliche Freundschaft eingeflösst. Durch ihr Kind in meinen Augen geschützt, war sie für mich stets mit den Zeichen ihrer Mutterschaft bekleidet. Und wenn sie an der Seite ihres Gatten war, fühlte ich nicht die Versuchung, mit ihr Genüsse zu teilen, die, an sich unsauber, nur durch den vollständigen, ausschliesslichen Besitz geadelt werden.

Vernichtet, gebrochen kehrte ich in mein Zimmer zurück, einsamer als früher, da ich mich von meinen Kameraden aus der wissenschaftlichen Boheme zurückgezogen hatte, als meine Beziehungen zu der Baronin begannen.

4.

Ich bewohne unter dem Dach ein ziemlich grosses Zimmer, dessen beide Mansardenfenster sich auf den neuen Hafen, die Bucht und die felsigen Höhen des südlichen Stadtteils öffneten. In den Fensternischen hatte ich mir einen kleinen Garten angelegt. Bengalische Rosen, Azeleen, Geranien versorgten mich immer der Reihe nach mit Blumen für den geheimen Kultus, den ich meiner Madonna mit dem Kinde widmete. Es war mir eine tägliche Gewohnheit geworden, gegen Abend meine Rollgardine herunterzulassen, meine Blumentöpfe in Form einer Apsis anzuordnen, und darunter das von der Lampe erleuchtete Porträt der Baronin aufzustellen. Sie war auf diesem Bild als junge Mutter abgebildet; ihre etwas strengen Züge waren von einer köstlichen Reinheit, ihr feiner Kopf von ihrem blonden Haar gekrönt; ein weisses Kleid trug sie, das bis ans Knie ging und das Gesicht mit einer gefalteten Halskrause einrahmte; neben ihr auf einem Tisch steht ihr Töchterchen, ganz in Weiss, und sieht den Betrachter mit seinen tiefen Augen schmerzlich an. Wieviel Briefe „An meine Freunde“ habe ich vor diesem Bilde geschrieben, die am nächsten Morgen an die Adresse des Herrn Baron abgingen! Das war zu dieser Zeit die einzige

Anwendung, die ich von meinem Talent als Schriftsteller machen konnte. Ich habe wahrhaftig meine tiefste Seele hineingelegt.

Um diesen fehlgegangenen Künstlergeist in eine Bahn zu lenken, hatte ich die Baronin aufgefordert, ihren poetischen Phantasien durch die literarische Form einen Ausweg zu suchen. Ich hatte ihr die Meisterwerke aller Literaturen gebracht, ihr durch Übersichten, Erklärungen, Zergliederungen, denen ich Ratschläge und praktische Anweisungen beifügte, die ersten unentbehrlichen Begriffe von dichterischer Komposition gegeben. Sie hatte sich nur mässig dafür interessiert, da sie von Anfang an daran zweifelte, ob sie für die Kunst des Schreibens befähigt sei. Ich antworte ihr, jeder Mensch, der eine Erziehung genossen, besitze die Fähigkeit zu schreiben, wenigstens einen Brief, trage also im geheimen einen Keim zum Schriftsteller in sich, der nur zu entwickeln sei. Das alles half nichts, die Leidenschaft für die Bühne war ihrem zähen Gehirn zu tief eingeimpft; sie versicherte, die Kunst des Sprechens sei ihr angeboren. Weil ihre Stellung ihr nicht erlaubte, die Bretter zu betreten, von denen sie nicht lassen konnte, hatte sie zum Schaden ihres ehelichen Glücks die Haltung einer Märtyrerin angenommen. Ihr Gatte war mein Genosse in diesem Werk der Wohltätigkeit, das ich mit dem geheimen Wunsch unternommen hatte, die Häuslichkeit der beiden vor einem beweinenswerten Einsturz zu bewahren. Er wusste mir vielen Dank, wagte aber nicht, sich wirklich und persönlich für die Sache zu interessieren. Trotzdem die Baronin dagegen war, setzte ich meine Idee fort und riet ihr von Brief zu Brief, dieses innere Geschwür vollständig wegzuschneiden und sich im Roman, im Drama, oder im Gedicht zu versuchen.

— Geben Sie den wesentlichen Inhalt Ihres Lebens, schrieb ich ihr, wenn Sie ein Leben mit ergreifenden Wechselfällen erlebt haben! Nehmen Sie ein Buch Papier, Ihre Feder und seien Sie vor allem aufrichtig, dann werden Sie eine Schriftstellerin werden, wiederholte ich Börns Ausspruch.

— Es ist zu peinlich, ein bitteres Dasein noch einmal zu leben, hatte sie mir geantwortet. Nein, in der Kunst will ich mich selbst vergessen, indem ich in Charaktere aufgehe, die von meinem sehr verschieden sind.

Ich fragte mich nie, was sie denn zu vergessen haben könne; im Grunde kannte ich ihre Vergangenheit nicht. Hatte sie Furcht, die Lösung ihres Rätsels zu geben, den Schlüssel zu ihrem Charakter auszuliefern? Wünschte sie sich als Schauspielerin hinter den Masken zu verbergen, oder wollte sie sich durch Rollen, die ihrem Wuchs überlegen waren, vergrössern?

Als ich mit meinen Argumenten zu Ende war, empfahl ich ihr, als Übersetzerin anzufangen; das vervollkommne ihren Stil und führe sie bei den Verlegern ein.

— Wird man wenigstens gut bezahlt als Übersetzer? fragte sie.

— Ziemlich gut, aber man muss seine Arbeit ordentlich verstehen, antwortete ich.

— Sie bilden sich vielleicht ein, ich sei eine habsüchtige Frau, aber eine Arbeit, die keine fühlbaren Ergebnisse bringt, zieht mich nicht an.

Auch sie war von diesem Wahn ergriffen, den die Frauen von heute haben: ihr Brot selber verdienen zu wollen! Der Baron machte ein zweifelndes Gesicht, als wolle er zu verstehen geben, dass es ihm lieber wäre, wenn sie den Haushalt besser

führe, als dass sie zehn Pfennig für einen vernachlässigten Haushalt verdiene.

Seit diesem Tage hatte sie mich mit Bitten überhäuft!

— Suchen Sie mir ein gutes Buch zum Übersetzen und einen Verleger.

Um mich so gut wie möglich aus der Sache zu ziehen, brachte ich zwei ganz kurze Stücke „Vermischtes", die für ein illustriertes, nicht zahlendes Blatt bestimmt waren.

Eine ganze Woche verging, ohne dass die Übersetzung, eine leichte Aufgabe, die in zwei Stunden zu erledigen war, vollendet wurde. Der Baron, der sie zuweilen zu necken wagte, erklärte sie für eine Müssiggängerin, die bis in den hellen Tag hinein schlafe. Auch zog er sich von ihr eine dieser Abweisungen zu, die beweisen, daß man eine wunde Stelle berührt hat. Da hörte ich mit meinem Drängen auf, weil ich keine Lust hatte, den Apfel der Zwietracht zwischen die beiden Gatten zu werfen.

So lagen die Dinge, als der Bruch zwischen uns beiden stattfand.

.... In meiner Dachstube sass ich vor den Briefen der Baronin; wie ich einen nach dem andern durchging, presste sich mein Herz zusammen. Das war eine verzweifelnde Seele, eine ungebrauchte Kraft, ein nicht zur Geltung kommendes Talent, ganz wie meines. Daher unsere Sympathie! Ich litt durch sie wie durch ein Organ, das an meine leidende abgezehrte Seele angrenzte, die selber unfähig war, den grausamen Genuss der Schmerzen zu empfinden.

Und was hatte sie denn eigentlich getan, dass ich ihr meine Teilnahme entzog? In einem Augen-

blick der Eifersucht hatte sie sich mir gegenüber über ihr eheliches Unglück beklagt! Und ich hatte sie zurückgestossen, angefahren, während ich sie zur Vernunft hätte bringen sollen; was um so leichter gewesen wäre, als sie, nach des Gatten eigenen Angaben, ihm Spielraum in seinen ehelichen Pflichten liess.

Ein unendliches Mitleid mit dieser Frau ergriff mich, die schlimme Geheimnisse, Abweichungen in der Entwicklung ihrer körperlichen und seelischen Natur verbergen musste. Ich bildete mir in diesem Augenblick ein, eine schlechte Handlung zu begehen, wenn ich sie scheitern liesse. Als meine Trostlosigkeit den höchsten Grad erreicht hatte, setzte ich mich hin und schrieb an sie, um sie um Verzeihung zu bitten. Ich bat sie, zu vergessen, was vorgefallen war, indem ich den beklagenswerten Eindruck, den ich bemerkt habe, durch ein Missverständnis erklärte. Aber die Worte kamen mir nicht, meine Feder blieb träge. Von Müdigkeit niedergedrückt, warf ich mich auf mein Bett.

Als ich am andern Morgen erwachte, war es einer von diesen trüben und warmen Augustmorgen. Niedergeschlagen und verdriesslich begab ich mich um acht Uhr in die Bibliothek. Da ich den Schlüssel hatte, konnte ich eintreten und dort drei Stunden allein verbringen, bis die Bibliothek für das Publikum geöffnet wurde. Ich irrte in den Gängen zwischen den beiden Reihen von Büchern umher, umhüllt von dieser köstlichen Einsamkeit, in der man nicht allein ist. Eine vertraute Annäherung zwischen den auserlesenen Geistern aller Zeiten und meinen Gedanken fand statt.

Indem ich bald hier bald dort einen Band heraus nahm, suchte ich mein Interesse auf einen Gegenstand zu richten, um den peinlichen Eindruck der

gestrigen Szene zu vergessen. Aber ich konnte das befleckte Bild der gefallenen Madonna nicht aus meinem Gehirn verjagen. Wenn ich meine Augen von den durchgesehenen Seiten erhob, ohne mich an ein einziges Wort zu erinnern, glaubte ich sie wie in einer Hallucination erscheinen zu sehen: sie stieg die Treppe hinunter, die sich im Hintergrund der niedrigen Galerie in endloser Perspektive schlängelte. Während sie hinunter stieg, hob sie die langen Falten ihres blauen Kleides, zeigte ihre feinen Füsse und ihre zierlichen Knöchel, lud mich zum Verrat ein mit den schrägen Blicken ihrer Augäpfel, bot sich mit diesem treulosen und so sinnlichen Lächeln an, das ich gestern entdeckt hatte. Und dieses Phantom rief in mir die Sinnlichkeit hervor, die seit drei Monaten begraben war, so keusch hatte ihre reine Atmosphäre mich gemacht, weil meine heftige Begierde sich zu individualisieren, sich auf einen einzigen Gegenstand zu konzentrieren anfing. Ja, ich begehrte sie. Sogleich stellte ich sie mir nackt vor, indem ich auf den weissen Leib die geschmeidige Linie ihrer Kleider übertrug, die ich auswendig wusste. Und nachdem meine Gedanken ein Ziel gefunden hatten, suchte ich eine Bilderkunde der italienischen Museen, die alle berühmten Skulpturen wiedergab. Ich wollte durch eine wissenschaftliche Forschung die Formel für diese Frau zu finden suchen. Ich wollte Art und Gattung erkennen, zu der sie gehörte. Ich hatte die Wahl.

War es die Venus mit festen Brüsten, mit runden Hüften, die normale Frau, die den Mann erwartet, des glänzenden Triumphes ihrer Schönheit sicher? — Nein! . . .

Juno? Die fruchtbare Mutter, die gebärende Frau, die sich auf dem Wochenbett ausstreckt und

die für schamhaft erklärten Teile ihres herrlichen Körpers zur Schau stellt? — Auch nicht! . . .

War es Minerva, der Blaustrumpf, die alte Jungfer, die ihre flache Brust unter einem männlichen Harnisch verbirgt? — Keineswegs . . .

Und Diana! Die bleiche Göttin, die Göttin der Nacht, die sich vor der bedrohlichen Klarheit des Tages fürchtet, grausam in ihrer unfreiwilligen Keuschheit, der Folge einer fehlerhaften Anlage, zuviel Knabe, zu wenig Mädchen, ehrbar aus Zwang, die Aktäon nicht verzeihen kann, dass er sie im Bade überrascht hat. Diana? Vielleicht die Art, aber nicht die Gattung!

Die Zukunft wird das letzte Urteil sprechen! Doch dieser zarte Körper, diese feinen Glieder, dieses zierliche Gesicht, dieses stolze Lächeln, dieser verhüllte Busen sollten von heimlichen Begierden brennen und die Leidenschaft bis zu dem Verlangen, Blut zu sehen, treiben? Diana! Richtig, vortrefflich!

Ich setzte meine Forschungen fort; ich durchsuchte alle Veröffentlichungen von Kunstsammlungen, die in dem reichen Staatsschatz aufbewahrt wurden; ich wollte das Phantom der keuschen Göttin aus meinen Gedanken herausbringen.

Ich stellte Vergleiche an, ich prüfte die Richtigkeit meiner Ansichten wie ein Gelehrter, indem ich von einem Ende des grossen Gebäudes zum andern ging, je nachdem ich auf dieses oder jenes Werk verwiesen wurde.

Schliesslich riss mich der Glockenschlag aus meinen Phantasien: meine Kollegen kamen und riefen mich zu meiner gewohnten Pflicht zurück.

Am Abend entschloss ich mich, meine Freunde im Klub zu besuchen. Als ich ins Laboratorium

eintrat, wurde ich mit einem höllischen Freudengeschrei begrüsst, das mir wieder Mut machte. In der Mitte des Zimmers ist ein Tisch in der Art eines Altars aufgestellt, auf dem ein Totenkopf vor einer grossen Flasche Cyankali liegt. Eine mit Punschflecken beschmutzte Bibel ist neben dem Schädel geöffnet. Chirurgische Gummiröhrchen dienen als Lesezeichen. Ringsherum steht eine glänzende Reihe von Punschgläsern, die man mit einer Retorte füllt. Die Kameraden sind im besten Zuge, sich zu berauschen. Man bietet mir einen Glaskolben an, der ein halbes Liter enthält, und ich leere ihn auf einen Zug. Alle Mitglieder stossen das Schimpfwort des Klubs aus: „Verflucht“! Ich antworte damit, dass ich das Lied der „Schlechten Subjekte“ anstimme:

Sich berauschen
Und sich paaren,
Ist des Lebens wahrer Zweck!

Nach diesem Vorspiel erhebt sich ein allgemeines Geschrei, ein grosser Lärm, und unter beifälligen Zurufen beginne ich meine wohlbekannten Schmähungen vorzutragen. In klangvollen Versen, in anatomischen Ausdrücken wird das Weib verherrlicht als die Verkörperung von des Mannes Unfähigkeit sich allein zu ergötzen.

Ich berausche mich an derben Worten, an Worten der Entweihung, die ich gegen die Madonna schleudere; das ist das krankhafte Ergebnis meiner unbefriedigten Begierde. Mein Hass gegen das treulose Idol bricht so heftig aus, dass ich einen bitteren Trost empfinde. Die Kameraden, arme Schlucker, welche die Liebe nur in öffentlichen Häusern kennen gelernt haben, sind entzückt, Frauen der Gesellschaft, an die sie nicht heran können, besudeln zu hören.

Der Rausch steigt. Ich bin glücklich, männliche Stimmen zu hören, nachdem ich Monate unter empfindsamem Gewimmer, unter falscher Ehrbarkeit, unter heuchlerischer Unschuld verbracht habe. Es ist, als habe ich die Maske fallen gelassen, die Schleier zurückgeworfen, mit denen Tartüffe seine Geilheit verbarg. Im Geiste sehe ich die Angebetete, wie sie sich allen Launen der ehelichen Liebe hingibt, um die Langeweile ihres langweiligen Daseins zu vertreiben. An sie, die Abwesende, richte ich meine Schändlichkeiten, meine Beleidigungen, den Auswurf, den ich in meiner ohnmächtigen Wut ausbreche, rasend, dass ich sie nicht besitzen kann, da eine Kraft in mir mich vom Verbrechen zurückhält.

In meinen Augen wird das Laboratorium, eine Vision meiner überreizten Sinne, der Tempel eines ungeheuren Gelages mit vielfachen Eindrücken. Auf den Gestellen leuchten die Flaschen in allen Farben des Regenbogens: im Rot des Mennigs, im Orange der Pottasche, im Gelb des Schwefels, im Grün des Grünspans, im Blau des Vitriols. Die Luft ist gesättigt vom Tabakrauch und den Dünsten des mit Zitronen bereiteten Arrakpunsches, der unbestimmte Vorstellungen von glücklichen Ländern weckt. Das eigens verstimmte und wieder in einer unbekannten Tonart gestimmte Klavier stöhnt, schlecht behandelt, Beethovens Marsch in einer Weise, dass man den Rhythmus nicht mehr erkennt. Die bleichen Gesichter der Trinker schwanken in dem blauschwarzen Nebel, der von den Pfeifen aufsteigt. Die goldene Schärpe des Leutnants, der schwarze Bart des Doktors der Philosophie, das gestickte Vorhemd des Arztes, der Totenkopf mit den leeren Augenhöhlen; das Geheul, die Unordnung, die scheusslichen Missklänge, die un-

saubern Bilder, die man heraufbeschwört: all das verwirrt sich in meinem durch Blutandrang belästigten Gehirn, als auf einmal ein einstimmiger Ruf sich loslöst, von verschiedenen Stimmen ausgestossen:

— Auf zu den Weibern, ihr Männer!

Und der ganze Chor stimmt zum Abschied das Lied an:

Sich berauschen
Und sich paaren,
Ist des Lebens wahrer Zweck!

Man zieht die Mäntel an und setzt die Hüte auf. Dann geht es los.

Eine halbe Stunde später bricht die Bande bei Mädchen ein; Porter wird getrunken, im Ofen prasselt das Feuer, und meine Freunde weihen diese Nacht der Saturnalien mit lebhaften Bildern ein . . .

5.

Als ich am hellen Tage in meinem eigenen Bett erwachte, fühlte ich mit Verwunderung, dass ich Herr meiner selbst war. Jede Anwandlung ungesunder Empfindsamkeit war verflogen, und in den Umarmungen der Nacht hatte ich den Kultus der Madonna vergessen. Ich betrachtete meine eingebildete Liebe als eine Schwäche des Geistes oder des Fleisches: was mir in diesem Augenblick als eins erschien.

Nachdem ich ein kaltes Bad genommen und mich durch ein Frühstück wiederhergestellt hatte, ging ich an meine gewöhnliche Arbeit, recht zufrieden, dass ich allem ein Ende gemacht habe. Langsam tat ich meine Pflicht und die Stunden vergingen schnell.

Es war zwölfeinhalb, als der Diener mir den Baron anmeldete.

— Wirklich? sagte ich mir, und ich glaubte, der Zwischenfall sei zu Ende!

Und ich bereitete mich vor, einer Szene zu begegnen.

Der Baron strahlte vor Freude und Munterkeit und drückte mir herzlich die Hand. Er kam, um mich zu einem neuen Dampferausflug einzuladen: im Badeort Södertelje sollte das Liebhabertheater eine Vorstellung geben.

Ich lehnte höflich ab, indem ich dringende Arbeit vorschützte.

— Meine Frau, fing er wieder an, würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie kommen wollten. Übrigens Baby wird die Partie mitmachen . . .

Baby, das war die berühmte Kusine.

Er bat mich so inständig, mit einer so unwiderstehlichen, rührenden Art, indem er seine traurigen Blicke langsam über mich hingleiten liess, dass ich mich schwach werden fühlte. Statt aber freimütig anzunehmen, antwortete ich mit der Frage:

— Der Baronin geht es gut?

— Sie war gestern nicht wohl, ja sehr leidend sogar, aber seit heute morgen geht es ihr besser. Lieber Freund, fügte er hinzu, was ist denn vorgestern abend in Nacka zwischen Ihnen und ihr vorgefallen? Meine Frau behauptet, es sei ein Missverständnis vorgekommen, und Sie seien ohne Grund aufgebracht.

— Wahrhaftig, antwortete ich etwas unsicher, ich habe es nicht begriffen. Vielleicht hatte ich etwas zu viel getrunken. Ein Versehen ist mir entschlüpft.

— Vergessen wir das, wollen Sie? beeilte er sich zu antworten und bleiben wir wie bisher gute Freunde. Die Frauen sind oft seltsam empfindlich, das wissen Sie ja. Also, abgemacht, Sie sagen ja, nicht wahr? Heute um vier Uhr. Wir rechnen bestimmt auf Sie.

Ich hatte Ja! gesagt.

. . . . Ungelöstes Rätsel! Ein Missverständnis! . . . . Doch sie war leidend gewesen! Leidend aus Furcht, aus Ärger . . . aus . . .

Die Geschichte erhielt jetzt ein neues Interesse dadurch, dass die kleine Unbekannte auf die Bühne trat; und nicht ohne Herzklopfen schiffte ich mich,

wie verabredet, um vier Uhr auf dem Dampfer ein.

Als ich meine Freunde traf, bemerkte ich, dass die Baronin mich wie eine Schwester begrüsste.

— Sie sind mir doch nicht böse wegen meiner harten Worte? redete sie mich an; ich ereifere mich so leicht . . .

— Lassen wir das, erwiderte ich, indem ich ihr einen Platz auf der Rückseite der Brücke verschaffte . . .

— Herr Axel . . ., Fräulein Baby . . .!

Der Baron stellte uns vor. Ich hatte ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren vor mir, von der Art einer Soubrette, so wie ich sie mir vorgestellt hatte. Von kleiner Figur, mit gewöhnlichen Zügen, war sie einfach gekleidet mit etwas gemachter Eleganz.

Aber die Baronin! Sie war leichenblass, die Wangen klebten an den Kiefern, sie war magerer als je! Die Armbänder klirrten um ihre Handgelenke; der Hals stieg aus dem Kragen empor, und man konnte sehen, wie sich die blauen Kopfpulsadern bis gegen die Ohren schlängelten, die bei der vernachlässigten Haartracht noch mehr hervortraten. Sie war auch schlecht gekleidet, hatte ein Kleid in schreienden Farben an, die nicht zu einander stimmten. Mit einem Wort, sie war hässlich. Sie flösste mir, wenn ich sie betrachtete, ein tiefes Mitleid ein, und ich verwünschte im Innern das Betragen, das ich neulich ihr gegenüber angeschlagen hatte. Diese Frau eine Kokette? — Eine Märtyrerin! Eine Heilige, die an unverdientem Unglück trug!

Der Dampfer setzte sich in Bewegung. Der reine Augustabend auf dem Mälarsee lud uns zu friedlichem Träumen ein.

War es Zufall oder Absicht, die Kusine und der Baron hatten zwei Plätze neben einander eingenommen, die so entfernt von uns waren, dass wir sie nicht hören noch von ihnen gehört werden konnten!

Zu dem jungen Mädchen gebeugt, plauderte der Baron, lachte, scherzte unaufhörlich, mit der heiteren verjüngten Miene eines Neuverlobten.

Von Zeit zu Zeit warf er uns einen schalkhaften Blick zu, und wir wechselten ein Kopfnicken und ein Lächeln.

— Ein lustiges Ding, die Kleine, nicht wahr? fragte mich die Baronin.

— Sie sieht wirklich so aus, Frau Baronin, antwortete ich, ohne recht zu wissen, welche Miene ich dazu machen sollte.

— Sie versteht es ganz vortrefflich, meinen melancholischen Gatten aufzuheitern. Ich habe diese Gabe nicht, fügte sie hinzu, die Gruppe freimütig und freundlich anlächelnd.

Und in diesem Augenblick zeichneten sich in den Linien des Gesichts unterdrückter Kummer, zurückgedrängte Tränen, übermenschliche Resignation; und über ihr Gesicht zogen wie Wolken diese unfassbaren Reflexe von Güte, Entsagung, Selbstverleugnung, die man bei schwangeren Frauen und jungen Müttern bemerkt.

Beschämt über meine unrichtige Auffassung, von Gewissensqualen heimgesucht, nervös, konnte ich nur mit Mühe die Tränen zurückhalten, die mir in die Augen kamen; daher versuchte ich irgend eine Unterhaltung zu beginnen.

— Und Sie sind nicht eifersüchtig?

— Nich im geringsten, antwortete sie mit aufrichtiger Miene und ohne eine Spur von Bosheit. Es mag Ihnen seltsam vorkommen, aber es ist so. Ich liebe meinen Mann, der ein gutes Herz hat;

ich schätze die Kleine, die ein nettes Geschöpf ist. Und dann ist alles von einer Unschuld ohnegleichen. Pfui über die Eifersucht, die uns hässlich macht; in meinem Alter muss man sich in acht nehmen.

Wirklich verriet sich ihre Hässlichkeit in einer Weise, die mein Herz zerriss, und unter einer nicht überlegten Eingebung gebot ich ihr in väterlichem Ton, ihr Halstuch umzunehmen, indem ich vorschützte, ein Windstoss könne sie erkälten. Ich legte ihr die langhaarige Wolle um die Schultern, indem ich ihr Gesicht nach meinem Sinn einrahmte und so eine zierliche Schönheit aus ihr machte.

Wie hübsch sie war, als sie mir mit einem Lächeln dankte! Sie sah vollkommen glücklich aus, dankbar wie ein Kind, das um Liebkosungen bettelt.

— Mein armer Gatte, es freut mich sehr, ihn etwas heiter zu sehen. Er hat leider solche Sorgen! . . . Wenn Sie wüssten, lieber Herr!

— Um Himmelswillen, Frau Baronin, wagte ich zu sagen, ich will nicht indiskret sein, aber sagen Sie mir, was Sie quält, denn, das fühle ich, es gibt eine grosse Sorge in Ihrem Dasein. Ich kann Ihnen nur gute Ratschläge anbieten; wenn ich Ihnen aber damit nützlich sein kann, bedienen Sie sich meiner Freundschaft, ich beschwöre Sie.

Die armen Freunde wurden von Sorgen gequält. Das Schreckbild des Ruins, das furchtbare Schreckbild, bedrohte sie. Der ungenügende Sold de Barons war bisher durch die Mitgift der Baronin ergänzt worden. Kürzlich aber waren sie dahinter gekommen, dass diese Mitgift eine eingebildete war, da sie aus wertlosen Papieren bestand. Und der Baron war im Begriff, seinen Abschied zu nehmen, und suchte eine Stelle als Kassierer bei einer Bank.

— Darum, schloss sie, habe ich gedacht, das Talent, das ich habe, auszunutzen; dann könnte ich meinen Teil zu den notwendigen Ausgaben des Haushalts beitragen. Denn es ist meine Schuld: ich habe ihn in diese Verlegenheit gebracht, ich habe ihm seine Karriere verdorben . . .

Was sagen, was tun in einem so schweren Fall, der meine Kräfte überstieg? Ich versuchte die Sache zu verschönern und mich selbst zu belügen.

Die ganze Angelegenheit werde sich ordnen; und, um sie zu beruhigen, malte ich ihr das Bild einer Zukunft ohne Sorgen, voll heiterer Aussichten. Ich nahm die Statistik der Volkswirtschaft zu Hilfe, um ihr zu zeigen, dass sich bessere Zeiten näherten, in denen die Papiere wieder steigen würden; ich erfand ausserordentliche Hilfsquellen und zauberte eine neue Heeresorganisation hervor, die unerwartete Beförderungen zufolge haben würde.

Das war reine Poesie, aber dank meiner Phantasie kehrte ihr der Mut, die Hoffnung, ja sogar die gute Stimmung zurück.

Als wir gelandet waren, machten wir, während wir auf die Eröffnung des Theaters warteten, einen Spaziergang im Park. Ich hatte noch kein Wort mit der Kusine gewechselt. Der Baron verliess sie übrigens nicht. Er trug ihr den Überwurf, verschlang sie mit seinen Blicken, badete sie in einer Flut von Worten, wärmte sie mit seinem Hauch, während sie gefühllos und kaltblütig blieb, mit ausdruckslosen Augen und strengem Gesicht. Von Zeit zu Zeit schien sie sich Ausdrücke entschlüpfen zu lassen, die das gellende Gelächter des Barons hervorriefen, ohne dass ein Muskel ihres Gesichts zitterte. Nach dem lustigen Mienenspiel ihres Zuhörers zu schliessen, musste sie mit Zwischen-

bemerkungen, Hintergedanken, selbst Zweideutigkeiten um sich werfen.

Endlich wurde der Saal geöffnet, und wir traten ein, um unsere Plätze, die nicht reserviert waren, einzunehmen.

Der Vorhang erhebt sich. Es ist eine Freude für die Baronin, die Bretter wiederzusehen, die Gerüche der Wasserfarbe, der Leinwand, des rohen Holzes, der Schminke und des Schweisses einzuatmen.

Man spielt „Eine Laune". Ein plötzliches Unwohlsein packt mich, eine Folge der betrübenden Erinnerungen meiner verfehlten Existenz, der die Bühne sich hartnäckig verschliesst; eine natürliche Folge auch der gestrigen Ausschweifungen. Als der Vorhang fällt, verlasse ich meinen Platz und fliehe heimlich in das Restaurant des Rathauses, wo ich mich mit einem doppelten Absinth wieder aufbaue und sitzen bleibe, bis die Vorstellung zu Ende ist.

Meine Freunde holen mich zum Abendessen ab. Sie sehen etwas ermüdet aus und verbergen schlecht ihren Ärger über meine Flucht. Der Tisch wird gedeckt, während ein allgemeines Schweigen herrscht. Die Unterhaltung zu vieren kommt nur mühsam in Gang. Die Kusine bleibt stumm, hochmütig, zurückhaltend.

Schliesslich beginnt man das Menü zu besprechen. Nachdem sie mich um meine Ansicht gefragt hat, wählt die Baronin Hors-d'oeuvre. Mit einem schroffen Ton, der für meine angegriffenen Nerven zu schroff ist, bestellt der Baron das Gericht wieder ab. Eine Beute meiner düsteren Gedanken, tue ich, als habe ich nicht verstanden, und bestelle von neuem: „Hors-d'oeuvre für zwei!" für sie und für mich, da sie es gewünscht hatte.

Der Baron wird fahl vor Zorn. Ein Gewitter ist in der Luft, aber kein Wort wird ausgesprochen.

Ich bewunderte im Innern meinen Mut, eine Grobheit mit einer Beleidigung zu beantworten, die mir in einem zivilisierteren Lande eine ernsthafte Auseinandersetzung zugezogen hätte. Die Baronin hatte durch meine tapfere Verteidigung Mut bekommen und neckte mich, um mich zum Lachen zu bringen. Aber es war vergeblich. Jede Unterhaltung war unmöglich: man hatte sich nichts zu sagen, und drohende Blicke wurden zwischen dem Baron und mir gewechselt. Schliesslich fing mein Gegner an, seiner Nachbarin etwas ins Ohr zu flüstern; die antwortete ihm durch Zeichen, nickte mit dem Kopf, sprach Silben aus, ohne die Lippen zu bewegen, und warf mir höhnische Blicke zu.

Der Kopf wurde mir warm, und es hätte zwischen uns eingeschlagen, wenn nicht ein unverhergesehener Vorfall als Blitzableiter gedient hätte.

In einem benachbarten Zimmer befand sich eine lustige Gesellschaft. Seit einer halben Stunde klimperten sie auf dem Klavier herum; damit nicht genug: sie stimmten bei offenen Türen ein gemeines Lied an.

— Schliessen Sie die Tür, sagte der Baron zum Kellner.

Die Tür war kaum geschlossen, als sie wieder geöffnet wurde; die Sänger wiederholten ihren Schlussreim und warfen herausfordernde Worte dazwischen.

Die Gelegenheit schien mir günstig, loszubrechen.

Ich erhob mich von meinem Stuhl; in zwei Sätzen war ich an der Tür, die ich der schreienden Bande vor der Nase schloss. Feuer im Pulverfass hätte eine ähnliche Wirkung hervorgebracht, wie mein entschlossenes Auftreten gegen die Feinde.

Ein kurzer Kampf entspann sich, während ich die Türklinke mit der Hand festhielt. Aber die Tür gab nach, da sie heftig aufgerissen wurde, und zog mich in die heulende Bande hinein, die sich auf mich losstürzte, bereit, mit mir handgemein zu werden. In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf meine Schulter, und hinter mir rief eine empörte Stimme: ob diese Herren denn keine Ehre im Leibe hätten, dass sie so zahlreich auf einen einzigen Gegner losgingen . . .

Es war die Baronin, die alle Schicklichkeit und guten Manieren vergass und unter der Herrschaft einer heftigen Gemütsbewegung wärmere Gefühle verriet, als sie vielleicht zeigen wollte.

Der Streit war beendigt. Die Baronin betrachtete mich mit forschenden Blicken.

— Sie sind ein tapferer kleiner Held, sagte sie zu mir. Ich habe mich sehr um Sie geängstigt.

Der Baron bat sich die Rechnung aus, liess den Wirt kommen und ersuchte ihn, nach der Polizei zu schicken.

Seitdem herrschte eine vollkommene Harmonie zwischen uns allen. Einer entrüstete sich noch mehr als der andere über die Grobheit der Ortsbewohner. Der ganze geheime Zorn der Eifersucht und der verletzten Eigenliebe liess sich an diesen ungehobelten Possenreissern aus.

Und als wir in einem von unseren Zimmern Punsch tranken, flammte die Freundschaft von neuem auf; wir dachten nicht mehr an die Polizei, die auch nicht erschien.

Am nächsten Morgen trafen wir uns im Café, sprühend von guter Laune, im Grunde sehr glücklich, aus einer unangenehmen Angelegenheit befreit zu sein, deren Folgen sich nicht leicht voraussehen liessen.

Nach dem ersten Frühstück machten wir einen Spaziergang am Ufer des Kanals, immer je zwei und zwei, aber in guter Entfernung. Als wir an eine Schleuse kamen, wo der Kanal eine starke Kurve machte, blieb der Baron stehen und wendete sich an seine Frau mit einem zärtlichen, beinahe verliebten Lächeln.

— Maria, erinnerst du dich an diesen Ort? fragte er.

— Ja, ja, ich erinnere mich, mein lieber Gustav, antwortete sie mit einem Ausdruck der Leidenschaft und Traurigkeit.

Sie erklärte mir diese kurze Frage:

— Hier hat er mir seine Liebe erklärt. Es war eines Abends, unter dieser selben Birke, während eine helle Sternschnuppe am Himmel aufflammte.

— Es ist drei Jahre her, vollendete ich den Satz. Und jetzt käuen Sie Ihre alten Erinnerungen wieder. Sie leben von der Vergangenheit, weil die Gegenwart Sie unbefriedigt lässt.

— Genug! Sie sind von Sinnen . . . . Ich verabscheue die Vergangenheit, und ich bin meinem guten Mann dankbar, dass er mich von einer eingebildeten Mutter befreit hat, deren zärtliche Tyrannei mich zugrunde gerichtet hätte. Nein, ich verehre meinen guten Gustav, und er ist mir ein treuer Freund geworden . . .

— Wie Sie wünschen, Baronin, ich bin immer Ihrer Ansicht, um Ihnen gefällig zu sein.

Wir schifften uns zur festgesetzten Stunde ein, um in die Stadt zurückzukehren. Nach einer Fahrt über das blaue Meer mit seinen tausend gründenden Inseln kamen wir in Stockholm an, wo wir uns trennten.

Ich hatte mir vorgenommen, zur Arbeit zurückzukehren, mit der ernsten Absicht, mir diese Liebe aus dem Herzen zu reissen, aber ich merkte bald, dass ich ohne die Mächte gerechnet hatte, die mir überlegen waren. Schon am Tage nach unserer Rückkehr erhielt ich eine Einladung, bei der Baronin zu essen; deren Hochzeitstag jähre sich nämlich. Ich konnte keinen stichhaltigen Vorwand finden; und trotzdem ich fürchtete, unsere Freundschaft werde sich abnutzen, folgte ich der Einladung. Meine Enttäuschung war gross, als ich das Haus wegen Reinmachens in Unordnung fand; der Baron war in unfreundlicher Stimmung, und die Baronin liess mich um Entschuldigung bitten, dass sich das Essen verspäten werde. Ich ging mit dem übelgelaunten, ausgehungerten Baron, der seine Ungeduld nicht verbergen konnte, im Gärtchen spazieren. In einer halben Stunde hatte ich meine letzten Mittel der Unterhaltung so erschöpft, dass das Gespräch aufhörte. Da gingen wir in den Eßsaal hinauf.

Der Tisch war gedeckt, die Appetitbrötchen serviert, aber die Herrin des Hauses war noch nicht erschienen.

— Wenn wir im Stehen einen Bissen nehmen würde, sagte der Baron zu mir, so könnten wir es aushalten!

Ich tat mein möglichstes, um ihn davon abzubringen, da ich die Empfindlichkeit der Baronin schonen wollte. Es war nichts zu machen. Zwischen zwei Feuern stehend, war ich gezwungen, ihm zu gehorchen .

Endlich trat die Baronin ein: strahlend, jugendlich, hübsch; bekleidet mit einem durchsichtigen Seidenstoff, gelb wie reifes Getreide und violett wie Stiefmütterchen; das waren ihre Lieblings-

farben. Das kunstvoll zugeschnittene Kleid liess ihre feine mädchenhafte Taille hervortreten, gab die Rundung der Schultern an und zeichnete die Wellenlinie der köstlich modellierten Arme.

Eifrig überreichte ich ihr meinen Rosenstrauss und wünschte ihr viele Wiederholungen des Hochzeitstages; auch schob ich alle Schuld für unsere unhöfliche Ungeduld auf den Baron.

Sie schmollte, als sie die Unordnung auf dem Tisch bemerkte, und richtete eine mehr bittere als scherzhafte Bemerkung an ihren Mann; der war nicht faul, auf diesen unverdienten Verweis zu erwidern. Ich warf mich sogleich in den Wortwechsel, indem ich die Erinnerungen an den gestrigen Tag hervorrief, die ich schon mit dem Baron besprochen hatte.

— Und wie finden Sie meine reizende Kusine? fragte mich die Baronin.

— Sie ist sehr liebenswürdig, versetzte ich.

— Nicht wahr, lieber Freund, dieses Kind ist eine wahre Perle, rief der Baron mit einem schönen Ton väterlicher Würde, voll aufrichtiger Ergebenheit, voll Mitleid für dieses Teufelsmädchen, das eine Märtyrerin eingebildeter Tyrannen war.

Aber die Baronin kannte kein Erbarmen, trotzdem ihr Mann sich absichtlich des Wortes „Kind" bedient hatte.

— Sehen Sie nur, wie dieses liebe Baby die Frisur meines Mannes geändert hat! . . .

Wirklich war der gewöhnliche Scheitel des Barons verschwunden. Seine Haare waren burschikos frisiert, sein Schnurrbart gerade gedreht, und das entstellte ihn. Aber durch eine Ideenverbindung bemerkte ich, ohne es mir merken zu lassen, dass auch die Baronin von der bezauberten Kusine gewisse Einzelheiten der Frisur, der Art sich zu

kleiden, selbst der Manieren angenommen hatte. Man hätte von der Wahlverwandtschaft der Chemiker sprechen können, die hier zwischen lebenden Wesen wirkte.

Das Essen zog sich schwerfällig und schleppend hin, wie ein Karren, der das vierte Rad verloren hat und auf drei Rädern rollt. Aber man erwartete zum Kaffee die künftig unentbehrliche Ergänzung unseres Quartetts, das zu dreien anfing verstimmt zu werden.

Beim Nachtisch brachte ich einen Toast auf das Ehepaar aus, in konventionellen Ausdrücken, ohne Feuer, ohne Witz, wie abgestandener Champagner.

Die Gatten umarmten einander, belebt von den Erinnerungen an die Vergangenheit. Und indem sie ihre früheren zärtlichen Gebärden nachahmten, wurden sie zärtlich, verliebt, wie der Schauspieler schliesslich wirklich traurig wird, wenn er echte Tränen nachahmt. Oder glimmte das Feuer noch unter der Asche, bereit, wieder aufzuflammen, wenn es durch eine geschickte Hand angefacht würde? Es war sehr schwer, genau zu sagen, was es war.

Wir gingen in den Garten hinunter und setzten uns ins Gartenhaus, dessen Fenster nach der Strasse ging. Die Unterhaltung schlief infolge der allgemeinen Verdauung ein. Der zerstreute Baron stand am Fenster und spähte die Strasse hinunter, ob die Kusine noch nicht komme. Plötzlich schoss er wie ein Pfeil davon und liess uns allein, augenscheinlich in der Absicht, der Erwarteten entgegen zu gehen.

Mit der Baronin allein gelassen, fühlte ich mich verlegen; nicht dass ich schüchtern gewesen wäre, aber sie hatte eine seltsame Art, mich mit den Augen zu verschlingen, mir Komplimente über Einzelheiten meines Äussern zu machen. Nach

einem allzu verlängerten, beinahe peinlichen Schweigen, brach sie in ein Lachen aus und rief, mit dem Finger nach der Richtung zeigend, die der Baron eingenommen hatte:

— Wie verliebt er ist, dieser liebe Gustav!

— Man könnte es sagen, erwiderte ich. Und Sie fühlen nicht die Leiden der Eifersucht.

— Ganz und garnicht! versicherte sie. Ich bin ja selbst verliebt in die hübsche kleine Katze. Und wie geht es Ihnen unserer reizenden Kusine gegenüber?

— Durchaus wohl, Frau Baronin. Ohne Sie kränken zu wollen, Ihre Kusine wird sich niemals meine Sympathien erringen.

Und das war die Wahrheit. Von der ersten Begegnung an war mir diese junge Person, wie ich von bürgerlichem Herkommen, zuwider gewesen. Ich war der lästige Zeuge oder vielmehr der gefährliche Konkurrent, der auf den Jagdgründen jagte, die sie sich vorbehalten hatte, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Mit ihrem durchdringenden, kleinen, perlgrauen Auge hatte sie mich als eine Bekanntschaft durchschaut, die sie nicht benützen konnte; mit ihrem bürgerlichen Instinkt hatte sie mich zu den Glücksjägern gezählt. Bis zu einem gewissen Punkt hatte sie ja recht, da ich in das Haus des Barons gekommen war, um für mein unglückseliges Drama Förderer zu finden; aber die Beziehungen, die meine Freunde zu Theatern hatten, waren gleich Null, eine blosse Erfindung meines finländischen Fräuleins; es war, abgesehen von einigen gewöhnlichen Komplimenten, von meinem Stück nie die Rede gewesen.

Auch hatte ich bemerkt, dass der Baron, der sehr unbeständig in seinen Eindrücken war, in Gegenwart der Kusine sein Benehmen gegen mich

veränderte und anfing mich mit den Augen der Zauberin zu betrachten.

Allzu lange brauchten wir jedoch nicht zu warten: die beiden erschienen am Gitter, ausgelassen, lachend und plaudernd.

Die Kleine war an diesem Abend in schelmischer Stimmung. Auf eine etwas zu freie Art fluchte sie mit ausgesuchtem Geschmack; sie sprach Zweideutigkeiten von vollendeter Kunst mit einer vollkommenen Unschuld aus, als kenne sie nicht den Wert der doppelsinnigen Worte. Sie rauchte, sie trank, ohne jedoch auch nur eine Minute zu vergessen, dass sie ein Weib war und zwar ein junges. Sie hatte nichts Männliches an sich, benahm sich nicht wie eine Emanzipierte, war nicht im geringsten prüde. Im ganzen war sie amüsant, und die Stunden flogen angenehm dahin.

Was mich jedoch überraschte und für die Zukunft hätte warnen müssen, war die übermässige Heiterkeit, welche die Baronin zeigte, wenn eine Zweideutigkeit den Lippen der Kusine entschlüpfte. Dann beleuchtete ein wildes Lachen, ein Ausdruck schamloser Wollust ihre Züge, davon zeugend, dass sie eine tiefe Kenntnis in den Geheimnissen der Ausschweifung besass.

Während wir uns so belustigten, kam noch der Oheim des Barons dazu. Hauptmann a. D., seit langem Witwer, sehr ritterlich gegen die Damen, von gefälligen Manieren, mit etwas gewagter Galanterie, die noch aus der alten Zeit stammte, war er, durch seine Verwandtschaft gedeckt, der erklärte Freund dieser Damen, deren Zuneigung er sich gewonnen hatte.

In aller Freiheit nahm er sich das Recht, sie zu tätscheln, ihnen die Hände zu küssen, die Backen zu streicheln. Als er erschien, fielen die beiden

Damen ihm um den Hals und stiessen Freudenschreie aus.

— Nehmt euch in acht, meine Kleinen. Zwei auf einmal, das ist etwas viel für einen alten Knaben. Aufgepasst, ihr verbrennt euch! Geschwind, die Hände auf die Schürze oder ich stehe für nichts.

Die Baronin hielt ihm die Zigarette hin, die sie zwischen den Lippen hatte.

— Bitte, etwas Feuer, lieber Onkel!

— Feuer! Feuer! Leider kann ich keins mehr geben, mein Kind. Vor fünf Jahren ist mein Feuer erloschen, antwortete er mit einer schelmischen Miene.

— Wirklich?

Die Baronin gab ihm mit den Fingerspitzen eine freundschaftliche Ohrfeige. Der Alte ergriff ihren Arm, hielt ihn zwischen seinen Händen und massierte ihn bis zu den Muskeln der Schulter.

— Du bist nicht so mager, mein Liebling, wie du aussiehst, fuhr er fort, indem er ihr weiches Fleisch durch das Kleid betastete.

Die Baronin liess ihn gewähren. Sie schien sich über das Kompliment zu freuen. Mit ihrem wilden sinnlichen Lächeln streifte sie ihren Ärmel auf und zeigte einen gleichmässig gezeichneten Arm, der zierlich gerundet und weiss wie Milch war. Plötzlich aber erinnerte sie sich an meine Anwesenheit und beeilte sich, ihren Ärmel wieder herunter zu lassen; doch hatte ich schon einen Funken dieser furchtbaren Flamme gesehen, die in ihren Augen brannte: den Ausdruck, den eine Frau im Augenblick des Liebesrausches hat.

Im selben Moment liess ich, als ich meine Zigarette ansteckte, aus Versehen ein brennendes Streichhölzchen zwischen Weste und Rock fallen.

Mit einem Angstschrei stürzte sich die Baronin auf mich und suchte die Glut mit ihren Fingern zu löschen:

— Feuer! Feuer! rief sie und war ganz rot geworden.

Ausser Fassung gebracht, fuhr ich zurück, drückte ihre beiden Hände gegen meine Brust, um uas drohende Feuer zu ersticken: dann riss ich mich plötzlich beschämt wieder los, stellte mich, als sei ich aus einer wirklichen Gefahr gerettet worden, und sagte der Baronin, die noch immer erregt war, meinen wärmsten Dank.

Man unterhielt sich bis zum Abendessen. Die Sonne war untergegangen und der Mond stieg hinter der Kuppel der Sternwarte herauf und beleuchtete die Apfelbäume des Gartens. Wir ergötzten uns damit, die Namen der an den Zweigen hängenden Früchte zu erraten, die halb unter den im elektrischen Licht des Mondes schilfgrün gewordenen Blättern verborgen waren. Die gewöhnliche blutrote Calville bildete nur einen gelben Fleck, der Astrachaner Apfel war aus graugrün grün geworden, die Reinette dunkel braunrot, die übrigen im Verhältnis dazu. Ebenso die Blumen. Die Dahlien boten den Augen unnennbare Farbenschattierungen, die Levkoyen hatten die Färbung eines andern Planeten, der Ton der chinesischen Astern war nicht zu bestimmen.

— Sehen Sie, Frau Baronin, sagte ich erklärend, wie alles eingebildet ist. Die Farben existieren nicht für sich allein: alles ist von der Natur des Lichtes beeinflusst. Alles ist nur Illusion!

— Alles? wiederholte sie, indem sie vor mir stehen blieb und mich mit ihren Augen, die durch die Dunkelheit übermässig vergrössert wurden, ansah.

— Alles, liebe Baronin! log ich, bestürzt vor dieser wirklichen Erscheinung aus Fleisch und Bein, die mich in diesem Augenblick durch ihre ausserordentliche Schönheit erschreckte.

Die zerzausten blonden Haare bildeten eine Strahlenkrone um ihr von den Mondstrahlen beleuchtetes Gesicht; ihre köstlich proportionierte Gestalt ragte hoch auf, schlanker als je unter dem gestreiften Stoff ihres Kleides, dessen Farben jetzt schwarz und weiss geworden waren.

Die Levkojen atmeten ihre aphrodisischen Düfte in die Luft, die Heimchen lockten in dem vom fallenden Tau befeuchteten Grase, ein lauer Wind liess die Bäume erschauern, die Dämmerung hüllte uns in ihre weiche Decke: alles lud zur Liebe ein; die ehrbare Feigheit allein hielt das Geständnis auf den Lippen zurück.

Plötzlich löste sich ein Apfel von einem durch den Wind geschüttelten Zweig. Die Baronin beugte sich nieder, um ihn aufzuheben, und reichte ihn mir mit einer bezeichnenden Gebärde.

— Verbotene Frucht, murmelte ich; nein, vielen Dank!

Um den Eindruck dieser Tölpelei, die mir gegen meinen Willen entschlüpft war, zu verbessern, beeilte ich mich, eine genügende Erklärung meiner Worte zu improvisieren, indem ich auf die Knauserei des Besitzers anspielte.

— Was würde der Besitzer sagen, wenn er mich sähe?

— Dass Sie wenigstens ein Ritter ohne Tadel sind, erwiderte sie, als wolle sie meine Furcht tadeln; dabei warf sie einen versteckten Blick nach dem Gesträuch, wo sich die Kusine und der Baron vor indiskreten Augen verborgen hielten.

Man meldete, das Abendessen sei aufgetragen.

Als wir von Tisch aufstanden, schlug der Baron einen allgemeinen Spaziergang vor, um das „liebe Kind“ nach Haus zu bringen.

An der Tür bot der Baron der Kusine den Arm und wandte sich an mich:

— Bieten Sie meiner Frau den Arm, lieber Freund, und zeigen Sie sich als den vollkommenen Kavalier, der Sie sind, fügte er mit einem väterlichen Ton hinzu.

Ich war ängstlich! Da der Abend warm war, trug sie ihre Mantille in der Hand, und ihr Arm, dessen wellenförmige Konturen durch die Seide zu fühlen waren, strömte einen magnetischen Strom aus, der eine ausserordentliche Empfindlichkeit in mir erweckte: ich glaubte in der Höhe meines Deltamuskels die Stelle zu fühlen, wo der Ärmel ihres Hemdes aufhörte. Ich hätte, so hatte sich mein Empfindungsvermögen entwickelt, die ganze Anatomie dieses entzückenden Armes wiedergeben können. Ihr Biceps, dieser grosse Aufhebermuskel, der bei den Umarmungen die Hauptrolle spielt, drückte meinen Biceps, Fleisch gegen Fleisch, mit geschmeidigen Rhythmen. Während wir Seite an Seite gingen, unterschied ich die Rundung ihrer Hüfte und ihres Schenkels unter den mich streifenden Röcken.

— Sie führen ausgezeichnet! Sie müssen wunderschön tanzen, sagte sie, um mich zu ermutigen, ein peinliches Schweigen zu brechen.

Und nach einigen Augenblicken, während deren sie das Beben meiner zu sehr gespannten Nerven empfunden haben musste, fragte sie etwas spöttisch mit der Überlegenheit der erfahrenen Frau:

— Wie? Sie zittern?

— Ja, mir ist kalt.

— Dann ziehen Sie doch Ihren Überzieher an, liebes Kind.

Und ihre Stimme wurde schmeichelnd, als sei sie gepolstert.

Ich zog meinen Mantel an — eine wirkliche Zwangsjacke — und war so besser geschützt gegen diese Wärme, die sich von ihrem Körper auf meinen übertrug. Alsbald vereinigte der Takt ihrer kleinen Füsse, die mit meinen Füssen Schritt hielten, unsere Nervensysteme so vollkommen, dass ich auf vier Füssen zu marschieren glaubte wie ein Vierfüssler.

Im Verlauf dieses verhängnisvollen Spaziergangs vollzog sich ein Pfropfen, von der Art, welche die Gärtner „Ablaktation" nennen und die durch unmittelbare Verbindung zweier Zweige entsteht.

Von diesem Tage an gehörte ich mir nicht mehr. Diese Frau hatte ihr Blut in meine Adern geimpft; unsere Nervenströme waren in den Zustand der Spannung getreten; ihr weibliches Ei verlangte nach der bewegenden Lebenskraft, die ihm von meinem männlichen Samen kommen musste; ihre Seele begehrte sich mit meinem Geist zu verbinden, und mein Geist wollte sich nach seinem Gefallen in diesem zarten Gefäss ausbreiten.

Hatte sich das alles wirklich ohne unser Wissen vorbereitet? Das war schwer zu entscheiden!

Als ich auf mein Zimmer hinaufgestiegen war, fragte ich mich, was mir zu tun übrig bleibe. Fliehen, vergessen, oder in einem fernen Lande mein Glück zu machen suchen? Auf der Stelle entwarf ich den Plan, nach Paris zu reisen, dem Mittelpunkt der Zivilisation. Wenn ich einmal dort war, würde ich mich in den Bibliotheken vergraben oder in den Museen verlieren. Dort würde ich mein Werk schaffen.

Sobald ich meinen Plan aufgestellt hatte, tat ich die nötigen Schritte, um ihn zu verwirklichen. Als ein Monat vergangen war, konnte ich meine Abschiedsbesuche machen.

Ein unvermuteter Zwischenfall, der mir sehr gelegen kam, bot mir ganz natürlich den schwer zu findenden Vorwand, der meine Flucht verbergen konnte. Fräulein Selma — so hiess meine Finländerin, die längst aus meinem Gedächtnis verbannt war — liess sich mit meinem Freund, dem Sänger, aufbieten. Ich sah mich also gewissermassen zur Flucht gezwungen, um zu vergessen und in der Ferne Heilung für die Wunden meines armen Herzens zu suchen. Mit einem Wort, dieser Vorwand war ebenso gut wie ein anderer.

Doch musste ich noch einige Wochen bleiben, den inständigen Bitten meiner Freunde nachgebend, welche die gewöhnlichen Herbststürme erschreckt hatten; ich hatte ihnen nämlich gesagt, ich wolle mich auf einem Dampfer einschiffen, der nach Havre bestimmt sei.

Schliesslich sollte die Hochzeit meiner Schwester in den ersten Tagen des Oktober stattfinden; so drohte sich meine Reise in die Länge zu ziehen.

Während dieser Zeit wurde ich sehr häufig eingeladen. Die Kusine war zu ihren Eltern zurückgekehrt, und wir verbrachten unsere Abende meist zu dreien. Der Baron, durch den geheimen Willen seiner Frau bekehrt, fing wieder an mich mit günstigen Blicken zu betrachten. Auch war er durch meine bevorstehende Abreise vollständig beruhigt worden und behandelte mich wieder freundschaftlich.

Als wir eines Abends in kleinem Kreis bei der Mutter der Baronin waren, streckte sich diese nachlässig auf dem Sofa aus, legte den Kopf in den

Schoss ihrer Mutter und beichtete laut die glühende Neigung, die sie für einen berühmten Schauspieler empfinde. Wollte sie mich auf die Folter spannen und sich von dem Eindruck überzeugen, den ein solches Geständnis auf mich machen würde? Ich weiss es nicht. Jedenfalls sagte die alte Dame, die zärtlich die Haare ihrer Tochter streichelte, zu mir:

— Wenn Sie je die Absicht haben, einen Roman zu schreiben, mein Herr, so empfehle ich Ihnen diesen Typus der feurigen Frau. Er ist ausserordentlich. Sie muss neben ihrem Mann immer noch eine Neigung haben.

— Es ist wahr, was Mama sagt, setzte die Baronin hinzu. Und im Augenblick ist dieser X meine Leidenschaft! Oh, das ist ein bezaubernder Mann!

— Sie ist toll! sagte der Baron lachend, mit einem Zucken, das mehr zu sehen war, als er zeigen wollte.

Eine feurige Frau! Das Wort grub sich meinem Innern ein. Denn, Scherz beiseite, von dieser alten Frau ausgesprochen, welche die Mutter war, musste dieses Wort etwas Wahres enthalten.

6.

Meine Abreise stand bevor. Für den letzten Abend hatte ich den Baron und die Baronin zu einem Junggesellenessen auf meine Dachstube eingeladen. Mein Kämmerchen hatte sein Sonntagskleid angelegt, um die Ärmlichkeit des Mobiliars zu verbergen, und meine einfache Wohnung sah aus wie ein geweihter Tempel. An der Wand, zwischen den beiden Fensternischen, von denen die eine durch meinen Arbeitstisch und mein Gärtchen, die andere durch meine kleine Bibliothek ausgefüllt wurde, hatte ich mein beschädigtes Korbsofa aufgestellt; es war mit einem imitierten Tigerfell bedeckt, das durch unsichtbare Stifte befestigt war.

Links streckte sich mein grosses Bettsofa aus, das mit einer Decke aus buntem Zwillich bekleidet war. Darüber an der Seitenwand entfaltete sich eine Erdkarte in starken Farben. Rechts meine Kommode mit ihrem Spiegel, alle beide im Empirestil, durch Messingteile verziert; ein Schrank mit einer Gipsbüste, ein Waschtisch, für den Augenblick hinter die Vorhänge der Fensternische verbannt. Die Wände mit ihrem Schmuck eingerahmter Skizzen boten dem Auge ein abwechslungsreiches Schauspiel.

Von der Decke hing ein Kronleuchter aus Porzellan herab, den ich bei einem Antiquitätenhändler entdeckt hatte; von der Form, wie man sie in den Kirchen sieht. Die Risse waren durch einen Kranz aus künstlichem Efeu, den ich vor einiger Zeit bei meiner Schwester gefunden hatte, geschickt verdeckt. Unter diesem dreiarmigen Kronleuchter war der Tisch aufgestellt. Auf dem weissen, geblümten Tischtuch stand ein Korb bengalischer Rosen mit einer Fülle von Blüten, die unter den dunklen Blättern rot leuchteten. Die Rosen ragten bis zu den herabfallenden Ranken des Efeus hinauf, und beide zusammen riefen den Eindruck eines Blumenfestes hervor. Um den blühenden Rosenstock standen rote, grüne, opalfarbige Gläser, die ich zufällig bei einem Gelegenheitskauf zu niedrigem Preise erstanden hatte, denn alle hatten einen Fehler. Ebenso war es mit dem Service: Teller, Salzfass, Zuckerschale aus chinesischem, japanischem oder schwedischem Porzellan.

Ich konnte meinen Gästen nur ein Dutzend kalter Schüsseln vorsetzen, mehr zum Schmücken als zum Verzehren bestimmt, da die Hauptspeise des Mahles Austern waren. Der Gefälligkeit meiner Wirtin verdanke ich die unentbehrlichen Gegenstände für diese Festlichkeit, die für eine Dachstube so ungewöhnlich war. Schliesslich war alles ziemlich hübsch hergerichtet, und die Inszenierung entlockte mir einen stummen Beifall: diese Mischung von Eindrücken erinnerte im Kleinen zugleich an die Arbeit des Dichters, die Forschung des Gelehrten, den Geschmack des Künstlers. Die Neigung für feines Essen, die Liebe zu den Blumen liessen an Frauenliebe denken. Wären nicht die drei Kuverts gewesen, man hätte an ein intimes Fest zu zweien denken können, an die ersten Genüsse

einer Nacht der Liebe, während es in der Tat für mich nur ein Versöhnungsmahl war. Denn mein Zimmer hatte keinen weiblichen Besuch mehr empfangen seit jenem abscheulichen Ding, dessen Schnürstiefel ihre Spuren am Holz des Sofas hinterlassen hatten. Keine weibliche Brust hatte sich seitdem in dem Spiegel über der Kommode gespiegelt. Und jetzt sollte eine keusche Frau, eine Mutter, eine Dame von guter Erziehung, mit feinen Gefühlen kommen, um diese Wohnung zu weihen, die soviel Arbeit, Elend, Schmerz gesehen hatte. Und, dachte ich poetisch, es ist auch ein heiliges Mahl, da ich doch mein Herz, meine Ruhe, vielleicht mein Leben opfern will, um das Glück meiner Freunde zu schützen.

Alles war bereit, als ich Schritte auf dem Treppenabsatz des vierten Stockes hörte. Ich beeilte mich die Lichter anzuzünden, rückte den Rosenkorb zum letzten Mal zurecht, und einen Augenblick später hörte ich, wie meine Gäste, nachdem sie die vier Treppen hinaufgeklettert waren, vor meiner Tür erschöpft Atem holten.

Ich öffnete. Vom Glanz der Lichter geblendet, schlug die Baronin die Hände zusammen wie vor einer gelungenen Inszenierung.

— Bravo! Sie sind ja ein Regisseur ersten Ranges, mein Herr, rief sie.

— Ja, Frau Baronin, ich spiele manchmal Theater, und zwar um die Geduld zu üben . . .

Ich befreite sie von ihrem Mantel, hiess sie willkommen und lud sie ein, sich aufs Sofa zu setzen. Aber sie konnte nicht sitzen bleiben. Mit der Neugier einer Frau, die nie ein Junggesellenzimmer besucht hat, sondern aus dem väterlichen Haus ins Brautgemach geführt ist, nahm sie eine wahre Haussuchung vor. Ihr Debüt in meiner

Zelle bestand darin, dass sie meinen Federhalter in die Hand nahm, die Schreibunterlage betastete, überall nachforschte, als wolle sie ein Geheimnis entdecken. Dann ging sie zu meiner Bibliothek und überflog mit einem schnellen Blick den Rücken der Bände. Als sie am Spiegel vorbeikam, blieb sie einen Augenblick stehen, um ihr Haar zu ordnen und das Ende einer Spitze in den Ausschnitt ihrer Bluse zu stecken, damit die Vertiefung ihres Busens zu sehen war. Dann nahm sie die Möbelstücke durch, eins nach dem andern, roch bewundernd an den Blumen und stiess vor lauter Munterkeit leise Schreie aus.

Nachdem sie diese Reise um mein Zimmer beendet hatte, fragte sie mich, in naivem Ton, ohne einen Hintergedanken, indem sie mit den Augen ein Möbelstück suchte, das zu fehlen schien:

— Aber wo schlafen Sie denn?

— Auf dem Sofa.

— Ach, wie glücklich müssen Sie sein als Junggeselle!

Und die Träume des jungen Mädchens erwachten in ihrem Gehirn.

— Es ist oft recht traurig, antwortete ich ihr.

— Traurig, sein eigener Herr zu sein, sein Heim für sich zu haben, von jeder Aufsicht frei zu sein! Oh, ich bin vernarrt in die Freiheit! Dieser Ehestand ist abscheulich! Nicht wahr, mein Herz, wendete sie sich an den Baron, der es freundlich aufnahm und erwiderte:

— Ja, er ist langweilig!

Der Tisch war bereit und das Mahl begann.

Das erste Glas Wein flösste uns Heiterkeit ein. Plötzlich aber, als wir an die Veranlassung dieses vertrauten Beisammenseins dachten, mischte sich Traurigkeit in unser Vergnügen. Einer nach dem

andern liess die schönen Erinnerungen wieder aufleben. Wir machten im Geist noch ein Mal all die kleinen Abenteuer unserer Ausflüge durch; suchten in unserem Gedächtnis, was wir in diesem oder jenen Augenblick gesagt hatten. Und die Augen glänzten, die Herzen wurden warm, wir drückten uns die Hände, stiessen mit den Gläsern an.

Die Stunden flogen dahin und wir fühlten mit wachsender Angst den Augenblick des Abschieds herankommen. Auf ein Zeichen seiner Frau zog der Baron einen Ring mit einem Opal aus seiner Tasche, den er mir anbot, indem er diesen Toast ausbrachte:

— Hier, lieber Freund, ein kleines Andenken, das ich dich anzunehmen bitte als ein Zeichen unserer Dankbarkeit für die Freundschaft, die du uns bewiesen hast. Möge das Schicksal deine Wünsche erfüllen, das ist mein innigster Wunsch, denn ich liebe dich wie einen Bruder und schätze dich als wahren Ehrenmann! Glückliche Reise! Wir sagen nicht lebewohl, sondern auf Wiedersehen!

Als Ehrenmann? Er hatte mich vielleicht erraten? Er hatte unser Gewissen durchschaut? — Nicht doch! Weit gefehlt . . . denn in gewählten Worten, um seine kleine Rede zu erläutern, schoss er eine Salve Beleidigungen gegen die arme Selma ab: „die habe ihren Eid gebrochen, habe sich einem Mann verkauft, der . . . kurz, einem Menschen, den sie nicht liebe, einem Subjekt, das sein Glück nur meiner ausserordentlichen Anständigkeit verdanke.“

Meiner ausserordentlichen Anständigkeit! Ich schämte mich, aber fortgerissen von der Aufrichtigkeit dieses einfachen Herzens, das etwas übereilt urteilte, hielt ich mich wirklich für sehr unglücklich, für untröstlich; und die Lüge entfaltete sich in mir,

mit allem äussern Schein der Wirklichkeit bekleidet.

Durch meine geschickten Manöver getäuscht, durch meine angenommene Kälte verwirrt, schien die Baronin mir zu glauben und flösste mir mit mütterlicher Zärtlichkeit Mut ein.

— Lassen wir dieses Mädchen zum Teufel gehen! Es gibt andere in der Welt und bessere als diese treulose Person. Beklagen Sie nichts, mein armer Freund, sie war nicht von guter Art, da sie nicht auf Sie warten konnte. Übrigens — ich kann es Ihnen jetzt sagen — man hat mir Geschichten von ihr erzählt . . .

Und mit einem Vergnügen, das sie kaum verbergen konnte, verleidete sie mir mein angebliches Idol vollends.

— Denken Sie! Sie hat sich einem Leutnant aus der vornehmen Gesellschaft angeboten, und sie hat sich um ein Drittel ihres Alters jünger gemacht . . . Es war nur eine Kokette, glauben Sie mir.

An einer missbilligenden Bewegung, die der Baron machte, merkte sie ihr Versehen, drückte mir die Hand und bat mich, ihr zu verzeihen; dabei sah sie mich mit so zärtlichen Blicken an, dass ich mich dem Tode nahe fühlte .

Der leicht angeheiterte Baron führte empfindsame Reden, schüttete sein Herz aus, überhäufte mich mit seiner brüderlichen Liebe, überfiel mich mit unendlichen Toasten, die sich in ätherischen Sphären verloren. Sein aufgedunsenes Gesicht glänzte wohlwollend. Er sah mich mit seinen liebkosenden und melancholischen Augen an; deren Blick zerstreute jeden Zweifel, den ich über die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft hätte haben können. Wahrhaftig, das war ein grosses und gutes Kind, von einer untadeligen Redlichkeit; und ich schwor mir, ehrlich gegen

ihn zu bleiben, auch auf die Gefahr hin, mir selber den Gnadenstoss zu geben.

Wir standen vom Tisch auf, um uns zu trennen — vielleicht für immer. Die Baronin brach in heftiges Schluchzen aus und verbarg ihr Gesicht an der Brust ihres Gatten.

— Bin ich denn närrisch, rief sie aus, so an diesem lieben Menschen zu hängen, dass seine Abreise mich ganz erschüttert!

Und mit einem Ausbruch von Liebe, die zugleich rein und unrein, uninteressiert und interessiert, leidenschaftlich und scheinbar engelhaft zärtlich war, fiel sie mir um den Hals und küsste mich unter den Augen ihres Mannes; dann segnete sie mich mit dem Zeichen des Kreuzes und nahm Abschied.

Meine alte Aufwärterin, die auf der Schwelle der Tür wartete, wischte sich die Augen und wir alle zerflossen in Tränen. Es war ein feierlicher, unvergesslicher Augenblick. Das Opfer war vollbracht.

Ich legte mich gegen ein Uhr morgens zu Bett, ohne einschlafen zu können. Die Unruhe, ich könnte den Dampfer verpassen, hielt mich wach. Erschöpft von den Abschiedsfesten, die seit einer Woche auf einander gefolgt waren, äusserst nervös infolge übermässigen Trinkens, geistesschwach infolge von Beschäftigungslosigkeit, aufgerieben von den Erschütterungen des letzten Abends, wälzte ich mich zwischen meinen Laken, bis der Tag anbrach. Da ich wusste, dass mein Wille zurzeit schwach war, auch eine entschiedene Abneigung nährte gegen das Rollen des Eisenbahnwagens, dessen Stösse dem Rückenmark schädlich sein sollen, hatte ich den Seeweg gewählt; auch um mir jeden Ver-

such zur Flucht abzuschneiden. Der Dampfer sollte um sechs Uhr morgens abfahren, und der Wagen holte mich um fünf Uhr. Allein begab ich mich auf den Weg.

Es war ein Oktobermorgen, windig, nebelig und sehr kalt. Die Zweige der Bäume waren mit Reif bedeckt. Als ich auf die Nordbrücke kam, glaubte ich der Raub einer Vision zu sein. Der Baron ging in derselben Richtung wie mein Wagen. Er war es wirklich, war gegen unsere Abmachung so früh gekommen, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen. Von einem so unerwarteten Zeichen der Freundschaft bis ins Innerste gerührt, fühlte ich mich dieser Aufmerksamkeit unwürdig und empfand Gewissensbisse, dass ich schlecht von ihm gedacht hatte.

Wir kamen am Landungsplatz an. Er stieg an Bord, besichtigte meine Kajütte, stellte sich dem Kapitän vor und empfahl mich ihm ganz besonders. Kurz, er benahm sich wie ein älterer Bruder, ein ergebener Freund, und wir umarmten uns sehr bewegt.

— Pflege dich gut, alter Junge! sagte er. Du siehst nicht ganz wohl aus!

Ich befand mich wirklich ziemlich schlecht. Ich hielt mich jedoch gut, bis der Dampfer die Taue nachliess. Ein plötzlicher Schrecken vor dieser langen Reise, die keinen vernünftigen Zweck hatte, erfasste mich; ich empfand eine rasende Lust, mich ins Wasser zu werfen, um schwimmend das Ufer wieder zu erreichen. Aber die Kraft fehlte mir, um irgend einen Wunsch auszuführen, und ich blieb unentschlossen auf dem Deck stehen, mein Taschentuch schwenkend, um den Grüssen meines Freundes zu antworten, die bald hinter der Reihe der an der Reede verankerten Schiffe verschwanden.

Das Schiff war ein schwer beladener Transportdampfer, auf dem nur eine Kajüte war, und zwar über dem Zwischendeck. Ich suchte mein Bett auf, liess mich steif auf die Matratze fallen und verbarg mich in den Decken, mit der festen Absicht, die ersten vierundzwanzig Stunden zu verschlafen, um mir jede Hoffnung auf Flucht zu nehmen. Nachdem ich eine halbe Stunde lang vollständig betäubt gewesen, fuhr ich plötzlich aus dem Schlafe auf, als sei ich von einem elektrischen Schlag getroffen worden — eine gewöhnliche Folge übermässigen Trinkens und Schlaflosigkeit.

Die ganze trostlose Wirklichkeit kam mir in dieser Minute zum Bewusstsein Ich stieg auf Deck, um mich zu bewegen. Die nackten, braunen Ufer zogen an meinen Augen vorbei, die Bäume waren entlaubt, die Wiesen waren gelblich-grau, in den Vertiefungen der Felsen lag schon Schnee. Das Wasser war grau mit sepiafarbigen Flecken, der Himmel bleifarbig und düster, das Deck schmutzig, die Matrosen unhöflich — alles vereinigte sich, um meine Mutlosigkeit zu vergrössern. Dazu kam ein unwiderstehliches Verlangen, meine Gefühle jemandem mitzuteilen; aber es war kein Passagier da, nicht einer! Ich kletterte auf die Wachtbank, um den Kapitän aufzusuchen. Das war ein Bär schlimmster Sorte, vollständig unzugänglich. Ich war zehn Tage lang gefangen, allein, zusammen mit Leuten ohne Verständnis, ohne Herz. Es war eine Marter.

Ich fing wieder an auf Deck umher zu wandern, längs und quer, als könne das unsere Geschwindigkeit beschleunigen. Mein glühendes Gehirn arbeitete unter Hochdruck: tausend Ideen entstanden in der Minute; die zurückgedrängten Erinnerungen stiegen wieder auf, einander drängend und verfolgend. Unter diesem Wirrwarr überfiel mich ein

Schmerz, dem Zahnweh ähnlich, den ich weder örtlich feststellen noch bezeichnen konnte. Je weiter der Dampfer ins Meer hinaus kam, um so mehr vermehrte sich die innere Spannung. Es war, als sei die Nabelschnur, die mich an die Heimaterde, ans Vaterland, an die Familie, an sie band, im Begriff zu zerreissen. Vollständig verlassen, auf den hohlgehenden Wogen zwischen Himmel und Erde schwimmend, hatte ich das Gefühl, dass ich den Boden unter den Füssen verlor; und die Einsamkeit flösste mir eine unbestimmte Furcht vor allem und allen ein. Es war ohne Zweifel ein Zeichen angeborener Schwäche, da ich mich daran erinnerte, als Knabe heisse Tränen geweint zu haben, als ich auf einer Vergnügungsreise an meine Mutter dachte; ich war damals zwölf Jahre alt, war aber über meine Jahre hinaus körperlich entwickelt. Das kam nach meiner Meinung davon, dass ich eine Frühgeburt war, oder vielleicht von misslungenen Versuchen, mich zu einer Fehlgeburt zu machen — was ja in kinderreichen Familien nur zu oft vorkommt. Jedenfalls kam daher diese Verzagtheit, die mich immer überfiel, wenn ich meinen Wohnort wechseln wollte. Jetzt, wo ich mich aus meinem Milieu riss, ergriff mich ein panischer Schrecken, vor der Zukunft, vor dem fremden Land, vor der Schiffsmannschaft. Eindrücken zugänglich wie jedes frühgeborene Kind, dessen blossliegende Nerven auf die noch blutende Haut warten; geschält wie ein sich häutender Krebs, der unter den Steinen Schutz sucht und jeden Grad des sinkenden Barometers empfindet, streifte ich auf dem Schiff umher, um eine Seele zu suchen, die stärker als meine war, um eine kräftige Hand zu drücken, die Wärme eines menschlichen Körpers zu fühlen, einem Freunde ins Auge zu blicken. Wie ein Eichhörnchen

in seinem Käfig lief ich auf dem Vorderdeck umher, zwischen dem Gangspill und meiner Kabine. Ich stellte mir die zehn Leidenstage vor, die mir beschieden waren. Ich dachte, dass ich erst eine Stunde an Bord war! Eine lange Stunde wie ein qualvoller Tag . . . Und nicht der Schimmer einer Hoffnung, mit dieser verwünschten Reise ein Ende machen zu können! Ich versuchte, mir Vernunft beizubringen; ich sträubte mich aber beständig dagegen.

— Was zwingt dich eigentlich zum Gehen? Wer hat das Recht, dein Betragen zu tadeln, wenn du zurückkehrst? . . . Niemand! Und doch! . . . Die Scham, die Lächerlichkeit, die Ehre! Nein, nein, ich muss jede Hoffnung fallen lassen! Übrigens legt das Schiff nicht vor Havre an. Also vorwärts und Mut!

Aber der Mut beruht auf körperlichen und seelischen Kräften, und alle beide fehlen mir in diesem Augenblick! Von meinen schwarzen Gedanken verfolgt, entschloss ich mich, auf das Hinterdeck zu gehen, da ich das Vorderdeck bis in seine kleinsten Einzelheiten so kannte, dass mir Verschanzung, Tauwerk, Betakelung missfielen wie ein ausgelesenes Buch. Als ich durch die Glastür trat, wäre ich beinahe gegen eine Person gestossen, die sich hinter der Kajüte gegen den Wind schützte. Es war eine alte Dame, schwarz gekleidet, in grauem Haar, mit bekümmertem Gesicht.

Sie betrachtete mich aufmerksam und sympathisch. Ich trat vor und redete sie an. Sie antwortete mir auf französisch und wir machten mit einander Bekanntschaft.

Nachdem wir einige einleitende Worte gewechselt hatten, teilten wir uns gegenseitig den Zweck unserer Reise mit. Sie reiste nicht zum Vergnügen. Witwe eines Holzhändlers, kehrte sie von einem

Besuch zurück, den sie ihren Verwandten in Stockholm gemacht hatte, und fuhr zu ihrem Sohn, der geisteskrank geworden war und sich in einer Anstalt in Havre befand.

Die Erzählung dieser Frau war so einfach und bei aller Kürze so herzzerreissend, dass sie einen überaus starken Eindruck auf mich machte. Vielleicht war diese Geschichte, die sich den Zellen meines schon verwirrten Gehirns einprägte, der Ausgangspunkt für das, was später geschah.

Plötzlich hörte die Dame auf, zu mir zu sprechen, sah mich mit Bestürzung an und fragte in teilnahmsvollem Ton:

— Aber Sie sind ja leidend?

— Ich?

— Ja. Sie sehen krank aus. Sie müssten etwas zu schlafen suchen.

— Um die Wahrheit zu sagen, ich habe die letzte Nacht kein Auge geschlossen, und ich fühle mich nervös. Der Schlaf flieht mich seit einiger Zeit und nichts kann mir die notwendige Ruhe verschaffen.

— Erlauben Sie, dass ich es dann versuche. Gehen Sie auf der Stelle zu Bett. Ich werde Ihnen eine Medizin geben, mit der Sie im Stehen einschlafen würden.

Sie stand auf, schob mich mit sanfter Hand vor sich her und zwang mich, mein Lager aufzusuchen. Dann verschwand sie einen Augenblick und kehrte mit einem Fläschchen zurück, das ein Schlafmittel enthielt, von dem sie mir eine Dosis in einem Löffel eingab.

— Und jetzt werden Sie sicher schlafen können.

Nachdem ich ihr gedankt hatte, legte sie meine Decken zurecht. Wie gut sie sich darauf verstand! Und wie von ihr diese Wärme ausging, welche die kleinen Kinder an den Brüsten der Mutter suchen.

Die zarte Berührung ihrer Hände beruhigte mich, und zwei Minuten später überfiel mich eine Betäubung. Ich bildete mir ein, wieder ein Säugling geworden zu sein. Ich sah meine Mutter wieder, wie sie um mein Bett beschäftigt war und für mich sorgte. Nach und nach vermischten sich die verblassenden Züge meiner Mutter mit dem schöngeschnittenen Antlitz der Baronin und dem Gesichtsausdruck der barmherzigen Schwester, die mich eben verlassen hatte. Unter dem Schutz dieser mir erscheinenden Farben, nahm ich ab wie eine Farbe, erlosch wie ein Licht, verlor das Bewusstsein.

Als ich erwachte, erinnerte ich mich nicht an einen Traum, aber eine fixe Idee verfolgte mich, als sei sie mir während des Schlafes suggeriert worden: die Baronin wiedersehen oder verrückt werden.

Von Frost geschüttelt, sprang ich von meinem Lager auf, das von dem salzigen Wind, der überall hindurchdrang, ganz feucht geworden war. Als ich hinauskam, sah der Himmel wie graublasses Eisenblech aus. Auf dem Deck bespülten die hohlgehenden Wellen das Tauwerk, begossen die Planken und spritzten mir ihren Gischt ins Gesicht.

Ich sah nach der Uhr und berechnete den Weg, den der Dampfer, während ich schlief, zurückgelegt hatte. Nach meiner Ansicht mussten wir im Inselmeer von Norrköping sein; jede Hoffnung auf Rückkehr war mir also genommen. Die Landschaft erschien mir vollständig unbekannt, von den auf den Buchten zerstreuten Inseln bis zu den felsigen Küsten; ebenso die Form der am Ufer verteilten Hütten, der Schnitt der Segel an den Fischerbooten. Und dieser fremden Natur gegenüber fühlte ich den Vorgeschmack des Heimwehs. Ein dumpfer Grimm

würgte mich, die Verzweiflung packte mich, dass ich wie ein Hering auf diesem Transportschiff verpackt war, gegen meinen Willen, infolge einer höheren Macht, im Namen der gebieterischen Ehre.

Als mein Grimm sich erschöpft hatte, waren meine Kräfte zu Ende. Gegen die Verschanzung gelehnt, liess ich mein glühendes Gesicht von den Wellen peitschen, während ich mit den Augen gierig die Einzelheiten der Küste verschlang, um dort eine Spur von Hoffnung zu entdecken. Und immer wieder kam ich auf die Idee zurück, schwimmend das Ufer zu erreichen.

Lange betrachtete ich die fliehenden Konturen des Küstenstrichs. Eine Windstille beruhigte meinen Geist, Strahlen einer ruhigen Freude erleuchteten meine Seele, mein bluterfülltes Gehirn arbeitete nicht mehr so leidenschaftlich; Bilder von schönen Sommertagen, Erinnerungen an meine erste Jugend stiegen vor mir auf, ohne dass ich mir erklären konnte, wie sie mir in den Sinn kamen. Das Schiff umsegelte gerade ein Vorgebirge: die Dächer der roten Häuser mit weissen Kränzen erschienen über den Fichten, eine Fahnenstange dringt durch das bunte Allerlei der Gärten, eine Brücke, eine Kapelle, ein Glockenstuhl, ein Friedhof . . . War es ein Traum? Eine Gesichtstäuschung? . . .

Nein, es war das einfache Seebad, in dessen Nähe ich als Student den Sommer zu verleben pflegte. Dort oben war das Häuschen, in dem ich im letzten Frühling eine Nacht gewohnt hatte, mit ihr und mit ihm, nachdem wir den Tag über auf dem Meere gesegelt und im Walde gewandert. Es war dort, jawohl, auf diesem Hügel, unter den Eschen, auf dem Balkon; dort hatte ich ihr zierliches Gesicht betrachtet, das von den Strahlen ihres blonden Haares wie von einer Sonne be-

schienen wurde, ihren kleinen japanischen Hut mit dem himmelblauen Schleier, während ihre Hand im wildledernen Handschuh mir von oben ein Zeichen gab, dass das Essen auf uns warte ... Jetzt ist sie wieder da, ich sehe sie, sie winkt mit ihrem Tuch; ich höre ihre klangvolle Stimme ... auf einmal ... wie? ... das Schiff fährt langsamer, die Maschine stoppt ... ein Lotsenboot kommt auf uns zu ... Eins, zwei, drei! ... Ein schneller Gedanke — nur einer — setzt mich wie eine elektrische Kraft in Bewegung. Mit dem Satz eines Tigers springe ich die Treppe hinauf, die zur Wachtbank führt, trete entschlossen vor den Kapitän des Dampfers und rufe:

— Lassen Sie mich sofort ausschiffen ... oder ich werde verrückt!

Er sah mich kurz und prüfend an, und ohne mir zu antworten; bestürzt, als habe er einem entsprungenen Wahnsinnigen ins Gesicht gesehen, rief er den zweiten Offizier an und gab ihm, ohne zu zögern, diesen Befehl:

— Lassen Sie diesen Herrn mit seinem Gepäck ausschiffen. Er ist leidend ...

Fünf Minuten später sass ich im Lotsenboot; mit solcher Kraft wurde gerudert, dass ich bald ans Land kam.

Ich besitze die bemerkenswerte Eigenschaft, mich, wenn ich will, blind und taub zu stellen. Ich hatte den Weg zum Hotel eingeschlagen, ohne etwas gesehen oder gehört zu haben, was für meine Eigenliebe kränkend gewesen wäre; weder einen Blick der Lotsen, dass sie mein Geheimnis kannten, noch ein verletzendes Wort des Mannes, der mein Gepäck trug.

Im Hotel liess ich mir ein Zimmer geben, bestellte einen Absinth, steckte mir eine Zigarre an und fing an zu überlegen.

War ich verrückt, oder war ich es nicht? War die Gefahr so drohend, dass eine sofortige Ausschiffung nötig war?

In dem Zustand, in dem ich mich befand, war es mir vollständig unmöglich, ein Urteil abzugeben, da der Irre, nach dem was die Ärzte sagen, sich seiner geistigen Erkrankung nicht bewusst ist, und der Zusammenhang seiner Gedanken nichts gegen ihre Regelwidrigkeit beweist. Wie ein Forscher prüfte ich die ähnlichen Fälle, die sich in meinem Leben zugetragen hatten.

Als ich noch auf der Universität war, hatte sich meine nervöse Erregung durch aufregende Vorfälle, den Selbstmord eines Kameraden, Liebeswut, Angst vor der Zukunft so entwickelt, dass mir alles selbst am hellen Tage Misstrauen einflösste. Ich hatte Furcht davor, allein in meinem Zimmer zu bleiben; ich erschien mir selbst. Meine Freunde sahen sich gezwungen, mich der Reihe nach nachts zu bewachen, während die Kerzen brannten und das Feuer im Ofen prasselte.

Ein zweites Mal lief ich in einem Anfall der Verzweiflung, der auf Missgeschicke aller Art folgte, querfeldein, irrte im Walde umher und kletterte schliesslich auf den Wipfel einer Kiefer; dort setzte ich mich rittlings auf einen Zweig und hielt den Fichten, die sich unter mir ausbreiteten, eine Rede, um das Gemurmel ihrer Stimmen zu übertönen, indem ich mir vorstellte, ein Redner im Kampfe mit dem Volke zu sein. Es war gar nicht weit von hier, nämlich auf jener Insel, auf der ich so viele Sommer verlebte und deren Spitze dort unten zu sehen war.

Indem ich mir diesen Vorfall mit allen seinen lächerlichen Einzelheiten ins Gedächtnis zurückrief, kam ich zu der Überzeugung, dass ich wenigstens

für Augenblicke an krankhafter Geistesstörung leide.

Was war zu tun? Meine Freunde beizeiten benachrichtigen, ehe sich das Gerücht von meinem Anfall in der Stadt verbreiten konnte. Aber welche Schande und Schmach, sich selber zu den Unmündigen zu reihen! Das würde ich nie ertragen!

Lügen also! Wieder Umwege machen, ohne jedoch auf eine falsche Spur führen zu können! Das widerstrebte mir! Von Bedenken gequält, zwischen verschiedenen Plänen, wie aus diesem Labyrinth herauszukommen sei, schwankend, hatte ich den ernsthaften Wunsch, zu flüchten, um mich den langweiligen Inquisitionen, die meiner warteten, zu entziehen. Ich wollte mir einen Schlupfwinkel im Walde suchen, um mich dort zu verstecken und zu verenden wie ein wildes Tier, das den Tod kommen fühlt.

Zu diesem Zweck schlich ich durch die Gässchen; ich kletterte über grosse Felsen, auf deren von den herbstlichen Regen durchnässten Moosbekleidung ich ausglitt; überschritt ein Brachfeld; erreichte das kleine Haus, in dem ich einst gewohnt hatte. Die Fensterläden waren fest verschlossen, und der wilde Wein, der es vom Boden bis zum First bekleidete, war jetzt kahl geworden und liess das grüne Gitterwerk durchscheinen. Als ich diesen für mich heiligen Ort wiederfand, wo die Erstlinge unserer Verbindung aufgeblüht waren, erschien meine Liebe wieder, die durch andere Dinge in den Hintergrund gedrängt war. An einen Träger des aus durchbrochenem Holz bestehenden Balkons gelehnt, weinte ich wie ein verlassenes Kind.

Ich erinnerte mich in „Tausend und einer Nacht" gelesen zu haben, dass junge Leute aus ungestillter Liebe krank werden konnten, und dass ihre Heilung

nur vom Besitz der Geliebten abhing. Ich dachte auch an die schwedischen Volkslieder, in denen junge Mädchen aus Verzweiflung, den Gegenstand ihrer Träume niemals erhalten zu können, dahinsiechen und ihre Mutter bitten, ihnen das Totenbett zu bereiten. Auch der alte Zweifler Heine kam mir in den Sinn, der vom Stamm der Asra singt, die sterben, wenn sie lieben.

Meine Liebe musste allerdings von der rechten Art sein, da ich in die Kindheit zurückgefallen war, von einem einzigen Gedanken besessen wurde, einem einzigen Bilde, einem einzigen vorherrschenden Gefühl, das mich schlaff gemacht hatte, unfähig zu allem, nur zum Seufzen nicht.

Um meine Gedanken abzulenken, liess ich meine Blicke über die grossartige Aussicht schweifen, die sich zu meinen Füssen ausbreitete. Die tausend Inseln, alle von Fichten wie mit Stacheln besetzt, mit einzelnen Kiefern dazwischen, schwammen auf dem ungeheuren Busen der Ostsee, allmählich abnehmend und sich in Schären, Klippen, Riffe verwandelnd, bis das Inselmeer ein Ende nahm, wo sich die graugrüne Linie der Ostsee hinzog, wo sich die Wellen an der steilen Mole der äussersten Klippen brachen.

Die am bedeckten Himmel ziehenden Wolken warfen auf die Oberfläche des Wassers Schattenstreifen in farbigen Bändern, die vom Braun die Schattierung flaschengrün, preussischblau bis zu dem Schneeweiss des Wellenschaumes durchliefen. Hinter einer Festung, die auf einer abschüssigen Schäre liegt, stieg eine schwarze Rauchsäule in die Höhe, ununterbrochen aus einem unsichtbaren Ofen ausströmend, um sich dann unter dem Winde auf den lebendigen Kamm der Wellen zu lagern. Plötzlich zeigte der Transportdampfer, den ich eben

verlassen hatte, seinen dunklen Rumpf. Dieser Anblick machte mein Herz beklommen, denn der Dampfer kam mir wie ein Zeuge meiner Schmach vor. Wie ein scheuendes Pferd ging ich durch und floh in den Wald.

Unter den spitzbogigen Wölbungen der Fichten, unter deren Nadelzweigen die Brise psalmodierte, ängstigte mich meine Herzensnot von neuem. Hier waren wir spazieren gegangen, als die Frühlingssonne in dem Grün schimmerte, als die Fichten ihre purpurnen Blüten trieben, die den Duft der Erdbeere haben; als der Wacholder seinen gelben Blütenstaub in den Wind warf; als die Anemonen durch die toten Blätter unter den Haselsträuchen drangen. Hier auf diesem braunen, weichen Moos, das sich wie eine wollene Decke ausbreitete, hatten ihre kleinen Füsse getrippelt, während sie mit einer metallisch klingenden Stimme ihre finländischen Lieder sang. In dem klaren Licht der Erinnerung fand ich zwei riesige Fichten wieder, die wie in einer Umarmung zusammengewachsen waren, und deren Stämme sich unter den Windstössen knarrend aneinander rieben. Von dort war sie gegangen, um einen Umweg zu machen und in dem Sumpf eine Seerose zu pflücken. Mit dem Eifer eines echten Hühnerhundes suchte ich die Spur dieses reizenden Fusses, dessen Eindruck, so leicht er auch war, mir nicht entgehen konnte. Den Nacken gebeugt, die Nase auf der Erde, durchstöberte ich witternd den Boden, mit gespanntem Gesicht, ohne etwas zu finden. Der Boden war mit Spuren des Wildes bedeckt, und ebenso gut hätte man der Fährte der Waldnymphe folgen können, als die Stelle wiederfinden, welche der feine Schuh der verehrten Frau berührt hatte. Nichts als Schlammgruben, Kuhmist, Pilze, Fliegenschwämme, Boviste,

faulend oder verfault, abgebrochene Blumenstengel. Am Rande des Sumpfes, der von schwärzlichem Wasser angefüllt war, tröstete ich mich einen Augenblick mit dem Gedanken, dass dieses Moor die Ehre gehabt hatte, das reizendste Gesicht der Welt zu spiegeln. Vergebens suchte ich unter den welken Blättern, die von den herumstehenden Birken herabgefallen waren, die Seerosen zu erkennen.

Dann kehrte ich denselben Weg zurück, stürzte in den Hochwald hinein, dessen Rauschen einen um so tieferen Ton annahm, je stärker die Stämme wurden. Auf der Höhe der Verzweiflung, in der Heftigkeit des Schmerzes heulte ich laut auf, während mir die Tränen unter meinen Augenlidern hervorsprangen. Wie ein brünstiger Elch zertrat ich mit Fusstritten die Schwämme und Pilze, riss die jungen Wacholder aus, stiess gegen die Bäume! Was ich wollte? Ich wüsste es nicht zu sagen! Eine masslose Glut erhitzte mein Blut; eine grenzenlose Sehnsucht, sie wiederzusehen, ergriff mich. Die, welche ich zu sehr geliebt hatte, um sie besitzen zu wollen, hatte sich meines Wesens bemächtigt. Und jetzt, da alles zu Ende war, wollte ich sterben, da ich ohne sie nicht mehr leben konnte!

Aber schlau, wie die Verrückten zu sein pflegen, wollte ich auf eine gute Art umkommen, indem ich mir eine Lungenentzündung oder etwas ähnliches zuzog: ich müsste dann wochenlang das Bett hüten, dürfte sie wiedersehen, könnte von ihr Abschied nehmen, indem ich ihr die Hände küsste.

Durch diesen plötzlich entworfenen Plan gestärkt, lenkte ich meine Schritte der Küste zu: die zu finden, war nicht schwer, da das Brausen der Wogen mich quer durch das Gehölz führte.

Die Küste fiel steil ab, das Wasser war tief:

alles ganz wie es sein musste. Mit aufmerksamer Sorgfalt, die nichts von der düsteren Absicht verriet, entkleidete ich mich; meine Kleider verbarg ich unter einer Erlengruppe und meine Uhr legte ich in ein Felsenloch. Der Wind war rauh, und in diesem Monat Oktober konnte das Wasser nur wenige Grad über Null haben. Nach einem Lauf über die Felsen stürzte ich mich kopfüber ins Wasser, indem ich auf ein Tal zielte, das sich zwischen zwei riesigen Wellen aushöhlte. Ich hatte den Eindruck, als sei ich in glühende Lava gefallen. Bald tauchte ich wieder auf, Lappen des Tangs mit heraufbringend, den ich auf dem Grunde flüchtig gesehen hatte und dessen Bläschen mir die Waden kratzten. Ich schwamm in die offene See hinaus, den hohlgehenden Wogen meine Brust bietend, vom Lachen der Möwen und dem Gekrächz der Krähen begrüsst. Als sich meine Kräfte erschöpften, kehrte ich um und schwamm zur Klippe zurück.

Jetzt war der Augenblick für die Hauptkur gekommen. Nach den Vorschriften, die den Badenden gegeben werden, besteht die eigentliche Gefahr darin, dass man ausserhalb des Wassers zulange nackt bleibt. Ich setzte mich auf den Felsen, der dem Wind am meisten ausgesetzt war, und liess meinen nackten Rücken vom Oktoberwind peitschen. Ich fühlte, wie meine Haut einlief. Von selbst zogen sich meine Muskeln, mein Brustkasten zusammen, als ob der Erhaltungstrieb um jeden Preis die edlen Organe, die in meinem Innern eingeschlossen waren, schützen wollte. Ausserstande, auf einer Stelle zu bleiben, packte ich einen Erlenzweig und stieg auf diesen Baum, der sich unter meinen Krämpfen, den unbändigen Bewegungen meiner Muskelkraft wand. So gelang es mir, mich

auf derselben Stelle zu halten. Die eisige Luft brannte mir das Kreuz wie ein rotglühendes Eisen.

Schliesslich war ich überzeugt, dass ich genug habe, und ich beeilte mich, meine Kleider wieder anzuziehen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Als ich wieder in den Wald kam, war es dunkel. Die Furcht überfiel mich; ich stiess mit dem Kopf an die unteren Zweige der Stämme, und war gezwungen, meinen Weg tappend wiederzufinden. Plötzlich, unter dem Einfluss meiner tollen Furcht, schärfte sich die Tätigkeit meiner Sinne so sehr, dass ich die Art der Bäume, die mich umgaben, an dem Rauschen ihrer Zweige unterscheiden konnte. Welche Tiefe dieser Bass der Fichten, deren feste und dichte Nadeln riesenhafte Gitarren bildeten; einen höheren Ton hatten die langen und beweglichen Stämme der Kiefern, deren Querpfeife dem Zischen von tausend Schlangen glich; das trockene Rasseln der Birkenzweige rief in mir Erinnerungen an die Kindheit hervor, in denen sich nagender Kummer und meine ersten Lustgefühle vermischten; das Rauschen der auf den Eichen zurückgebliebenen trockenen Blätter tönte wie das Knittern von Papier; das Raunen der Wacholder ahmte beinahe die Stimmen von Frauen nach, die einander ins Ohr flüstern; die Erlen krachten dumpf, als ein Zweig unter dem Windstoss einriss. Am blossen Fall hätte ich einen Kiefernzapfen von einem Fichtenzapfen unterscheiden können; am blossen Geruch bemerkte ich die Nähe eines Champignons, und die Nerven meiner grossen Zehe schienen zu fühlen, ob sie auf Erde, auf Bärlapp oder auf Haarmoos traten.

Von meinem Empfindungsvermögen geführt, erreichte ich die Umfassung des Friedhofes, dessen Holzstiege ich überschritt. Einen Augenblick freute

ich mich an der Musik der Trauerweiden, deren Peitschen die Totenkreuze, die sie schützten, stäupten. Schliesslich, vor Kälte erstarrt, bei jedem unerwarteten Geräusch zitternd, gelangte ich ins Dorf, wo die schimmernden Häuser mir den Weg bis zum Hotel zeigten.

Als ich in mein Zimmer gekommen war, sandte ich eine Depesche an den Baron, in der ich ihm meine plötzliche Krankheit und meine unfreiwillige Landung mitteilte. Dann gebe ich ihm auf einigen Blättern ein vollständiges Bekenntnis über meinen geistigen Zustand, indem ich den früheren Anfall erwähne und um Diskretion bitte. An erster Stelle nannte ich als Ursache meiner Krankheit die Verlobung meiner angeblichen Verlobten; denn damit sei mir für immer jede Hoffnung abgeschnitten.

Erschöpft legte ich mich zu Bett, ganz sicher mir dieses Mal ein starkes Fieber zugezogen zu haben. Dann klingelte ich nach dem Mädchen und bat, den Arzt zu rufen. Da mir geantwortet wurde, es sei kein Arzt vorhanden, ersuchte ich, den Pfarrer des Dorfes holen zu lassen, damit ich ihm meinen letzten Willen mitteilen könne.

Von diesem Augenblick schickte ich mich an, zu sterben oder den Wahnsinn ausbrechen zu sehen.

Alsbald bestellt, erscheint der Geistliche. Es ist ein Mann von etwa dreissig Jahren, der Typus eines Gutsknechtes im Sonntagskleid. Mit seinen roten Haaren, seinen halberloschenen Augen, seinen Sommersprossen flösste er mir keine Sympathie ein; ich konnte lange kein Wort hervorbringen, da ich wirklich nicht wusste, was ich diesem Menschen, der keine Bildung besass, nicht die Weisheit des Alters hatte, das menschliche Herz nicht kannte, anvertrauen sollte.

Verlegen wie ein Provinziale vor einem Gross-

städter, blieb er mitten im Zimmer stehen, bis ich ihn mit einer Handbewegung einlud, einen Stuhl zu nehmen. Dann erst begann er sein Verhör.

— Sie haben mich rufen lassen, mein Herr? Sie müssen einen Kummer haben?

— Ja.

— Es ist kein anderes Glück als in Jesus ... Obwohl ich nach einem ganz andern Glück trachtete, liess ich ihn sprechen, ohne zu protestieren. Er, der evangelische Prediger, redete, allein, einförmig, viel Worte machend. Die alten Sätze des Katechismus wiegten mich angenehm ein, und die Anwesenheit eines menschlichen Wesens, das in geistiger Beziehung zu meiner Seele trat, stärkte mich.

Doch der junge Pastor zweifelte plötzlich an meiner Aufrichtigkeit und unterbrach sich, um mich zu fragen:

— Haben Sie auch den wahren Glauben?

— Nein, antwortete ich ihm, aber sprechen Sie nur, Ihre Worte tun mir gut ... Und er ging wieder an seine Arbeit. Der ununterbrochene Klang seiner Stimme, die Ausstrahlung seiner Augen, die von seinem Körper ausgehende Wärme wirkten wie magnetische Fluiden auf mich. Eine halbe Stunde später war ich eingeschlafen.

Als ich wieder erwachte, war der Magnetiseur verschwunden, und das Mädchen brachte ein Schlafmittel vom Apotheker, mit der strengen Vorschrift, es nicht zu missbrauchen, weil das Fläschchen so viel Gift enthalte, dass es, auf einmal genommen, einen Menschen töten könne. Sobald ich allein war, verschlang ich natürlich den Inhalt der Flasche auf einen einzigen Zug. Fest entschlossen, zu sterben, begrub ich mich in meinen Decken, und der Schlaf liess nicht auf sich warten.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich nicht erstaunt, mein Zimmer von einer strahlenden Sonne erleuchtet zu sehen: ich hatte meine Nacht in sehr klaren und farbigen Träumen verbracht.

Ich träume, als existiere ich! sagte ich mir. Ich betastete überall den Körper, um den Grad des Fiebers oder die Anzeichen der Lungenentzündung zu entdecken. Aber, trotzdem ich die besten Absichten hatte, einen verhängnisvollen Ausgang herbeizuführen, befand ich mich in einem ziemlich normalen Zustand. Der Kopf, obwohl etwas betäubt, arbeitete leicht, nicht mehr so stürmisch wie vorher, und zwölf Stunden Schlaf hatten mir meine Lebenskräfte wiedergegeben, die immer stark zu sein pflegten, dank den körperlichen Übungen jeder Art, die ich seit meiner Jugend trieb.

.... Man bringt mir eine Depesche. Meine Freunde zeigen mir an, dass sie um zwei Uhr mit dem Dampfer kommen!

Die Scham ergreift mich wieder. Was soll ich sagen? Welche Haltung soll ich annehmen? ... Ich überlege ....

Meine wieder lebendig gewordene Männlichkeit widersetzte sich demütigenden Entschlüssen: nach einer schnellen Überlegung blieb ich bei dem Plan stehen, in diesem Hotel zu bleiben, um mich zu erholen, und meine Reise mit dem nächsten Dampfer fortzusetzen. So war die Ehre gerettet, und der Besuch meiner Freunde würde nur ein Abschied mehr sein — der allerletzte!

Doch als ich an die Vorfälle des gestrigen Tages dachte, hasste ich mich. Wie, ich, der starke Geist, der Zweifler hatte mich zu diesen unwahrscheinlichen Schwächen hinreissen lassen! Und der Beistand dieses Geistlichen — wie konnte ich einen

solchen Einfall erklären? Ich hatte ihn allerdings nur als Beamten rufen lassen, und er hatte mir gegenüber nur den Dienst eines Hypnotiseurs ausgeübt? Aber für die Welt sah es wie eine Bekehrung aus. Vielleicht würde man sogar an unbekennbare Bekenntnisse glauben, an das letzte Geständnis, das der Verbrecher auf seinem Totenbett ablegt! Welch hübscher Gesprächsstoff für die Dorfleute, die in direktem Verkehr mit der Stadt stehen! Welches Fressen für die Portiers!

Eine Reise ins Ausland, ohne Verzug ins Werk gesetzt, war das einzige Mittel, aus dieser unerträglichen Lage herauszukommen. Indem ich die Rolle des Schiffbrüchigen einstudierte, verbrachte ich den Morgen damit, dass ich vor der Veranda auf und ab ging, das Barometer betrachtete, die Fahrpläne studierte. So vergingen die Stunden ziemlich schnell. Der Dampfer erschien an der Mündung des Meeresarmes, bevor ich mich entschlossen hatte, zur Landungsbrücke hinunter zu gehen oder im Hotel zu bleiben. Da ich keine Lust hatte, einer voreingenommenen Menge ein Schauspiel zu geben, so ging ich auf mein Zimmer.

Nachdem ich einige Minuten gewartet hatte, hörte ich die Stimme der Baronin: sie erkundigte sich bei der Wirtin nach meiner Gesundheit. Ich ging hinaus, ihr entgegen, und wenig hätte gefehlt, dass sie mich vor den Umstehenden umarmt hätte. Mit überströmendem Herzen beklagte sie meine Krankheit, die eine Folge der Überanstrengung sei, und riet mir, nach der Stadt zurückzukehren und meine Reise auf den Frühling zu verschieben.

Sie hatte ihren guten Tag. In ihrem Pelzmantel sah sie aus wie ein Lama, soviel lange und geschmeidige Haare legten sich um ihre schlanke Figur. Die Meeresbrise hatte ihr das Blut in die

Wangen getrieben, und in ihren Augen, die sich durch die Erregung des Wiedersehens vergrössert hatten, las ich den Ausdruck einer unendlichen Zärtlichkeit. Vergebens wehrte ich mich gegen die Besorgnisse, die sie um meine Gesundheit hatte, da ich mich für ganz wiederhergestellt hielt. Sie fand, ich sehe wie eine Leiche aus, erklärte mich für arbeitsunfähig und behandelte mich wie ein Kind. Und diese Rolle der Mutter stand ihr zum Entzücken. Sie hatte einen schmeichlerischen Tonfall, duzte mich aus Scherz, mummelte mich in ihren Schal ein; bei Tisch legte sie mir die Serviette vor, goss mir zu trinken ein, bestimmte über alle meine Bewegungen. Wie sie „Mutter" war! Dass sie sich ihrem Kinde nicht so widmete? Aber es war nur ein verkleideter Mann, ein aufgespürtes Wild, das die unbändige Brunst des Herbstes bedrängte! Unter dieser Verkleidung des kranken Kindes kam ich mir wie der Wolf vor, der im Bett der verschlungenen Großmutter liegt und darauf wartet, auch noch Rotkäppchen zu fressen.

Ich errötete vor diesem Gatten, der naiv und bieder war, mich mit Fürsorge überhäufte, mir jede peinliche Erklärung erliess. Und doch war dies alles nicht meine Schuld! Mein Herz verschloss sich eigensinnig und ich nahm die tausend Liebenswürdigkeiten der Baronin mit einer beinahe verletzenden Kälte auf.

Beim Nachtisch, als sich die Stunde der Rückfahrt näherte, schlug mir der Baron vor, mit ihnen zurückzukehren. Er bot mir ein Zimmer in seinem Hause an, das nur auf mich warte. Zu meiner Ehre muss ich es sagen, dass ich ihm ein ganz bestimmtes Nein antwortete. Die drohende Gefahr dieses Spielens mit dem Feuer fürchtend, teilte ich ihnen meinen Entschluss mit. Ich würde eine Woche hier

bleiben, um mich zu erholen, und dann in meine alte Dachstube in der Stadt zurückkehren.

Trotzdem meine Freunde wiederholt dagegen protestieren, bleibe ich bei meinem Plan. Seltsam: sobald ich meine Schlaffheit ablege und meinen männlichen Willen zeige, entzieht mir die Baronin ihre Freundschaft. Je unentschlossener ich war, je mehr ich ihren Launen nachgab, desto mehr verehrte sie mich, lobte meine Weisheit, pries meine Artigkeit. Sie beherrschte mich, verwirrte mich; sobald ich ihr aber einen ernsthaften Widerstand entgegensetzte, zieht sie die Hand zurück, zeigt mir heftige Abneigung, beinahe Härte.

Während wir über das Zusammenwohnen unter einem Dach sprachen, entwarf sie ein günstiges Bild dieser Anordnung, indem sie besonders betonte, wie angenehm es sei, sich zu jeder Stunde und ohne vorherige Einladung sehen zu können.

— Aber, Frau Baronin, antwortete ich, was wird die Welt dazu sagen, wenn ein junger Mann in eine junge Ehe aufgenommen wird?

— Wir kümmern uns nicht um das, was die Leute sagen!

— Aber Ihre Mutter und Ihre Tante? Übrigens widersetzt sich mein männlicher Stolz einer derartigen Maßnahme, die höchstens für einen Minderjährigen passt.

— Ach was, männlicher Stolz! Finden Sie es „männlich", sich umkommen zu lassen, ohne den Mund aufzutun?

— Ja, Frau Baronin, es ist allein dem Manne würdig, sich stark zu zeigen!

Sie wird jetzt zornig und weigert sich anzuerkennen, dass ein Unterschied zwischen den Geschlechtern vorhanden ist. Ihre weibliche Logik verwirrt mir die Gedanken. Ich wende mich an

den Baron, der mir mit einem Lächeln antwortet, in dem zu lesen ist, wie gering er den weiblichen Verstand schätzt.

Gegen sechs Uhr lichtete der Dampfer den Anker und nahm meine Freunde mit. Ich kehrte allein ins Hotel zurück.

Der Abend war prächtig. Die Sonne ging an einem orangefarbenen Himmel unter, das tiefblaue Wasser war weiss gestreift, ein kupferfarbener Mond stieg am Horizont über die Fichten.

Ich sass an einem Tisch im Speisesaal, in meine bald zum Sterben traurigen, bald heiteren Gedanken versunken, und sah nicht, wie sich die Wirtin mir näherte.

— Nicht wahr, das ist Ihre Schwester, diese junge Dame, die Sie eben verlassen hat?

— Durchaus nicht!

— Nicht? . . . Dann ist es doch seltsam, wie ähnlich Sie einander sind! Man hätte darauf geschworen, Bruder und Schwester zu sehen.

Ich fühlte mich nicht in der Stimmung, eine solche Unterhaltung fortzusetzen. Doch liess sie in mir einen Gärungsstoff von Gedanken zurück.

— Hatte meine unablässige Beschäftigung mit der Baronin auf ihren Gesichtsausdruck einwirken können? Oder hatte der Ausdruck ihres Gesichts während dieser sechsmonatigen Seelenverbindung meinen beeinflusst? Hatte der instinktive Wunsch, einander um jeden Preis zu gefallen, eine unbewusste Auswahl der verführerischesten Arten des Anschauens getroffen, während die weniger günstigen unterdrückt wurden? Es war sehr wohl möglich, dass die Vermischung unserer beiden Seelen stattgefunden hatte und dass wir uns nicht mehr besassen. Das Schicksal oder vielmehr der Instinkt spielte seine gefährliche unvermeidliche Rolle; der Stein

rollte, auf seinem Wege alles vernichtend, alles umstürzend: Ehre, Vernunft, Glück, Treue, Weisheit und Tugend!

.... Und diese Arglosigkeit, unter ihrem Dach einen jungen feurigen Mann logieren zu wollen, einen Mann in dem Alter, in dem der sinnliche Trieb so stark ist, dass man ihn kaum unterdrücken kann! War sie also in Wirklichkeit eine Liederliche, oder hatte die Liebe ihren Verstand getrübt? Sie eine Liederliche? Nein, tausend Mal nein! Ich schätzte sie wegen ihrer offenen Art, wegen ihrer Heiterkeit, ihrer Aufrichtigkeit, ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Dass sie exzentrisch war, kein Gleichgewicht hatte, das hatte sie selbst eingestanden, als sie von ihren Fehlern sprach — aber ehrlos, sie, nein! Selbst in ihren kleinen Künsten, die sie anwendete, um mich zu erheitern, war mehr von der reifen Frau, die sich damit ergötzt, einen Schüchternen zu verwirren, als von der Koketten, die sinnliche Begierde erregen will.

Jetzt handelt es sich darum, die heraufbeschworenen Dämonen von neuem zu verjagen. Um meine Freunde auch weiterhin irre zu führen, entwarf ich an meinem Schreibtisch einen Brief über das alte Thema meiner unglücklichen Liebe. Als Beweise fügte ich zwei in leidenschaftlichem Stil gehaltene Gedichte an „Sie“ bei; Gedichte, die auf zwei Arten gedeutet werden konnten; es stand der Baronin frei, sich davon verletzen zu lassen.

Brief und Verse blieben unbeantwortet, ob nun das Mittel schon verbraucht war oder der Gegenstand kein Interesse mehr besass.

Die ruhigen und stillen Tage, die folgten, trugen viel zu meiner Genesung bei. Die Landschaft, die mich umgab, hatte die Lieblingsfarben der verehrten Frau angenommen. Dieser Wald, in dem ich Stun-

den des Fegefeuers durchgemacht hatte, lächelte mich jetzt an. Wenn ich morgens darin spazieren ging, so lag nicht der Schatten einer peinlichen Erinnerung mehr in den Winkeln dieser Landschaft, in der ich mit allen höllischen Dämonen des menschlichen Herzens gekämpft hatte. Ihr Besuch und die Gewissheit, dass ich sie wiedersehen werde, hatten mir zu gleicher Zeit Leben und Vernunft wiedergegeben.

7.

Da ich aus Erfahrung wusste, dass niemand, der unerwartet zurückkehrt, ganz willkommen ist, erschien ich, als ich wieder in Stockholm war, nicht ohne Verlegenheit, nicht ohne Zögern in der Wohnung der Baronin.

Im Vorgarten wies alles darauf hin, dass der Winter gekommen war: die Bäume waren kahl geworden, die Bänke fehlten, die Türen des Gartenzaunes waren herausgenommen, die abgefallenen Blätter tanzten umher, die Kellerlöcher waren mit Stroh gefüttert. Als ich in den Salon eintrat, wurde es mir schwer, die eingeschlossene Luft zu atmen, die von den Kachelöfen erwärmt war; wie von der Decke herabhängende Bettlaken sahen die Öfen aus, wie sie da an den Wänden standen, gross und weiss. Die Doppelfenster waren eingehängt, und ihre Fugen mit Papier verklebt; die zwischen die Scheiben gelegte Watte, die den Schnee nachahmte, gab dem grossen Raum das Aussehen eines Totenzimmers. Ich bemühte mich, ihn seiner halbvornehmen Einrichtung zu entkleiden, um mir das frühere Aussehen rauher Bürgerlichkeit zurückzurufen: damals waren die Wände nackt, der Fussboden aus rohem Holz; um den schwarzen Esstisch, der keine Decke hatte und mit seinen acht Füssen einer Spinne glich, tauchten die strengen

Gesichter meines Vaters und meiner Stiefmutter auf.

Die Baronin empfing mich herzlich, aber ihre traurige Miene verriet eine Sorge. Der Schwiegervater und der Oheim waren da: sie spielten im nächsten Zimmer mit dem Baron Karten. Ich begrüsste die Spieler und blieb dann mit der Baronin allein im Salon. Sie setzte sich in einen Sessel unter die Lampe und häkelte. Schweigsam, trübsinnig, nicht hübsch, überliess sie es mir, die Unterhaltung zu führen, die zu einem Selbstgespräch entartete, da die Antworten ausblieben. In die Ofenecke gedrückt, betrachtete ich sie, wie sie sich über ihre Arbeit beugte, ohne den Kopf zu erheben. Geheimnisvoll, in sich versunken, schien sie zuweilen meine Anwesenheit garnicht zu merken. Ich dachte, ungelegen gekommen zu sein; glaubte, meine Rückkehr habe vielleicht den schlechten Eindruck gemacht, den ich zu machen gefürchtet hatte. Plötzlich liess ich meine ermüdeten Blicke über den Fussboden irren, und unter der Tischdecke erblicke ich ihr von den erhobenen Röcken nicht bedecktes Bein. Die Wade war fein; ein weisser Strumpf umschloss sie; ein in Farben gesticktes Strumpfband liess diesen reizenden Muskel hervortreten, der uns den Kopf verdreht, da er unserer Phantasie erlaubt, nach dieser einen bekannten Grösse den ganzen Körper aufzubauen. Der Fuss war gebogen, hatte einen gewölbten Spann und steckte in einem Aschenbrödelschuh.

Damals glaubte ich, es handle sich nur um einen Zufall; später habe ich erfahren, dass eine Frau es durchaus weiss, dass man sie betrachtet, wenn sie mehr als die Knöchel zeigt. Von dem fesselnden Anblick etwas betört, mache ich eine Wendung im Gespräch und komme mit einem ge-

schickten Kunstgriff auf meine angebliche Liebe zurück.

Sie richtete sich auf, machte eine halbe Wendung und sah mich scharf an.

— Sie können sich rühmen, in Ihren Neigungen treu zu sein!

Meine Augen verirrten sich hartnäckig unter die Decke des Nähtisches, wo das schneeige Weiss unter dem kirschroten Band schimmerte. Schliesslich riss ich sie los, kreuzte sie mit dem Blick ihrer im Lampenschein grösser gewordenen Pupillen und antwortete ihr in einem festen, entschlossenen Ton:

— Leider ja!

Das Klatschen der Karten und die Rufe der Spieler begleiteten diese kurze Beichte.

Ein peinliches Schweigen entstand. Sie nahm ihre Arbeit wieder auf und liess durch eine Bewegung der Beine die Röcke auf die Füsse herabfallen. Der Zauber hörte auf. Vor mir sass eine gleichgültige Frau, die schlecht angezogen war. Nach einer Viertelstunde nahm ich Abschied, indem ich eine Unpässlichkeit vorschützte.

Als ich nach Haus kam, zog ich mein Drama aus der Schublade, fest entschlossen, es umzuarbeiten und diese hoffnungslose Leidenschaft durch rastlose Tätigkeit auszuroden. Sonst würde das Ende ein Verbrechen sein, das ich aus Widerwillen, aus Instinkt, aus Feigheit, aus Erziehung verabscheute. Und ich nahm mir bestimmt vor, künftig diese mehr als gefährliche Verbindung zu lösen.

Ein unerwarteter Zufall half mir dabei: zwei Tage später bot man mir an, die Bibliothek eines ausserhalb der Stadt wohnenden Sammlers zu katalogisieren.

So hauste ich denn in dem von oben bis unten mit Büchern besetzten Saal eines alten Herrensitzes aus dem siebzehnten Jahrhundert. Dort konnte man eine Reise durch alle Epochen der vaterländischen Geschichte machen. Die ganze schwedische Literatur war hier versammelt, von den alten Drucken des fünfzehnten Jahrhunderts bis zu den Neuerscheinungen des Tages. Ich vertiefte mich darin, um Vergessenheit zu suchen. Es gelang mir nach Wunsch. Als die erste Woche zu Ende ging, war es mir noch nicht zum Bewusstsein gekommen, dass meine Freunde mir gefehlt hatten. Am Sonnabend, dem Empfangstag der Baronin, brachte mir eine Ordonnanz der Garde eine regelrechte Einladung des Barons nebst freundschaftlichen Vorwürfen über mein Fortbleiben. Ich empfand ein sauersüsses Erstaunen darüber, mich mit einer ebenso liebenswürdigen Ablehnung antworten zu sehen, in der ich sehr bedauerte, dass meine Zeit mir nicht mehr gehöre.

Als eine neue Woche vergangen war, brachte mir eine neue Ordonnanz, im Paradeanzug, ein Billett, dieses Mal von der Baronin. In ziemlich scharfen Worten bittet sie mich dringend, nach dem Baron zu sehen, der infolge einer Erkältung das Bett hüten müsse. Schliesslich wurde ich ersucht, doch von mir hören zu lassen. Eine Ausflucht war nicht mehr möglich. Ich begab mich sofort zu ihnen.

Die Baronin sah leidend aus, und der leicht erkrankte Baron langweilte sich in seinem Bett. Er lag im Schlafzimmer, und ich wurde dahin geführt. Der Anblick dieses bisher meinen Augen entzogenen Allerheiligsten erregte wieder meinen instinktiven Widerwillen gegen dieses eheliche Zusammenleben in einem gemeinsamen Zimmer; da

zeigen sich die Gatten einander bei den tausend Gelegenheiten, die das Alleinsein verlangen. Das grosse Bett, in dem der Baron lag, verriet alle Schamlosigkeit des intimen Lebens; und der Stoss Kissen, der neben dem Kranken aufgeschichtet war, bezeichnete frech den Platz der Gattin. Der Putztisch, die Waschtische, die Handtücher, alles schien mir schmutzig zu sein, und ich musste mich blind machen, um meinen Ekel zurückzudrängen.

Nach einer kurzen Plauderei am Fuss des Bettes lud mich die Baronin ein, im Salon ein Glas Likör zu nehmen. Als wir allein waren, kam sie meinen Gedanken entgegen, als hätte sie die geahnt. In abgerissenen Sätzen schüttete sie mir ihr übervolles Herz aus.

— Ist es nicht traurig?

— Was denn?

— Oh, Sie verstehen mich sehr wohl . . . Dieses Dasein einer Frau: ohne Zweck, ohne Zukunft, ohne Beschäftigung! Ich sterbe daran!

— Und Ihr Kind, Frau Baronin? Mit dessen Erziehung Sie bald anfangen müssen? Und die anderen Kinder, die kommen werden . . .

— Ich will keine Kinder mehr haben . . . Bin ich dazu geschaffen, eine ständige Amme zu sein?

— Nein, aber eine Mutter, auf der Höhe ihrer Aufgabe, im schönsten Sinne des Wortes.

— Mutter oder Wirtschafterin! Danke. Die nimmt man! Das ist bequemer. Und dann, was soll ich tun? Ich habe zwei Mädchen, die mich ausgezeichnet vertreten. Nein: ich will leben . . .

— Schauspielerin werden?

— Ja!

— Aber Ihre ganzen Verhältnisse sind dagegen.

— Ich weiss es leider nur zu gut! Und das eben ärgert mich . . . verdummt mich . . . entnervt mich!

— Und die Schriftstellerei? Dieser Beruf steht nicht in so schlechtem Ansehen wie die Schauspielerei.

— Die Kunst des Sprechens ist für mich die höchste. Was auch kommen mag, ich werde mich nie darüber trösten, meinen Beruf verfehlt zu haben. Und was habe ich dafür? . . . Eine Enttäuschung!

Der Baron rief uns zurück.

— Was erzählt sie? fragte er mich.

— Wir sprechen über Theater, antwortete ich.

— Sie ist verrückt!

— Sie ist nicht so verrückt, wie man glaubt, entgegnete die Baronin und liess uns allein, indem sie die Tür heftig hinter sich zuschlug.

— Sie schläft nachts nicht mehr, vertraute mir der Baron an.

— Was tut sie denn?

— Sie spielt Klavier, sie liegt auf dem Sofa oder vielmehr sie wählt diese Stunden, um die Haushaltsrechnungen aufzusetzen. Wahrhaftig, mein junger Gelehrter, sagen Sie mir, was man tun muss, um diesen verrückten Ideen ein Ende zu bereiten?

— Machen Sie ihr ein Kind! Was sage ich? Eine ganze Reihe von Kindern!

Er verzog sein Gesicht. Dann bemühte er sich, Haltung anzunehmen.

— Der Arzt hat es ausdrücklich verboten, weil die erste Entbindung nicht gut ablief . . . und dann kosten Kinder so viel . . . Sie verstehen?

Ich hatte verstanden und ich hütete mich, diese empfindliche Stelle wieder zu berühren. Ich war übrigens noch zu jung, um zu argwöhnen, dass es die kranken Frauen sind, die den Ärzten vorschreiben, was sie ihnen verordnen sollen.

Die Baronin erschien wieder, um ihr Töchterchen

in dem eisernen Bettchen, das neben dem Bett des Barons stand, schlafen zu legen. Die Kleine wollte noch nicht schlafen und fing an zu schreien. Nachdem die Mutter vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, um sie zu beruhigen, holte sie die Rute.

Ich habe niemals ein Kind schlagen sehen können, ohne in Zorn zu geraten; ich habe sogar bei einer solchen Gelegenheit die Hand gegen meinen Vater erhoben. Ich liess mich von einem Grimm, den ich nicht verbergen konnte, hinreissen und trat dazwischen.

— Erlauben Sie, sagte ich . . . Glauben Sie, dass ein Kind ohne wirklichen Grund klagt?

— Sie ist ungezogen.

— Dann hat sie Veranlassung dazu. Vielleicht ist sie schläfrig und unsere Gegenwart und das Lampenlicht stören sie.

Beschämt und vielleicht sich ihrer unvorteilhaften Megärenart bewusst, gab sie mir recht.

Darauf zog ich mich zurück.

Dieser Einblick, den ich so gegen Erwarten in diese Häuslichkeit tat, heilte mich für einige Wochen von meiner Liebe. Ich muss gestehen, dass die Szene mit der Rute nicht am wenigsten zu dem unangenehmen Eindruck beitrug, den ich von diesem Abend erhielt.

Der Herbst zog sich einförmig hin und Weihnachten näherte sich. Die Ankunft eines jungen Paares (Neuvermählte aus der finländischen Freundschaft der Baronin) brachte wieder etwas Leben in unsere Beziehungen, deren Reiz verflogen war. Dank den Aufmerksamkeiten der Baronin empfing ich zahlreiche Einladungen, und ich zeigte mich

im schwarzen Rock bei Soupers, Diners, und sogar bei einer Tanzgesellschaft.

Während ich durch diese Welt, deren Vornehmheit zu wünschen liess, ging, bemerkte ich, dass die Baronin in unweiblicher Art und unter dem Schutz einer übertriebenen Offenheit den jungen Leuten den Hof machte; immer aber warf sie mir dabei einen versteckten Blick zu, um sich zu vergewissern, welchen Eindruck ihr Betragen auf mich mache. Dieser freche Flirt kränkte mich sehr: ich antwortete mit einer beleidigenden Zurückhaltung, weil mir diese Geschmacklosigkeit zuwider war und weil es mich schmerzte, dass ein verehrtes Wesen sich zur gewöhnlichen Koketten erniedrigte.

Sie sah immer aus, als amüsiere sie sich sehr, und verlängerte die Gesellschaften bis in die Nacht hinein; ich wurde bestärkt in der Ansicht, dass sie eine Frau von unbefriedigten Begierden sei, die sich in ihrer Häuslichkeit langweile; dass ihr künstlerischer Beruf allein von der armseligen Eitelkeit komme, sich mehr zeigen und das Leben mehr geniessen zu wollen. Lebhaft, unbändig, immer in Bewegung, besass sie die Kunst zu glänzen; in der Menge der Gäste war sie immer der Mittelpunkt, mehr infolge der Fähigkeit, die Leute um sich zu versammeln, als durch ihre natürlichen Reize. Ihre grosse Lebenskraft, ihre nervige Mitteilungsgabe zwangen die Widerspenstigsten, ihr zuzuhören, sie auszuzeichnen; und ich beobachtete: sobald ihre Nerven sie im Stich liessen, war der Zauber vorbei; wenn sie sich dann in eine schattige Ecke zurückzog, suchte sie niemand mehr auf. Ehrgeizig nach Macht strebend, vielleicht herzlos, sorgte sie dafür, dass die jungen Leute ihr den Hof machten, und vernachlässigte die Gesellschaft der Damen.

So hatte sie sich auch in den Kopf gesetzt, mich verliebt, besiegt, seufzend zu ihren Füssen zu sehen. Eines Tages, nach einem Abend des Triumphes, nahm sie sich in törichter Verblendung heraus, einer Freundin anzuvertrauen, ich sei närrisch in sie verliebt. Als ich kurze Zeit darauf bei dieser Freundin einen Besuch machte, war ich so ungeschickt, dass ich sagte, ich hoffe die Baronin hier zu treffen.

— Aha, neckte mich die Herrin des Hauses, nicht um mich zu sehen, sind Sie gekommen! Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen.

— Nein, allerdings nicht. Um die Wahrheit zu sagen, bin ich gebeten worden, mich heute hier einzufinden.

— Also ein Stelldichein.

— Wie Sie wollen! Wenigstens müssen Sie zugeben, dass ich es nicht versäumt habe!

Wirklich war sie es gewesen, die diesen Besuch veranlasst hatte. Ich hatte ihr gehorcht. Sie hatte mich ganz einfach blossgestellt, um sich selber in Sicherheit zu bringen.

Ich rächte mich für dieses Abenteuer, indem ich ihr eine Reihe von Festen verdarb: meine Abwesenheit erlaubte ihr nicht, sich über meine Leiden zu freuen. Aber was litt ich dafür! Unter den Fenstern der Häuser, in die ich sie geladen wusste, durch die Strassen streifend, drehte ich den Dolch in meiner Wunde um, vor Eifersucht zitternd, wenn ich sie am Arm eines Tänzers vorbeihuschen sah: in ihrem Kleid aus blauer Seide, mit ihren vom Wind des Tanzes gehobenen blonden Locken, in ihrer entzückenden Gestalt, auf den zierlichsten Sohlen der Welt.

8.

Wir haben das Cap des neuen Jahres umschifft, der Frühling beginnt zu erscheinen. Wir haben die Zeit unter Festen verbracht, in vertraulichem Beisammensein zu dreien: es war zum Sterben traurig. Wir haben mit einander gebrochen und uns scheinbar wieder versöhnt, es gab Scharmützel und Waffenstillstand, wir neckten einander und waren wieder die besten Freunde. Ich bin fortgeblieben und ich bin wiedergekommen.

Der März ist nahe, der Monat, der in den Ländern des Nordens gefürchtet ist, weil die Brunst dann wütet und die Schicksale der Liebenden sich von selbst erfüllen: Eide werden gebrochen, die Bande der Ehre, der Familie oder der Freundschaft gelöst.

Der Baron hat an einem der ersten Tage des März Dienst und ladet mich ein, einen Abend mit ihm auf der Wache zu verbringen. Ich leiste seiner Einladung Folge. Einem Bürgerssohn, dem Spross einer kleinbürgerlichen Familie, können die Zeichen der höchsten Macht nur Respekt einflössen. Ich durchschreite an der Seite meines Freundes die Gänge, jeden Augenblick von Offizieren gegrüsst; ich höre das Rasseln der Säbel, das Wer da der Posten, das Wirbeln der Trommeln. Wir gelangen in den Meldungssaal. Die kriegerische Aus-

schmückung der Wände erregt mich, die Porträts der grossen Generale lassen mich den Nacken beugen; die bei Lützen, bei Leipzig eroberten Fahnen, die neuen Standarten, die Büste des regierenden Königs, die Helme, die glänzenden Schilde, die Schlachtpläne: alles erregt in mir die Unruhe, welche die untere Klasse vor den Zeichen der herrschenden Macht empfindet.

Und in seiner achtunggebietenden Umgebung wächst der Hauptmann in meinen Augen; ich halte mich dicht neben ihm, um seine Hilfe zu suchen, falls Lärm geschlagen wird.

Als der Baron in sein Dienstzimmer eintritt, macht sein Leutnant stehend Honneur vor ihm; und ich fühle mich ebenfalls diesen Leutnants überlegen, welche die gefürchteten Feinde der Söhne des Volkes und bei den Damen die erklärten Rivalen der Schriftsteller sind.

Ein Soldat bringt eine Flasche Punsch, und wir stecken Zigarren an. Um mich zu unterhalten, zeigt mir der Baron das goldene Buch des Regiments, eine künstlerische Sammlung von Skizzen, Aquarellen, Zeichnungen, die alle hervorragende Offiziere darstellen, welche seit zwanzig Jahren der königlichen Garde angehört haben; Porträts von denen, welche die Gymnasiasten meiner Schulzeit beneideten und bewunderten, denen sie so gern nachäfften, indem sie täglich „aufziehende Wache“ spielten. Meinem kleinbürgerlichen Gefühl macht es Vergnügen, alle diese Bevorzugten in lächerlicher Weise dargestellt zu sehen; auf den Beifall des demokratisch gewordenen Barons rechnend, erlaube ich mir kleine Ausfälle auf diese entwaffneten Gegner. Aber die Grenzlinie der demokratischen Neigungen des Barons ist eine andere als meine, und meine Einfälle werden übel aufgenom-

men. Der Korpsgeist obsiegt: er schlägt die Blätter jetzt schneller um, und macht erst bei einer grossen Komposition Halt, die den Aufstand von 1868 darstellt.

— Sehen Sie, sagt er mit einem boshaften Lächeln, wie wir das Pack niedergesäbelt haben!

— Sie sind dabei gewesen?

— Ob ich dabei war! Ich gehörte zur Wache und hatte den Befehl, die Tribüne zu schützen, die sich gegenüber dem von der Menge angegriffenen Denkmal befand. Ein Stein traf mein Käppi. Ich liess die Patronen verteilen, als ein reitender Eilbote des Königs meinem Häuflein das Feuern verbot. So blieb ich der Kugelfang wie die Zielscheibe für die Kieselsteine des Pöbels. Ja, ich habe dafür gebüsst, dass ich das Pack liebte.

Und nach einer Pause fuhr er lachend fort, indem er meine Blicke suchte:

— Sie erinnern sich doch an diese Geschichte?

— Ganz genau! Ich nahm am Zuge der Studenten teil.

Ich verschwieg ihm, dass ich mich gerade diesem Pack angeschlossen hatte, auf das er schiessen lassen wollte. Ich war ergrimmt, dass man diese Tribüne den Begünstigten vorbehielt und das Volk von einem Volksfest ausschloss. Ich hatte mich damals auf seiten der Angreifenden gestellt, und ich erinnerte mich sehr deutlich der Steine, die ich nach den Soldaten der Wache geworfen hatte.

In diesem Augenblick, als ich das Wort „Pack“ von ihm mit aristokratischer Betonung aussprechen hörte, wurde mir die unwillkürliche Regung von Furcht klar, die mich ergriffen hatte, als ich in diese Festung des Feindes eindrang; und die Züge meines Freundes, die sich bei meinem Spott ver-

änderten, entmutigten mich noch mehr. Der Rassenhass, der Kastenhass, die Traditionen erhoben sich zwischen uns wie eine unübersteigbare Mauer; und als ich ihn betrachtete, wie er den Säbel zwischen den Knien hielt, einen Ehrensäbel, dessen Griff mit dem gekrönten Namenszug des königlichen Gebers geschmückt war, fühlte ich lebhaft, dass unsere Freundschaft nur eine künstliche sei, das Werk einer Frau, die das einzige Bindeglied zwischen uns beiden war. Sein hochmütiger Ton, sein Gesichtsausdruck harmonierten mehr und mehr mit der Umgebung und entfernten ihn von mir. Um uns wieder zu nähern, wechselte ich die Unterhaltung. Ohne weiteres fragte ich ihn nach der Baronin und seinem Töchterchen. Sein Gesicht klärte sich auf, glättete sich und nahm wieder den gewöhnlichen Ausdruck der Gutmütigkeit an. Als ich mich wieder auf dem früheren Boden fühlte, nahm ich mir heraus, unter dem wohlwollenden Blick eines Menschenfressers, der einen Zwerg hätschelt, dem Riesen drei Haare aus dem Bart zu raufen.

— Nicht wahr, lieber Freund, sagte ich, man erwartet Kusine Mathilde zu Ostern?

— Gewiss.

— Dann werde ich ihr den Hof machen, wagte ich.

Er leerte sein Glas und sagte hohnlächelnd, mit der Miene eines guten Menschenfressers:

— Sie können es ja versuchen.

— Versuchen? Sollte sie etwa schon anderweitig gebunden sein?

— Nicht ... dass ich wüsste! Doch ... ich glaube zu wissen, dass ... Versuchen Sie es immerhin.

Und mit einem Ton tiefster Überzeugung:

— Sie werden schon auf Ihre Kosten kommen.

Etwas Verächtliches lag in diesem schonungslosen Urteil. Diese Beleidigung erweckte den übermütigen Wunsch in mir, diesem in Worten grossen Herrn zu trotzen. Zugleich wollte ich mich vor einer verbrecherischen Liebe bewahren, indem ich sie auf eine andere Person übertrug: eine glückliche Idee! Schliesslich verschaffte ich der in ihren rechtmässigen Gefühlen gekränkten Baronin eine Genugtuung.

Die Nacht war gekommen. Ich erhob mich, um nach Haus zu gehen. Der Hauptmann begleitete mich durch die Posten. Wir drückten einander die Hand vor dem Gittertor, das er mit einem heftigen Ruck zuschlug, als wolle er mich herausfordern.

Der Frühling ist gekommen. Der Schnee schmilzt, die Strassen sind von ihrem Eispflaster befreit. Schon verkaufen ausgehungerte Kinder auf den Wegen ihre Sträusse von Leberblümchen. In den Schaufenstern der Blumenhandlungen entfalten die Azaleen, die Rhododendren und die Frühblütler ihre Farbenpracht; die Apfelsinen leuchten in den Fenstern der Kaufläden; Hummer, Radieschen, Blumenkohl aus Algier erscheinen auf dem Stand der Händler. Unter der Nordbrücke strahlen die Kämme der Wellen die Sonne wider. An den Quais erhalhalten die Dampfer ihr Takelwerk und werden frisch gestrichen in Meergrün und scharlachrotem Zinnober. Die durch die Dunkelheit matt gewordenen Männer erholen sich unter den Sonnenstrahlen, und das Tier im Menschen fühlt den Stachel der Brunst. Wehe den Schwachen, wenn die Zuchtwahl sich vollzieht, wenn die Liebe den zurückgehaltenen Leidenschaften freien Lauf lässt!

Die hübsche Teufelin ist angekommen. Sie wohnt beim Baron.

Ich bin sehr zuvorkommend gegen sie. Da sie augenscheinlich unterrichtet ist, macht sie sich über mich lustig. Wir haben eine Phantasie vierhändig zusammen gespielt; sie hat ihre rechte Brust an meinen linken Arm gedrückt. Die Baronin hat es bemerkt und leidet darunter. Der Baron ist närrisch vor Eifersucht; er belauert mich mit wütenden Blicken. Bald ist er aufgebracht wegen seiner Frau, bald klagt er mich an wegen der Kusine. Wenn er seine Frau verlässt, um in einem Winkel mit dem jungen Mädchen zu flüstern, unterhalte ich mich mit seiner verlassenen Frau. Dann wird er erregt und richtet eine ungeschickte Frage an uns, die unser Gespräch unterbricht. Ich antworte ihm höhnisch lächelnd; ja oft höre ich garnicht auf ihn.

Eines Abends gab es ein Souper im engsten Kreise. Die Mutter der Baronin war dabei. Sie hat mich lieb gewonnen, und, vorsichtig wie alte Frauen, argwöhnt sie, es stecke etwas dahinter.

In einer Regung mütterlicher Liebe, unbekannte Gefahren ahnend, ergreift sie meine Hände und sagt, mich mit ihren Blicken fangend.

— Ich bin sicher, dass Sie ein Mann von Ehre sind. Ich weiss nicht, was in diesem Haus vorgeht. In jedem Fall aber versprechen Sie mir, über meine Tochter, die mein einziges Kind ist, zu wachen; und wenn jemals etwas geschehen sollte . . . was nicht geschehen darf, versprechen Sie mir, zu mir zu kommen und mir alles zu offenbaren.

— Ich verspreche es Ihnen, antwortete ich, indem ich ihr nach russischer Sitte die Hand küsste,

denn sie war lange mit einem vor einigen Jahren verstorbenen Russen verheiratet gewesen.

Und ich werde mein Versprechen halten!

Wir tanzen am Rande eines Kraters. Die Baronin wird blass, magert ab, wird hässlich, dass einem angst wird. Der Baron ist eifersüchtig, ist roh und grob zu mir. Wenn ich fortgehe, ruft man mich am nächsten Tag zurück, um mich mit offenen Armen aufzunehmen, alles durch ein Missverständnis zu erklären, während wir uns in Wirklichkeit sehr gut verstanden haben.

Was in diesem Haus vorgeht, der Herr allein weiss es!

Eines Abends hat sich die schöne Mathilde in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, um ein Ballkleid anzuprobieren. Der Baron macht sich heimlich davon und lässt mich mit seiner Frau allein. Nachdem wir uns eine halbe Stunde unterhalten haben, frage ich, wohin er gegangen sein mag.

— Er spielt Kammerjungfer bei Mathilde, antwortet die Baronin.

Ich bin belehrt. Alsbald aber bedauert sie, was sie mir gesagt hat, und fügt hinzu:

— Aber unter Verwandten hat das nichts zu sagen. Man muss nicht gleich etwas Schlimmes darin sehen!

Dann wechselt sie den Ton:

— Sind Sie eifersüchtig?

— Und Sie, Frau Baronin?

— Dazu wird es vielleicht kommen.

— Gott gebe, dass es beizeiten dazu kommt. Das ist der Wunsch eines Freundes!

Der Baron tritt wieder ein, und mit ihm das junge Mädchen in seinem hellgrünen Ballkleid, dessen Ausschnitt den Ansatz der Brüste sehen lässt.

Ich spiele den Geblendeten, indem ich mir meine beiden Hände vor die Augen halte und ausrufe:

— Wissen Sie, dass es gefährlich ist, Sie anzusehen, Fräulein!

— Ist sie nicht schön? fragt die Baronin in sonderbarem Ton.

Der Baron führt Baby wieder zurück, und ich bleibe von neuem mit seiner Frau allein.

— Warum behandeln Sie mich seit einiger Zeit so grob? fragt sie mich, mit einer von Tränen erstickten Stimme, mit dem Blick eines geschlagenen Hundes.

— Ich? . . . Aber ich habe nicht bemerkt, dass . . .

— Sie haben Ihr Benehmen mir gegenüber geändert; ich möchte wissen, warum . . . Wenn ich gefehlt habe . . .

Sie nähert ihren Stuhl meinem, sieht mich mit glänzenden Augen an, zittert und . . . ich stehe auf.

— Diese Abwesenheit des Barons ist sonderbar, finden Sie nicht? Dieses Vertrauen von seiner Seite ist beleidigend.

— Was heisst das?

— Man lässt seine Frau nicht so allein mit einem jungen Mann, besonders nicht, wenn man sich mit einem jungen Mädchen in dessen Zimmer einschliesst . . .

— Sie haben recht, das ist eine Beleidigung gegen mich . . . Aber Sie haben Manieren . . .

— Was tun die Manieren? Ich verabscheue das. Ich verachte Sie, wenn Sie nicht eifersüchtig auf Ihre Würde sind. Was machen die beiden dort drinnen?

— Er beschäftigt sich mit Mathildes Toilette! antwortet sie mit unschuldiger Miene und lächelt heimlich. Was soll ich tun?

— Ein Mann wohnt nicht der Toilette einer Frau

bei, wenn er nicht in Liebesbeziehungen zu ihr steht.

— Sie ist ein Kind, behauptet er; und sie sieht in ihm nur einen „Papa.“

— Ich würde meinen Kindern niemals erlauben, Papa und Mama zu spielen, noch viel weniger den Erwachsenen.

Die Baronin steht auf, um ihren Mann zu suchen, und kehrt mit ihm zurück.

Wir verbringen den Rest des Abends damit, dass wir Versuche mit Magnetismus machen. Ich streiche der Baronin einige Male über die Stirn, und sie bekennt, dass sie eine beruhigende Wirkung auf ihre Nerven verspüre. Plötzlich, als sie gerade in den magnetischen Schlaf fallen will, schüttelt sie sich, richtet sich auf und sieht mich mit verstörten Augen an.

— Lassen Sie mich! Ich will nicht, rief sie aus. Sie wollen mich verhexen.

— Dann ist es an Ihnen, Ihre magnetischen Kräfte zu versuchen, sagte ich zu ihr.

Sie unterwarf mich derselben Behandlung, die ich an ihr versucht hatte.

Während ich die Augen senke, herrscht ein langes Schweigen auf der andern Seite des Klaviers. Ich richte meine Blicke nach den Füssen und dem lyraförmigen Pedal des Instrumentes und . . . ich glaube zu träumen. Mit einem heftigen Sprung verlasse ich meinen Stuhl. Im selben Augenblick erhebt sich der Baron hinter dem Klavier und ladet mich ein, ein Glas Punsch zu nehmen.

Alle vier nehmen wir unsere Gläser, um anzustossen, als der Baron zu seiner Frau sagt:

— Trink auf deine Versöhnung mit Mathilde!

— Gesundheit, kleine Hexe, sagt die Baronin lächelnd.

Und sich an mich wendend:

— Denken Sie sich, wir haben uns Ihretwegen überworfen.

Zuerst weiss ich nicht, was ich antworten soll. Dann sage ich:

— Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich deutlicher erklären würden, Frau Baronin.

Nein, nein, keine Erklärungen, antwortete man im Chor.

— Das ist schade, entgegnete ich, denn ich glaube, wir haben schon zu lange geschwiegen.

Der Abend schliesst in allgemeiner Verlegenheit, und ich gehe nach Haus . . .

— Meinetwegen! wiederholte ich, mein Gewissen durchforschend.

Was mochte das bedeuten? War es eine naive Laune dieses phantastischen Geistes? Zwei Frauen überwerfen sich wegen eines Mannes? Sie müssen also wegen dieses Mannes auf einander eifersüchtig sein. War die Baronin närrisch, dass sie sich so verriet? Sicher nicht. Es mussten also andere Dinge dahinterliegen.

— Was geht in diesem Haus vor? fragte ich mich, indem ich an die seltsame Szene dachte, die mich heute abend erschreckt hatte, ohne dass ich sagen konnte, etwas Unanständiges gesehen zu haben, so unwahrscheinlich kam mir die Sache vor.

Diese unüberlegte Eifersucht, die Furcht der alten Mutter, die von der Frühlingsluft hervorgerufene Liebeswut der Baronin, alles verwirrte sich in meinem Gehirn, kochte und gärte darin. Nachdem ich eine Nacht überlegt hatte, kam ich zum zweiten Mal zu dem Entschluß, nicht mehr zu ihnen zu gehen, um drohendes, unheilbares Unglück abzuwenden.

In dieser Absicht erhob ich mich am frühen Mor-

gen, um einen weisen, aufrichtigen, nachgiebigen Brief zu verfassen; in gewählten Ausdrücken verwahrte ich mich gegen einen übermässigen Missbrauch der Freundschaft; klar, ohne Erklärungen zu geben, verlangte ich Vergebung für meine Sünden, klagte mich an, dass ich zwischen Verwandte Zwietracht gesät habe, und der Teufel weiss, was ich sonst noch vorbrachte!

Das Ergebnis war, dass die Baronin mir wie zufällig entgegen kam, als ich zu gewöhnlicher Stunde die Bibliothek verliess. Sie bleibt auf der Nordbrücke stehen, hält mich an und führt mich auf die Seite in eine Allee des Platzes Karls XII. Beinahe unter Tränen fleht sie mich an, zurückzukommen, keine Erklärungen zu verlangen, ganz einfach wie früher zu ihnen zu gehören.

Wie reizend sie an diesem Tage war! Aber ich liebte sie zu sehr, um sie zu verderben.

— Lassen Sie mich! Sie schaden Ihrem Ruf, wiederholte ich ihr, indem ich die Vorübergehenden musterte, deren Blicke uns verlegen machten. Gehen Sie sofort nach Haus, oder ich verlasse Sie.

Sie sah mir mit einem so kläglichen Ausdruck in die Augen, dass ich am liebsten vor ihr auf die Knie gefallen wäre, ihr die Füsse geküsst, sie um Verzeihung gebeten hätte.

Aber ich kehrte ihr den Rücken und machte mich auf einem Seitenweg davon.

Nachdem ich gegessen hatte, kletterte ich die Treppen zu meiner Dachstube hinauf, mit dem guten Gewissen, meine Pflicht getan zu haben, aber mit zerrissenem Herzen. Oh, wie sie einen Mann ansehen konnte, diese Frau!

Eine kurze Siesta gab mir die Kräfte wieder. Ich stand auf und sah auf den an der Wand hängenden Kalender. Wir hatten den 13. März.

„Nimm vor des Märzen Idus dich in acht!“ Diese berühmten Worte, die Shakespeare in seinem „Julius Cäsar“ anwendet, klangen mir in den Ohren, als das Mädchen eintrat und mir ein Billet des Barons brachte.

Ich würde ihm einen Gefallen tun, wenn ich den Abend mit ihm verbrächte, denn die Baronin sei leidend und Mathilde gehe aus.

Da ich nicht die Kraft habe, abzusagen, folge ich seiner Einladung.

Die Baronin, eher tot als lebendig, kommt mir entgegen, drückt meine Hände gegen ihre Brust und dankt mir mit warmen, überströmenden Worten, dass ich sie nicht um Kleinigkeiten und Missverständnisse eines Freundes, eines Bruders beraubt habe.

— Sie wird verrückt, sagt der Baron spöttisch, während er mich aus dieser Umarmung befreit.

— Ja, ich bin verrückt, das ist wahr; vor Freude, unsern Freund wiederzusehen, der für immer hat gehen wollen.

Und sie weint!

— Sie ist sehr leidend gewesen, sagt der Baron, den diese herzzerreissende Szene verlegen macht.

Die arme Frau sieht aus, als habe sie Fieber. Ihre Augen leuchten in düsterm Schimmer und füllen das halbe Gesicht aus; ihre Wangen haben eine grünliche Färbung. Der Anblick ist mir schmerzlich. Sie hat heftige Hustenanfälle, die aus der Brust kommen und ihren zerbrechlichen Körper schütteln.

Der Oheim und der Schwiegervater kommen unerwartet. Man macht ein grosses Feuer im Ofen, um davor „die Dämmerung zu feiern“, ohne die Lampen anzuzünden.

Sie setzt sich neben mich, während die andern drei Herren einen Streit über die Politik beginnen.

In dem Halbschatten sehe ich ihre Augen leuchten; ich fühle, wie ihr Körper infolge der Wärme, die er nach dem eben durchgemachten hysterischen Anfall freimachen muss, ausstrahlt.

Ihr Kleid streift meine Hose, sie neigt sich auf meine Schulter, um mir etwas ins Ohr sagen zu können, ohne dass es die andern hören; und flüsternd überfällt sie mich mit dieser unerwarteten Frage.

— Glauben Sie an die Liebe?

— Nein!

Und dieses „nein“ fällt wie ein Keulenschlag auf ihren Kopf, denn ich erhebe mich, um den Platz zu wechseln.

Sie ist eine Närrin, hat die Mutterwut, sage ich mir; und besorgt, sie könne es zu einem Skandal kommen lassen, schlage ich vor, Licht zu machen.

Während des Abendessens ergehen sich der Oheim und der Schwiegervater nach Herzenslust über die Eigenschaften der Kusine Mathilde, ihren Sinn für Häuslichkeit, ihre Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten. Der Baron, der mehrere Glas Punsch getrunken hat, bricht in schwärmerische Lobpreisungen aus und beklagt, alkoholische Tränen in den Augen, die schlechte Behandlung, die das Kind unter dem väterlichen Dach zu erdulden hat. Das hindert ihn nicht, als sein Kummer am tiefsten ist, die Uhr aus der Tasche zu ziehen und uns plötzlich zu verlassen, als rufe ihn eine Pflicht:

— Sie müssen mich entschuldigen, meine Herren; ich habe Baby versprochen, sie abzuholen, um sie nach Haus zu bringen. Lassen Sie sich nicht stören. Ich bin in einer Stunde zurück.

Der alte Baron, sein Vater, versucht vergebens, ihn zurückzuhalten; der Pfiffikus entzieht sich ihm durch Ausrufe, er müsse sein Wort einlösen. Darauf entschlüpft er, indem er mich noch ausdrücklich verpflichtet, seine Rückkehr abzuwarten.

Wir bleiben noch eine Viertelstunde bei Tisch. Dann geht man in den Salon. Die beiden Alten haben ein Bedürfnis nach Einsamkeit und ziehen sich in das Zimmer des Oheims zurück, das seit einiger Zeit beim Neffen eingerichtet ist.

Ich verwünsche das Schicksal, das mich in eine Falle gelockt hat, der ich so sorgfältig ausgewichen bin. Ich panzere mein klopfendes Herz; wie ein Hahn seinen Kamm aufrichtet, so erhebe ich den Kopf; ich sträube meine Haare wie ein Schäferhund sein Fell, um von vorne herein jeder Versuchung zu tränenreichen oder verliebten Szenen zu begegnen.

An den Ofen gelehnt, rauche ich eine Zigarre, still, kalt, steif, und warte ab, was kommen wird.

Die Baronin spricht zuerst.

— Warum hassen Sie mich?

— Ich hasse Sie nicht.

— Denken Sie nur, wie Sie mich heute morgen empfangen haben.

— Lassen wir das!

Diese aussergewöhnliche Grobheit meiner Antworten, die keinen vernünftigen Grund hat, ist ein Fehler. Sie errät mich und gibt nach.

— Sie wollten mich fliehen, fährt sie fort; wollen Sie jetzt wissen, was mich bestimmt hat, plötzlich nach Mariafred zu fahren?

Ein Schweigen von zwei Sekunden; dann antworte ich.

— Wahrscheinlich dasselbe, das mich nach Paris rief.

— Dann . . . ist es klar, sagt sie.

— Und nun?

Ich erwartete eine Szene. Aber sie blieb ruhig und betrachtete mich mit traurigen Blicken. Es war an mir, dieses neue Schweigen zu brechen, das gefährlicher als Worte war.

— Jetzt, da Sie mir mein Geheimnis entlockt haben, ein Wort. Wollen Sie mich noch einige Male bei sich sehen, wenn auch selten, so bleiben Sie weise. Meine Liebe ist von einer so erhabenen Natur, dass ich neben Ihnen leben könnte, ohne etwas anderes zu verlangen, als Sie zu sehen. Wenn Sie Ihre Pflichten vergessen, wenn Sie durch eine Miene, eine Gebärde verraten, was unsere Herzen verbergen, zeige ich uns bei Ihrem Gatten an und dann mag geschehen, was geschehen wird!

Begeistert, schwärmerisch, hob sie die Augen gen Himmel.

— Ich schwöre es Ihnen! . . . Wie stark und gut Sie sind! . . . Wie ich Sie bewundere! Oh! Ich schäme mich! Ich möchte Sie an Ehrlichkeit übertreffen, ich möchte . . . Wollen Sie, dass ich selber Gustav alles enthülle.

— Wenn Sie wollen! . . . Dann aber werden wir uns nicht mehr wiedersehen. Übrigens geht es ihn nichts an. Die Gefühle, die mein Herz empfindet, sind nicht verbrecherisch; und, selbst wenn er alles wüsste, wäre es in seiner Macht, meine Gefühle zu ersticken? Nein. Dass ich die Frau liebe, die mir gefällt, ist meine Sache, so lange meine Leidenschaft nicht in fremde Rechte eingreift. Übrigens, wie Sie wollen. Ich bin auf alles gefasst.

— Nein, nein; er soll nichts erfahren, und da er jagt, wo es ihm gefällt . . .

— Verzeihung, der Meinung bin ich nicht! Ich

teile durchaus nicht Ihre Ansichten, dass die Fälle gleich sind. Mag er sich erniedrigen: um so schlimmer für ihn. Das ist kein Grund, dass wir .... Nein, nein ...

Die Ekstase war zu Ende. Wir kehrten zur Erde zurück.

— Nein, nein! wiederholte ich. Räumen Sie wenigstens ein, dass es hübsch ist, neu, beinahe originell. Man liebt sich, man gesteht es einander. Das ist alles!

— Es ist so schön, wie man es in den Büchern liest, rief sie aus und schlug wie ein Kind die Hände zusammen.

— Aber dies trifft in den Zeitungsromanen gewöhnlich nicht ein.

— Und wie gut ist es, ehrlich zu bleiben!

— Es ist die am wenigsten beschwerliche Methode von allen!

— Und wir werden einander immer sehen, wie bisher, ohne Furcht ...

— Und ohne Vorwürfe ...

— Und ohne Missverständnisse! Aber es ist doch wenigstens sicher, dass Sie nicht Mathilde ...

— Schweigen Sie!

Die Tür öffnet sich. Wie banal! Die beiden Alten erscheinen, von einem geheimen Ort zurückkommend, eine Blendlaterne in der Hand. Sie gehen durch den Salon und treten in ihr Zimmer.

— Bemerken Sie, sagte ich zu ihr, wie das Leben sich aus kleinen Sorgen und schönen Augenblicken zusammensetzt, wie die Wirklichkeit von der Poesie abweicht. Könnte ich es wagen, in einem Roman, in einem Drama eine so natürliche Szene darzustellen, ohne platt zu werden? Denken Sie nur: eine Liebeserklärung ohne Umarmungen, ohne Fussfall, ohne grosse Worte, beendet durch diese Er-

scheinung der beiden Alten, die auf die beiden Liebenden den Schein ihrer Blendlaterne werfen. Und doch liegt darin das Geheimnis der Grösse Shakespeares, der Julius Cäsar in Schlafrock und Pantoffeln zeigt, wie er in der Nacht von kindlichen Träumen aufgeschreckt wird.

Die Glocke schlug an. Es war der Baron mit der schönen Mathilde. Da er kein gutes Gewissen hatte, überhäufte er uns mit Liebenswürdigkeiten. Und ich, begierig, mich ganz in meiner Rolle zu zeigen, sagte ihm die dreiste Lüge:

— Da habe ich mich eine Stunde lang mit der Baronin herumgezankt.

Er sah uns prüfend mit einem tückischen Blick an und wie ein Jagdhund witternd, schien er die falsche Fährte, die ich ihm zeigte, aufzunehmen.

Ich ging meiner Wege.

9.

Welche beispiellose Harmlosigkeit gehört dazu, an Keuschheit in der Liebe zu glauben! Das Geheimnis, das wir zwischen uns bewahren, enthält selber eine Gefahr! Es ist ein heimlich empfangenes Kind: es formt sich, nachdem unsere Seelen sich vereinigt haben, und will geboren werden!

Mehr als je sehnten wir uns nach einem Zusammentreffen, um unsere alten Gefühle zu vergleichen; um dieses Jahr, in dem wir uns hatten irre führen wollen, noch einmal zu leben. Wir denken Listen aus; ich stelle sie meiner Schwester vor, die mit einem Oberlehrer verheiratet ist, der etwas zu ihrer Welt gehört, da er einen alten adeligen Namen trägt.

Wir geben uns Stelldicheins, die anfangs unschuldig sind; aber die Wärme steigt und die Begierden erwachen.

In den Tagen, die unserer Erklärung folgen, übergibt sie mir einen Stoss Briefe, die zum Teil vor dem 13. März geschrieben sind, zum andern Teil nach dem Geständnis. Diese Briefe, die Vertrauten ihrer Leiden und ihrer Liebe, sollte ich nie erhalten!

Montag.

Lieber Freund!

Ich schmachte nach dir, heute wie alle Tage. Ich danke dir, dass du mir gestern erlaubt hast,

zu dir zu sprechen, ohne dass du diese sarkastische Miene annahmst, die du dir zum Gesetz gemacht hast. Warum diese Art? Wenn du wüsstest, wie ich mich darüber ärgere! Wenn ich mich vertrauensvoll an dich wende, in dem Augenblick, da deine Freundschaft mir nötiger als je ist, bedeckst du dein Gesicht mit einer Maske. Warum? Musst du dich denn vor mir verstellen? In einem Brief hast du ja selbst zugegeben, dass es eine Maske ist. Ich hoffe es und ich sehe es, aber es schmerzt mich doch, denn ich denke dann, dass ich wieder ein Versehen begangen habe . . . Und ich frage mich: Was wird er von mir denken?

Eifersüchtig bin ich auf deine Freundschaft; ich fürchte, mir deine Verachtung zuzuziehen. Aber das ist nicht der Fall, nicht wahr! Du musst aufrichtig und gut gegen mich sein. Du musst vergessen, dass ich ein Weib bin — vergesse ich es nicht selber zu oft? . . .

Ich war dir gestern nicht böse wegen dessen, was du mir gesagt hast, aber es hat mich überrascht und sehr gekränkt. Glaubst du, ich sei fähig, die Eifersucht meines Gatten zu erregen und mich auf unehrliche Weise zu rächen? Stelle dir doch vor, welche Gefahr ich laufen würde, um einen ähnlichen Zweck zu erreichen, indem ich ihn mittels Eifersucht zu mir zurückführen wollte! Was würde ich dabei gewinnen? — Sein Ärger würde sich gegen dich richten, und wir würden uns nicht mehr wiedersehen! — Und was würde aus mir werden ohne deine Gegenwart, die mir teurer geworden ist als das Leben?

Ich liebe dich mit der ganzen Zärtlichkeit einer Schwester, ohne die Launen einer Koketten . . . Es ist wahr, dass ich Augenblicke gehabt habe, in denen ich mich danach sehnte, in denen es mir eine

Lust gewesen wäre, deinen hübschen Kopf zwischen meine Hände zu nehmen, tief in deine aufrichtigen und weisen Augen zu sehen; und ohne jeden Zweifel hätte ich einen Kuss auf deine heitere Stirn gedrückt, in die ich vernarrt bin, aber dieser Kuss wäre der reinste gewesen, den du je empfangen hast.

Das liegt in meiner zärtlichen Natur, und wenn du eine Frau wärest, würde ich dich ebenso lieben, vorausgesetzt, dass ich eine Frau ebenso achten könnte, wie ich dich achte — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie glücklich bin ich über die Ansicht, die du von Mathilde hast! Man muss Frau sein, um sich darüber zu freuen? Was willst du? Bedenke, in welche Lage ich komme, wenn sich alle unter ihre Fahne stellen! Auch ist es meine Schuld, was geschieht. Diese Neigung hiess ich gut, weil ich anfangs nur ein kindliches Spiel darin sah; ich liess meinen Mann gewähren, sicher, sein Herz zu besitzen. Die Folge hat mir das Gegenteil gezeigt . . .

Mittwoch.

Er ist in sie verliebt und gesteht es mir. Die Sache hat die Grenze überschritten und ich habe darüber gelacht! . . . Denke dir: nachdem er dich bis zur Tür gebracht hat, kommt er wieder hinauf, drückt mir die Hände, sieht mir in die Augen — ein Zittern überfällt mich, denn mein Gewissen ist nicht rein — und sagt mit flehender Stimme: „Maria, sei nicht böse! Aber erlaube mir, heute abend Mathilde in ihrem Zimmer aufzusuchen; ich bin zu verliebt." — Was tun? Weinen oder lachen? Und mich bittet er darum, mich, die von Gewissensbissen heimgesucht wird, mich, die gezwungen ist, dich von weitem zu lieben, ohne die Hoffnung, dich zu be-

kommen! Wozu diese dummen Ideen von Ehre! Möge er seine fleischliche Begierde befriedigen; du bleibst mir immer meine teure Liebe, und meine weiblichen Gelüste sind nicht so schlimm, dass sie mich meine Pflichten als Gattin und Mutter vergessen lassen. Aber beachte den Widerspruch, die Doppelnatur meiner Gefühle ... Ich liebe euch beide, und ich könnte ohne ihn nicht leben, den tapferen, ehrlichen Herzensfreund ... und ebensowenig ohne dich! ...

Freitag.

Endlich hast du den Schleier zerrissen, der das Geheimnis meines Herzens verhüllte. Und du verachtest mich nicht! Gütiger Gott! ... Du liebst mich sogar. Das Wort, das du nicht aussprechen wolltest, du hast es gesagt. Du liebst mich! — Und ich bin eine Schuldige, eine Verbrecherin, weil ich dich liebe. Gott möge mir verzeihen! Denn ich liebe ihn auch, ebenso, und ich könnte mich nie von ihm trennen!

Oh, wie seltsam das ist! ... Geliebt! Zärtlich geliebt! Von ihm und von dir! Ich fühle mich so glücklich, so ruhig, dass meine Liebe nicht verbrecherisch sein kann! Sonst hätte ich Gewissensbisse, oder bin ich so verstockt?

Wie ich mich schäme! Ich musste zuerst meine Liebe erklären! ... Gerade in diesem Augenblick öffnet mir Gustav die Arme ... und ich werde ihn umarmen. Bin ich aufrichtig? Ja! Warum hat er mich nicht beschützt, als es noch Zeit war?

Das Ganze sieht wie ein Roman aus. Wie wird er enden? Wird die Heldin sterben? Wird der Held eine andere heiraten? Werden sie aus einander gehen? Und wird die Lösung moralisch befriedigen? ...

Wenn ich in diesem Augenblick bei dir wäre, würde ich dir die Stirn küssen mit der Andacht, mit welcher der Schwärmer das Kreuz küsst, und ich würde abwerfen jede Niedrigkeit und jede Unnatur, die ich in mir finde . . .

. . . Ist das Verstellung oder täusche ich mich? Kommen sie allein von der Begierde, diese halbreligiösen Träumereien, unter denen die Gelüste sich verbergen? Nein; nicht davon allein. Der Wunsch, das empfangene Dasein fortzupflanzen, ist komplizierter geworden, und selbst bei den Tieren pflanzen sich die seelischen Eigenschaften durch die Liebe fort. Also ist es Körper und Seele, die beide verliebt sind, und der eine ist nichts ohne den andern. Wenn es nur körperliche Liebe ist, warum zieht sie dann einen schwachen, nervösen, kränkelnden Jüngling, wie ich es bin, einem Riesen, wie er es ist, vor? Wenn es nur seelische Liebe ist, warum die Begehrlichkeit nach einem Kuss, warum diese Verehrung meiner kleinen Füsse, meiner hübschen Hände, meiner rosigen Nägel, meiner gewölbten Stirn, meines vollen Haares? Oder sollte der Rausch ihrer Sinne, die durch die Zügellosigkeiten ihres Gatten masslos erregt sind, ihr diese Halluzinationen eingeben? Oder ahnt ihr Instinkt, dass mein jugendliches Feuer ihr mehr Freuden bereiten kann als die träge Masse ihres Gatten? Sie ist nicht mehr eifersüchtig auf den Körper ihres Gatten, also liebt sie ihn nicht mehr als Geliebten. Sie ist dagegen eifersüchtig auf meine Person, also liebt sie mich! . . .

Während eines Besuches bei meiner Schwester wird die Baronin von einem hysterischen Anfall

betroffen. Sie wirft sich auf ein Sofa und vergeht in Tränen. Sie ist zornig über das unwürdige Benehmen ihres Gatten, der seinen Abend mit der Kusine auf einem militärischen Ball verbringt.

In einem Anfall der Liebeswut zieht sie mich an ihre Brust und küsst mich auf die Stirn; ich gebe ihr Kuss für Kuss zurück! Sie duzt mich. Das Band umschliesst uns und ich begehre sie mit Heftigkeit.

Im Lauf des Abends sage ich ein Gedicht von Longfellow her: „Excelsior". Wirklich ergriffen von dieser schönen Poesie, berühre ich sie mit meinen Blicken, und wie bei einer Hypnotisierten wirft ihr Gesicht alle Nuancen meines Mienenspiels zurück. Sie sieht aus wie eine Irre. eine Visionärin.

Nach dem Abendessen holt ihr Mädchen sie mit einem geschlossenen Wagen ab, um sie nach Haus zu bringen. Ich will sie auf der Strasse verlassen. Sie befiehlt mir, zuerst in den Wagen zu steigen, und sagt dann dem Mädchen, es möge sich neben den Kutscher setzen, trotzdem ich lebhaft dagegen protestiere. Allein im Wagen, umarmen wir uns schweigend. Ich fühle, wie sich ihr zarter Körper unter meinen Lippen zusammenzieht, erbebt, und schliesslich will sie sich mir hingeben. Ich schrecke noch vor dem Verbrechen zurück — warum die Filiation einer Familie verwirren? — und ich liefere sie an ihrer Tür ab, unberührt, beschämt, vielleicht ärgerlich.

Jetzt zerstreuen sich alle Zweifel. Ich sehe klar. Sie hat mich verführen wollen. Sie hat den ersten Kuss gegeben, sie hat die ersten Schritte getan. Aber von diesem Augenblick an übernehme ich die Rolle des Verführers, denn ich bin kein „Joseph", trotzdem ich im Punkte der Ehre feste Grundsätze habe.

Wir geben uns am nächsten Tage ein Stelldichein im Nationalmuseum.

Ich betete sie an, während sie die Marmortreppe unter dem vergoldeten Plafond hinaufstieg, als ihre kleinen Füsse über die Fliessen aus geadertem Stuck trippelten, wie sie mir entgegenkam, ihre Prinzessinnenfigur von dem mit Husarenborten besetzten, schwarzen Sammet umschlossen. Ich ging auf sie zu und begrüsste sie, indem ich wie ein Page das Knie beugte. Ihre unter meinen Küssen aufgeblühte Schönheit kam mir glänzend vor. Die Haut ihrer Wangen war durchsichtig und liess unter der Oberfläche das blühende Blut ihrer Adern durchscheinen: diese Statue, die fast die einer alten Jungfer war, hatte sich unter meinen Liebkosungen belebt, am Feuer des Lebens erwärmt. Pygmalion hatte auf den Marmor gehaucht und besass eine Göttin.

Wir setzen uns vor eine Psyche, die im Dreissigjährigen Krieg erobert wurde. Ich küsse ihr die Wangen, die Augen, die Lippen, und mit einem Lächeln, einem Glücksrausch empfängt sie meine Küsse. Ich spiele den Verführer und improvisiere alle Sophismen des Redners, alle Künste des Dichters:

— Verlassen Sie, sage ich ihr, dieses Haus des Ehebruchs; fliehen Sie dieses befleckte Zimmer, brechen Sie mit diesem Leben zu dreien — oder Sie ziehen sich meine Verachtung zu. (Ich will sie nicht duzen, denn das hiesse sie herabsetzen.) Kehren Sie zu Ihrer Mutter zurück, widmen Sie sich der heiligen Kunst; in einem Jahr können Sie auftreten. Dann sind Sie frei und leben Ihr eigenes Leben.

Sie schürt das Feuer, sie entflammt mich und ich werde warm. Ich bringe eine unglaubliche

Menge von Worten hervor, die darauf hinauslaufen, ihr das Versprechen abzulocken, ihrem Gatten alles zu gestehen, dann wären wir nicht für die Folgen verantwortlich!

— Und wenn es übel abläuft, wendet sie ein.

— Und wenn alles verloren ist: ohne Sie und mich zu achten, könnte ich Sie nicht lieben. Sind Sie denn feige? Sie trachten nach dem Lohn und entziehen sich dem Opfer! Seien Sie so edel wie Ihre Schönheit, wagen Sie den Todessprung, auf die Gefahr hin, dabei umzukommen. Alles sei verloren, nur die Ehre nicht! Wenn das so weiter geht, werde ich Sie in wenig Tagen verführt haben, seien Sie davon überzeugt; denn meine Liebe ist wie ein Blitzstrahl, der Sie treffen wird; ich liebe Sie wie die Sonne den Tau liebt . . . um ihn zu trinken. Also, schnell aufs Schafott! Geben Sie den Kopf, aber behalten Sie reine Hände. Denken Sie nicht, ich werde mich bis zum Teilen erniedrigen! Niemals! Alles oder nichts!

Sie leistet scheinbar Widerstand, indem sie in Wirklichkeit ein Pulverkorn auf das offene Feuer wirft. Sie beklagt sich über die Übergriffe ihres Gatten und öffnet die Tür des Schlafzimmers ein wenig; schon der blosse Gedanke bringt mich ausser mir.

Er, der Idiot, so arm wie ich, ohne Zukunft, leistet sich den Luxus zweier Geliebten, während ich, der Mann von Talent, der Edelmann der Zukunft, unter dem Brennen meines erhitzten Blutes seufze und mich winde!

Plötzlich aber schlägt sie die umgekehrte Richtung ein und sucht mich damit zu beruhigen, dass sie mich an unser gegenseitiges Versprechen erinnert: Bruder und Schwester zu bleiben.

— Nein, nicht das gefährliche Spiel von Bruder und Schwester. Seien wir Mann und Weib, Liebhaber und Geliebte! Das ist das Wahre! Ich verehre Sie. Ich verehre alles an Ihnen, Leib und Seele, die blonden Haare und den geraden Geist, die kleinsten Füsse, die in Schweden Schuhe tragen, Ihre Offenheit, Ihre Augen, die sich im Schatten eines Wagens verlieren, Ihr bezauberndes Lächeln, Ihren weissen Strumpf und Ihr kirschrotes Strumpfband . . .

— Was?

— Ja, reizende Prinzessin, ich habe alles gesehen. Und ich will Sie jetzt in die Höhlung zwischen den Brüsten beissen, in diese Liebesgrübchen; und ich verspreche Ihnen, Sie unter meinen Küssen zu ersticken, Sie zwischen meinen Armen wie mit einem geschlossenen Halsband zu erdrosseln. Ich habe die Kraft eines Gottes, wenn ich Sie begehre. Und Sie halten mich vielleicht für schwächlich? Ich war der eingebildete Kranke, habe mich vielmehr verstellt! Hüten Sie sich vor dem kranken Löwen! Nähern Sie sich nicht seiner Höhle, er wird Sie zu Tode liebkosen! Herunter mit der unehrlichen Maske! Ich begehre Sie und will Sie haben, wie ich Sie vom ersten Augenblick begehrt habe. Ein Ammenmärchen ist die Geschichte von Selma, der Finländerin! . . . Lüge, die Freundschaft unseres lieben Barons! . . . Den Bürgerlichen, den Provinzialen, den Deklassierten, der ich bin, verabscheut er, wie ich ihn, den Adeligen, verabscheue!

Sie schien sich über diese Lawine von Enthüllungen kaum aufzuregen, da sie nichts Neues brachten: man wusste schon alles, ohne es sich gestanden zu haben.

Und wir trennen uns mit dem festen Entschluss, nicht früher wieder zusammen zu kommen, als bis sie ihrem Gatten alles gesagt hat.

Ich verbringe den Nachmittag bei mir zu Hause in ängstlicher Unruhe, auf Depeschen vom Kriegsschauplatz wartend. Um mich zu zerstreuen, leere ich einen Sack mit Papieren und alten Büchern auf den Fussboden, und auf diesen Haufen strecke ich mich aus, um zu stöbern und zu ordnen. Aber meine Gedanken können sich nicht darauf konzentrieren; ich drehe mich um und lege mich auf den Rücken; die Hände unterm Nacken, die Augen hypnotisch auf die Kerzen gerichtet, die in meinem alten Kronleuchter brennen, verliere ich mich in Träumereien. Ich schmachte nach ihren Küssen und entwerfe Pläne für die nahe Verführung. Da sie empfindlich, sonderbar ist, muss man sich geschickt dabei benehmen, es von selbst dazu kommen lassen; wenn man es plump macht, kann man alles verderben.

Ich stecke mir eine Zigarre an und bilde mir ein, auf einem Rasen zu liegen; es interessiert mich, mein Zimmerchen von unten zu betrachten. Da erscheint mir alles so neu. Das Sofa, der Zeuge so vieler Liebessiege, bringt mich wieder auf meine sinnlichen Empfindungen, die aber bald gelähmt werden durch die Furcht, alles könne an meinen einfältigen Ehrbegriffen scheitern.

Indem ich den Gedanken, der meinem Ungestüm Zügel anlegt, analysiere, entdecke ich darin viel Feigheit, Furcht vor den Folgen; etwas Mitgefühl für einen Mann, der Gefahr läuft, ein fremdes Kind aufzuziehen; etwas Widerwillen gegen das unsaubere Durcheinander; etwas wirkliche Achtung vor der Frau, die ich nicht erniedrigt sehen möchte; ein

wenig Teilnahme für ihre Tochter; ein Nichts von Mitleid mit der Tochter der Geliebten, falls es zu einem Skandal kommen sollte; und ganz im Hintergrund meines elenden Herzens die unbestimmte Ahnung der Schwierigkeit, sich später einmal von einer so errungenen Geliebten wieder frei zu machen.

— Nein, sage ich mir. Alles oder nichts! Sie allein besitzen und fürs Leben!

Während ich so träumte, höre ich leise an die Tür klopfen; alsbald erscheint in der Türöffnung ein feiner Kopf, der meine Dachstube erhellt und dessen schelmisches Lächeln mich meinen Papieren und Büchern entreisst und in die reizenden Arme der geliebten Frau zieht. Nach einem Hagel von Küssen, der schallend auf ihre von der Kälte frischen Lippen fällt, frage ich:

— Nun, was hat er beschlossen?

— Nichts! Ich habe ihm noch nichts gesagt.

— Dann sind Sie verloren. Fliehen Sie mich, Unglückliche!

Und sie festhaltend, ziehe ich ihr den Husarenpelz aus, wobei ich die einmal unvermeidliche Entkleidung vorauskoste. Ich nehme ihr die mit Perlen besetzte Kopfbedeckung ab und führe sie zum Sofa. Da ruft sie aus:

— Der Mut hat mir gefehlt . . . Ich wollte Sie noch einmal sehen, bevor alles zusammenbricht, denn Gott weiss, ob das nicht mit einer Scheidung endet . . .

Ich schließe ihr den Mund, stelle ein Tischchen vor ihren Platz, hole aus meinem Schrank eine Flasche guten Wein und zwei Gläser. Daneben setze ich einen Korb voll Rosen, zwei brennende Kerzen: alles in der Art eines Altars angeordnet. Und als Schemel gebe ich ihr eine alte unschätz-

bare grosse Ausgabe des Hans Sachs, deren mit vergoldeten Schlössern versehener Franzband ein Bild Luthers einrahmt; ich habe diese Ausgabe auf der Königlichen Bibliothek geliehen.

Ich giesse Wein ein. Ich pflücke eine Rose ab und stecke sie in das blonde Dickicht ihres Haares. Und nachdem ich meine Lippen an einem auf ihre Gesundheit, auf unsere Liebeslust erhobenen Glas benetzt habe, falle ich auf die Knie und bete sie an:

— Wie hübsch sie sind!

Zum ersten Mal sieht sie mich als wirklichen Liebhaber. Sie ist entzückt. Sie nimmt meinen Kopf, küsst ihn und streicht mit ihren Fingern durch die langen Locken meines widerspenstigen Haarwuchses.

Ihre Schönheit erfüllt mich mit Respekt. Sie ist für mich wie ein Ehrfurcht gebietendes Heiligenbild. Sie ist bezaubert, dass sie mich ohne die verhasste Maske sieht; sie ist berauscht von meinen Worten und sie liebt mich bis zur Narrheit, als sie sieht, dass ich einer zugleich warmen, achtungsvollen und feurigen Liebe fähig bin.

Ich küsse ihr die Füsse, bis ich mir die Lippen beschmutze. Ich umarme ihre Knie, ohne den Saum ihres Kleides zu berühren; ich liebe sie, so wie sie ist, ganz bekleidet, keusch wie einen Engel, als sei sie bekleidet zur Welt gekommen und trage Flügel über ihrem Kleid.

Plötzlich kommen mir Tränen in die Augen, ohne dass ich weiss, warum.

— Sie weinen, fragt sie; was ist Ihnen?

— Ich wüsste es nicht zu sagen. Ich bin zu glücklich, das ist alles.

— Sie können also weinen! . . . Sie, der Mann aus Erz!

— Leider kenne ich die Tränen nur zu gut!

Als erfahrene Frau glaubt sie die Geheimmittel für meinen geheimen Schmerz zu kennen! Bald erhebt sie sich und gibt ein Interesse vor für die auf dem Boden ausgebreiteten Papiere; dann sagt sie mit schelmischer Miene:

— Sie haben ja da ganz wie im Grase ausgestreckt gelegen, als ich eintrat. Es ist lustig, mitten im Winter Heu zu machen!

Und da ist sie auf dem Papierschober hinabgeglitten; und ich setze mich neben sie. Von neuem giesst ein Regen von Küssen. Die Göttin neigt sich und will fallen.

Allmählich drücke ich sie nieder, indem ich sie unter meinen Lippen gefangen halte, um ihr nicht Zeit zu lassen, sich aus dem bezaubernden Feuer meiner Augen und aus dem Brand meiner Lippen zu befreien. Ich umschlinge sie und wir strecken uns auf dem „Grase“ aus wie Liebende, besitzen uns wie Engel, ganz bekleidet, ohne die letzte Paarung zu vollziehen.

Wir erheben uns befriedigt, gesättigt, ohne Gewissensbisse, wie Engel, die nicht gefallen sind.

Die Liebe ist erfinderisch! Man hat gesündigt, ohne zu sündigen. Man hat sich ergeben, ohne sich hinzugeben! Köstlich ist die Liebe einer erfahrenen Frau! Sie ist barmherzig gegen den jungen Schüler; ihre Freude liegt im Geben, nicht im Empfangen . . .

Plötzlich kommt sie zur Besinnung, erinnert sich an die Wirklichkeit und schickt sich zum Gehen an.

— Auf morgen also!

— Auf morgen.

10.

Sie hat ihm alles gestanden. Jetzt erklärt sie sich schuldig, denn er hat geweint. Er hat heisse Tränen geweint! Ist er ein Naiver, ist er ein Pfiffikus? Beides, ohne Zweifel! Die Liebe verursacht Illusionen, und das Urteil, das man über sich selber fällt, ist oft trügerisch.

Doch ist er uns nicht böse und widersetzt sich nicht der Fortsetzung unseres vertrauten Verkehrs, unter der Bedingung, dass wir keusch bleiben!! — Er ist edler und hochherziger als wir, schreibt sie mir; er liebt uns noch alle beide.

Welcher Weichling! Er billigt unter seinem Dach die Anwesenheit eines Mannes, der seine Frau mit Küssen bedeckt hat; er hält uns für so geschlechtlos, dass er glaubt, wir werden unsere Beziehungen „wie Bruder und Schwester“ fortsetzen!

Damit beleidigt er meine Männlichkeit, und ich antworte ihm mit einem entschiedenen Abschied für immer!

Ich bleibe diesen Morgen in meinem Zimmer, den Schrecken der grausamsten Enttäuschung preisgegeben. Ich habe in den Apfel gebissen, und man entreisst ihn mir. Sie, die Stolze, bereut; sie hat Gewissensbisse, unter denen sie leidet; sie überhäuft mich mit Vorwürfen, sie, die Verführerin! Ein

teuflischer Gedanke fährt mir durch den Kopf. Sollte sie mich etwa zu zurückhaltend gefunden haben. Sollte sie im Ärger über meine Schüchternheit sich zurückziehen wollen? Und da ihr das Verbrechen, vor dem ich zurückschreckte, keine Sorge machte, ist ihre Liebe also stärker als meine! Komm noch ein Mal zurück, meine Schöne, und du wirst sehen!

Um zehn Uhr morgens ruft mich ein Billet des Barons zur Baronin, die schwer erkrankt zu sein scheine!

Ich antworte, man solle mich in Frieden lassen. „Ich habe genug davon, der Störenfried Eurer Ehe zu sein; vergesst mich, wie ich Euch vergesse.“

Gegen Mittag ein zweites Schreiben.

„Nehmen wir unsere herzlichen Beziehungen von früher wieder auf. Sie haben immer meine Achtung besessen, denn trotz der Verirrung bin ich fest überzeugt, dass Sie als ein Mann von Ehre gehandelt haben. Kein Wort über das, was vorgefallen ist. Kommen Sie als Bruder in meine Arme, und die Sache sei abgetan.“

Die rührende Einfachheit, das vollkommene Vertrauen dieses Mannes erweichen mich; ich richte einen Brief an ihn, in dem ich ihm meine Bedenken mitteile und ihn bitte, nicht mit der Liebe zu spielen, sondern mir die Freiheit zu geben.

Um drei Uhr nachmittags die letzte Aufforderung. Die Baronin liege im Sterben; der Arzt habe sie eben verlassen, sie verlange mich zu sehen. Der Baron bittet mich dringend, zu kommen, und ich gehe. Wehe mir Armen!

Ich trete ein. Das Zimmer riecht nach Chloroform. Der Baron empfängt mich weinend mit einer Umarmung.

— Was fehlt ihr, fragte ich, kaltblütig wie ein Arzt.

— Ich weiss nicht. Aber sie ist dem Tode nahe gewesen.

— Und der Arzt . . . was hat er gesagt.

— Er hat den Kopf geschüttelt und gesagt: „Für diesen Fall bin ich nicht zuständig."

— Er hat nichts verschrieben?

— Nichts!

Er führt mich ins Esszimmer, das in eine Krankenstube verwandelt ist. Dort liegt sie auf einer Chaiselongue, steif, abgezehrt; die Haare sind aufgelöst, die Augen glühen wie Kohlen. Sie reicht mir ihre Hand hin, die ihr Gatte in meine legt. Dann zieht er sich in den Salon zurück und lässt uns beide allein. Mein Herz bleibt kühl, ich traue meinen Augen nicht, bin einem so ungewöhnlichen Schauspiel gegenüber vorsichtig.

— Wissen Sie, dass ich beinahe gestorben wäre!

— Ja.

— Und das macht Sie nicht leiden?

— Doch!

— Und Sie sind nicht bewegt, Sie haben keinen Blick der Teilnahme, keinen Schrei des Schmerzes.

— Ihr Gatte ist da!

— Hat er uns nicht selbst wieder zusammen gebracht! . . .

— An welchem Übel leiden Sie, Frau Baronin?

— Ich bin sehr krank. Ich muss einen Spezialisten für Frauenleiden konsultieren.

— So!

Das macht mir Furcht. Es ist schrecklich! Wenn Sie wüssten, welch schlimme Stunden ich durchgemacht habe . . . Legen Sie Ihre Hand auf meine Stirn . . . Oh, das tut gut . . . Wollen Sie mich jetzt nicht anlächeln . . . Ihr Lächeln schenkt mir das Leben! . . .

— Der Baron . . .

— Sie wollen fortgehen . . . mich verlassen!

— Womit kann ich Ihnen dienen, Frau Baronin?

Sie zerfliesst in Tränen.

— Sie können doch nicht wollen, sage ich lebhaft, dass ich an diesem Ort, Tür an Tür mit Ihrem Kind und Ihrem Gatten, den Liebhaber spiele!

— Sie sind ein Ungeheuer, ein herzloser Mensch, ein . . .

— Adieu, Frau Baronin!

Ich entferne mich. Der Baron führt mich durch den Salon, aber nicht so schnell, dass ich nicht das Ende eines Frauenrockes durch die Tür eines Zimmers verschwinden sehe. Dieser Frauenrock erweckt in mir den Verdacht, hier werde eine Komödie gespielt.

Der Baron schliesst die Tür hinter mir so laut, dass es auf der Treppe widerhallt und ich den Eindruck habe, ich sei hinausgeworfen.

Ich täuschte mich nicht: ich habe eben einem Rührstück mit doppelter Lösung beigewohnt.

Diese geheimnisvolle Krankheit, was ist sie? Hysterie? Nein. In deutscher Übersetzung: Mutterwut! In freier Übersetzung: ein heftiger Wunsch nach Schwangerschaft, die Brunst des Weibchens, die sich in den Jahren vermindert, unter Ehrbarkeit verkleidet hat, aber trotzdem eines Tages durch den Ehebruch ausbricht.

Die Frau lebt in einem halben Zölibat, ist immer auf der Hut vor der Befruchtung, fürchtet beständig ein Kind zu bekommen, wird durch unvollkommene Umarmungen nie befriedigt. So wird sie zum Liebhaber hingedrängt, zum Ehebruch getrieben, da ihre Begierde nicht gestillt wird. Und gerade in dem Augenblick, wo der Liebhaber ihr gehören soll, erobert ist, entschlüpft er und lässt, auch er, die Geliebte unbefriedigt!

Wie elend die Ehe, wie kläglich die Liebe!

Als ich mit meiner Analyse zu Ende war, hatte ich mir diese Ansicht gebildet: die Halbheiten dieser Ehe hatten alle beide zu einem andern getrieben, der ihnen die vollständige Befriedigung versprach. Und die Enttäuschung, die sie bei meinem Durchgehen erfuhr, hatte sie zu ihrem Gatten zurückgeführt; der konnte jetzt seine ehelichen Pflichten eher erfüllen, da sie ihm lieber geworden, nachdem seine Gattin durch den Geliebten bereitet war.

Alles war also zu Ende, da sie sich wieder versöhnt hatten.

Der Teufel geht ab.

Der Vorhang fällt.

Nein, es ist nicht zu Ende.

Sie sucht mich wieder in meinem Zimmer auf und ich entlocke ihr ein vollständiges Bekenntnis, das brutal aufrichtig ist.

Im ersten Jahr ihrer Ehe hat sie von den Freuden der Liebe, von dem Rausch des ehelichen Glücks, nichts begriffen. Nach der Entbindung ist ihr Gatte kälter geworden und hat aus Furcht vor einer neuen Schwangerschaft sie um die volle Befriedigung betrogen.

— Dieser Mann, der wie ein Riese aussieht, hat Sie also niemals glücklich gemacht?

— Fast niemals . . . oder einige Male . . . höchst selten.

— Und jetzt?

Sie errötet.

— Jetzt hat der Arzt ihm geraten, sich vollständig hinzugeben.

Sie sinkt auf das Sofa zurück und verbirgt das Gesicht in den Händen.

Durch das Geständnis dieser Intimitäten erregt, mache ich einen sanften Angriff. Sie weigert sich nicht, keucht und bebt, aber im entscheidenden Augenblick bekommt sie ihre Gewissensbisse und stösst mich zurück.

Seltsames Rätsel, das anfängt mich zu reizen.

Was will sie von mir ? Alles! Aber sie hat Furcht vor dem wahren Verbrechen, vor dem unehelichen Kinde!

Ich umschlinge sie und küsse sie, um sie toll zu machen. Sie erhebt sich, noch immer unberührt, aber weniger enttäuscht, als das letzte Mal.

Und jetzt, was tun?

Dem Gatten alles gestehen? — Das ist geschehen!

Ihm Einzelheiten geben? . . . Wozu? . . . Es gibt ja keine Einzelheiten!

Sie fährt fort, mich zu besuchen.

Und immer setzt sie sich auf mein Sofa, eine krankhafte Müdigkeit vorschützend.

Ich schäme mich, den Schüchternen zu spielen; ich bin toll darüber, dass ich gedemütigt werde; will nicht in den Verdacht geraten, dass ich impotent bin — so vergewaltige ich sie eines Tages, wenn das vergewaltigen ist. Ich erhebe mich stolz, glücklich; bin mit mir zufrieden, als habe ich der Frau eine Schuld bezahlt.

Sie aber macht ein verdriessliches, verdutztes Gesicht und seufzt:

— Was ist jetzt aus der stolzen Baronin geworden?

Und die Furcht vor den Folgen ergreift sie. Ihr betrübtes Gesicht verrät eine bittere Enttäuschung, wie sie immer eintritt, wenn man bei der

ersten Gelegenheit ohne die nötige Ruhe die Liebe geniessen will.

— Das ist alles?

Sie geht mit langsamem Schritt; vom Fenster aus sehe ich ihr bis zur Biegung der Strasse nach, auch seufzend:

— Das ist alles?

Der Sohn des Volkes hat die weisse Haut erobert, der Bürgerliche hat die Liebe eines adeligen Weibes errungen, der Schweinehirt hat sein Blut mit dem der Prinzessin gemischt. Aber um welchen Preis?

. . . Ein Sturm erhebt sich. Klatschereien laufen um. Der Ruf der Baronin hat gelitten.

Ihre Mutter lässt mich bitten, ihr einen Besuch zu machen. Ich gehe hin.

— Ist es wahr, dass Sie meine Tochter lieben?

— Das ist die Wahrheit.

— Und Sie schämen sich nicht? . . .

— Es ist mir eine Ehre.

— Sie hat mir gesagt, sie sei in Sie verliebt.

— Ich wusste es. Ich beklage sie aufrichtig, ich bedauere die etwaigen Folgen, aber was soll ich machen? Wir lieben uns. Das ist ohne Zweifel zu beklagen, aber wir sind nicht schuldig, weder sie noch ich. Sobald wir die Gefahr merkten, haben wir den Baron gewarnt. War das nicht korrekt gehandelt und haben wir nicht die Form erfüllt.

— An Ihrer Handlungsweise ist wirklich nichts auszusetzen, aber ich muss die Ehre meiner Tochter, ihres Kindes, der Familie wahren! Sie wollen doch nicht unseren Untergang?

Die arme alte Frau bricht in Schluchzen aus. Sie hat ihr Leben auf diese einzige Karte gesetzt: die adelige Verheiratung ihrer Tochter, um den

Namen der Familie wieder zu adeln. Sie erregt mein Mittel, und ihrem Schmerz unterliege ich.

— Befehlen Sie, gnädige Frau; ich gehorche Ihnen.

— Fliehen Sie von hier, entfernen Sie sich, gehen Sie!

— Ich verspreche es Ihnen, aber unter einer Bedingung.

— Und die ist?

— Dass Sie Fräulein Mathilde bitten, zu ihrer Familie zurückzukehren.

— Ist das eine Anklage?

— Noch mehr, eine Denunziation. Denn ich glaube zu wissen, dass ihr Aufenthalt beim Baron das eheliche Glück nicht fördert.

— Ich bin damit einverstanden. Oh, diese Person, ich werde ihr gehörig meine Meinung sagen. Und Sie, Sie reisen morgen?

— Heute abend noch!

Als wir soweit gekommen waren, erscheint die Baronin und greift ohne weiteres in unser Gespräch ein.

— Sie bleiben, ich will es! befiehlt sie mir. Mathilde muss gehen.

— Warum? fragt die Mutter erstaunt.

— Weil ich entschlossen bin, mich scheiden zu lassen. Gustav hat mich bei Mathildes Stiefvater wie eine Verlorene behandelt. Ich werde ihnen zeigen, dass Sie sich täuschen!

Welche herzzerreissende Szene! Welche chirurgische Operation ist so schmerzlich wie das Zerreissen der Bande, die zwischen Mitgliedern einer Familie geknüpft sind! Da werden alle Leidenschaften entbunden, alle Unsauberkeiten, die auf dem Grunde der Seele verborgen liegen.

Die Baronin nimmt mich beiseite und teilt mir

den Inhalt eines Briefes mit, den der Baron an Mathilde geschrieben hat; darin überhäuft er uns beide mit Schmähungen und gesteht dem jungen Mädchen seine ewige Liebe, und zwar in Ausdrücken, die zeigen, dass er uns vom ersten Augenblick an getäuscht hat ...

... Der Stein hat jetzt die Festigkeit eines Felsens; er ist immer im Rollen und zerschmettert Unschuldige und Schuldige.

Es ist ein Kommen und Gehen, ohne dass man auf ein Ergebnis hoffen kann.

Neues Unglück ereignet sich. Die Bank gibt dieses Jahr keine Dividende und der Ruin kündigt sich an. Das Elend ist drohend, und man benutzt diesen Zwischenfall, um die Scheidung zu beschliessen, da der Baron seine Familie nicht mehr zu unterhalten vermag. Um den Schein zu wahren, erkundigt sich der Baron bei seinem Oberst, ob er beim Regiment bleiben könne, wenn seine Frau zur Bühne ginge. Der aber gibt ihm zu verstehen, dass das nicht möglich sei. Das ist eine schöne Gelegenheit, um gegen die aristokratischen Vorurteile loszuziehen.

Während dieser Zeit bleibt die Baronin, die sich auf ein Geschwür der Gebärmutter behandeln lässt, in der ehelichen Wohnung, ist körperlich aber von ihrem Mann getrennt. Immer leidend, erregt, düster, widersetzt sie sich der Ermutigung, und ich tue alles, um ihr von dem Überfluss meiner jugendlichen Zuversicht etwas mitzuteilen. Ich male ihr die Zukunft eines Künstlers, das freie Leben im eigenen Zimmer, wie meines es ist, wo sie die Freiheit ihres Körpers und ihrer Seele besitzen werde. Sie hört mich an, aber ohne mir zu antworten, und die Flut meiner Worte scheint sie zu galvanisieren wie ein

magnetischer Strom, dringt aber nicht in ihr Denken ein.

Der Scheidungsplan ist so entworfen. Nachdem die gesetzlichen Bestimmungen erfüllt sind, wird sich die Baronin nach Kopenhagen zurückziehen, wo ein Oheim von ihr wohnt. Das angebliche Verlassen der ehelichen Behausung wird ihr durch den dortigen schwedischen Konsul angezeigt, und sie drückt dem ihre Absicht aus, ihre Ehe zu lösen. Dann hat sie die Freiheit, über ihre Zukunft zu entscheiden, und kehrt nach Stockholm zurück. Die Mitgift verbleibt ihrem Mann wie die Möbel, bis auf wenige Ausnahmen; der Baron behält das Kind, bis er sich wieder verheiratet, während der Baronin das Recht zuerkannt wird, ihr Kind alle Tage zu sehen.

Als man die finanzielle Frage besprach, kam es zu einem heftigen Zusammenstoss. Um die Trümmer eines vergeudeten Vermögens zu retten, hatte der Vater der Baronin im Sterben seinen Nachlass seiner Tochter vermacht. Durch Intrigen hatte sich die Mutter das Recht auf den Nachlass erkämpft, indem sie ihrem Schwiegersohn eine Tantième zahlte. Da die Sache ungesetzlich zu sein scheint, verlangt jetzt der Baron, das Testament solle in Kraft treten. Die alte Schwiegermutter sieht sich auf eine mässige Rente gesetzt, und in ihrem Zorn zeigt sie ihren Schwiegersohn bei ihrem Bruder, dem Vater der schönen Mathilde, wegen seiner Liebelei an. Das Gewitter bricht los. Der Oberstleutnant droht dem Baron, ihn verabschieden zu lassen; ein Prozess steht bevor.

Jetzt zielen alle Anstrengungen der Baronin darauf, den Vater ihres Kindes zu retten. Und um ihn zu entlasten, überträgt man mir die undankbare Rolle des Sündenbocks.

Schliesslich zwingt man mich, an den Ohelm einen Brief zu schreiben, in dem ich die Schuld aller und die Verantwortung für alles Unheil auf mich nehme, vor Gott die Unschuld des Barons und der Kusine bezeuge und den gekränkten Vater für alle Verbrechen, die ich allein begangen, ich der einzige Bereuende, um Verzeihung bitte.

Es war eine schöne und gute Handlung; und die Baronin liebt mich danach, wie eine Frau den Mann liebt, der seine Ehre, seine Selbstachtung, seinen Ruf von der Angebeteten mit Füssen treten lässt.

Ich war also, trotz meiner Absicht, mich von allen diesen Familiengeschichten, die mich beschmutzen konnten, fern zu halten, zu verhassten Schritten verurteilt.

Die Schwiegermutter macht mir Besuche auf Besuche, erinnert mich an meine Liebe für ihre Tochter, reizt mich gegen den Baron auf — aber vergeblich, da ich Weisungen nur von der Baronin annehme. Übrigens stehe ich auf seiten des Vaters. Da er das Kind übernimmt, gehört ihm allein der Nachlass, ob der nun imaginär ist oder nicht.

Oh, dieser Monat April! Welch ein Liebesfrühling! Eine kranke Geliebte, unerträgliche Sitzungen, bei denen zwei Familien ihre schmutzige Wäsche, die ich gewiss nicht zu sehen verlangt habe, waschen; Tränen, Grobheiten; ein Aufruhr, bei dem alle unter dem Firnis der Erziehung verborgenen Gemeinheiten ans Licht treten. Das kommt davon, wenn man seine Nase in ein Wespennest steckt! . . .

Die Liebe leidet natürlich darunter. Wenn die Geliebte immer von Streitigkeiten abgehetzt ist, wenn sie nur juristische Ausdrücke im Munde

führt, so ist das kein zum Sinnengenuss reizendes Mittel.

Ich gebe ihr immer wieder meine tröstenden Gedanken, meine Hoffnungen, wenn sie auch oft erkünstelt sind, da ich am Ende meiner Nervenkräfte angelangt bin; und sie nimmt alles hin, saugt mir das Gehirn aus, zehrt mir das Herz auf. Zum Entgelt hat sie aus mir ihren Müllkasten gemacht, in den sie all ihren Kehricht, all ihren Kummer, ihre Verdriesslichkeiten, ihre Sorgen schüttet.

Mitten in dieser Hölle lebe ich mein Leben, schleppe ich mein Elend, arbeite ich für ein hartes Dasein. Wenn sie abends zu mir kommt, so schmollt sie, wenn ich mich an eine Arbeit setze; dann muss ich zwei Stunden mit Tränen und Küssen vergeuden, um sie von meiner Liebe zu überzeugen.

Die Liebe zu ihr wird in beständige Verehrung, in knechtische Gefälligkeit, in angebotene Opfer übersetzt.

Eine schwere Verantwortlichkeit drückt mich nieder. Ich sehe den Augenblick kommen, wo das Elend oder die Geburt eines Kindes mir eine Gattin in die Arme wirft. Sie hat sich nur dreitausend Franken für ein einziges Jahr vorbehalten, die dazu bestimmt sind, ihre Ausbildung für die Bühne zu bezahlen. Und ich fürchte für ihre Bühnenlaufbahn. Ihre Aussprache verrät noch den finischen Akzent. Ihr Gesicht hat unregelmässige Züge, die für die Bühne nicht passen. Um sie zu zerstreuen, lasse ich sie Verse hersagen. Ich werde ihr Lehrer. Aber sie ist zu sehr mit ihrem Kummer beschäftigt, und die geringen Fortschritte, die sie selber bei einer Probe feststellt, machen sie ganz trostlos.

Wie traurig ist diese Liebe! Ihre unaufhörliche Furcht, ein Kind zu bekommen, und meine Un-

erfahrenheit im Geheimnis der Täuschung vereinigen sich, um ein langes Leiden aus dieser Liebe zu machen, welche die Quelle sein müsste, aus der ich die für so drückende Verhältnisse notwendige Jugendkraft schöpfen könnte.

Die Freude ist kaum geboren, als sie wieder verschwindet, indem ihre Furcht in mich übergeht, und wir trennen uns unzufrieden, betrogen in unserer Erwartung auf die höchste Freude, die vollständig ausbleibt. Ein armer Schatten ist unsere Liebe.

Es gibt Augenblicke, wo ich Freudenmädchen vermisse, aber meine monogame Natur verabscheut den Wechsel; unsere Umarmungen, so unvollkommen sie im Grunde auch sind, verschaffen uns vielleicht noch wahrhaftere Seelenfreuden, und dieser unlöschbare Durst ist eine Garantie für die Dauer unserer Liebe.

11.

Es ist der erste Mai. Alle notwendigen Schriftstücke sind unterzeichnet. Ihre Abreise ist auf übermorgen festgesetzt. Sie kommt zu mir und fällt fällt mir um den Hals:

— Ich gehöre jetzt dir allein: nimm mich.

Da wir niemals von einer Heirat gesprochen haben, weiss ich nicht recht, was sie damit meint. Es erscheint mir heute jedoch passender, dass sie ihre alte Wohnung verlässt. Und wir sitzen nachdenklich und traurig in meinem Kämmerchen. Alles ist uns jetzt erlaubt, doch die Versuchung ist geringer. Sie beschuldigt mich der Kälte und ich beweise ihr deutlich das Gegenteil. Dann aber beklagt sie sich über meine Sinnlichkeit. Verehrung, Weihrauch, das sind die Gebete, die sie braucht.

Eine heftige Krise bricht aus, und in einem neuen Anfall von Hysterie behauptet sie, dass ich sie nicht mehr liebe. — Schon! . . .

Eine Stunde vergeht mit Geheimniskrämerei und Schmeichelei. Die Vernunft kehrt ihr zurück, aber sie kommt erst ganz zu sich, nachdem sie mich so in Verzweiflung gebracht hat, dass ich weine. Dann erst liebt sie mich. Je mehr sie mich gedemütigt, auf den Knien, klein, elend sieht, desto mehr verehrt

sie mich. Sie will mich nicht männlich und stark haben, und um ihre Liebe zu gewinnen, muss ich mich elend und unglücklich machen, damit sie sich mir überlegen zeigen, das Mütterchen spielen und mich trösten kann.

Wir essen bei mir zu Abend: sie deckt den Tisch und bereitet das Mahl. Als die Nacht gekommen ist, beanspruche ich meine Rechte als Liebhaber. Das Sofa verwandelt sich in ein Bett, und ich entkleide sie. . . . . . .

Das ist die Verjüngung der Liebe, denn es ist eine Jungfrau, ein junges Mädchen, das in meinen Armen zittert. Wie zart und unmerkbar sind die Brutalitäten einem Weibe gegenüber, das man liebt! Das Tier hat wahrhaftig nicht Teil an dieser Vereinigung der Seelen. Könnte man nur sagen, wo das eine aufhört und das andere anfängt?

Durch eine eben vorgenommene Konsultation über ihren Zustand beruhigt, gibt sie sich ganz hin; sie strahlt vom höchsten Glück; sie ist zufrieden und dankbar; ihre Schönheit leuchtet und ihre Augen drücken die Seligkeit aus. Meine ärmliche Dachstube ist ein Tempel geworden, ein glänzender Palast; ich zünde den zerbrochenen Kronleuchter, die Arbeitslampe, die Kerzen wieder an, um die Glückseligkeit, die Freude des Lebens zu beleuchten, die einzige Freude, die dieses gemeine Leben lebenswert macht.

Denn diese berauschenden Augenblicke befriedigter Liebe sind es, die uns auf dem Weg der Schmerzen begleiten; es sind die Erinnerungen an diese kurzen, nur von den Neidischen verkümmerten Freuden, die uns leben und uns selber überleben lassen. Sie sind die reine Liebe!

— Sprich nicht schlecht von der Liebe, sage ich zu ihr. Verehre die Natur in ihren Kräften; achte

den Gott, der uns zwingt, gegen unsern Willen glücklich zu sein.

Sie sagt nichts, denn sie ist glücklich. Die Begierde ist gestillt; ihr Gesicht belebt sich und rötet sich unter dem Andrang des Blutes, das während der heftigen Umarmungen durch das klopfende Herz emporgetrieben wurde; die Flamme der Kerzen spiegelt sich in ihren Augen, die von Tränen und Sinneslust feucht sind; die regenbogenartige Farbe ihrer Adern zeigt sich lebhafter, so wie die Federn der Vögel in der schönen Zeit der Liebe sind. Sie sieht wie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren aus, so zart und rein sind ihre Linien; und der zierliche Kopf, ins Kissen gedrückt, ganz bedeckt von seinen wirren Haaren, die den Schwaden reifen Getreides ähnlich sind, scheint einem Kinde anzugehören. Ihr kleiner Körper, eher zerbrecherisch als mager, liegt da, halb verhüllt vom Battisthemd, das, dem Chiton der Griechen gleich, in der Höhe der Taille in unzählige Falten zerknittert ist, die Oberschenkel bedeckt und die Knie frei lässt, wo so viele hübsche Muskeln, Sehnen, Bänder sich knüpfen, deren Wirrwarr von Linien an den Boden einer Perlmuschel erinnert. Der Spitzenbesatz bedeckt die Brüste, wie ein Gitter, durch das zwei Zwillingszicklein ihr rosiges Mäulchen stecken; und die Schultern springen hervor, gleich Elfenbeingriffen, an denen die Arme anfassen . . .

Sie liegt da wie eine Gottheit und lässt sich von mir verehren, während sie sich dehnt, sich die Augen reibt und mir heimlich halb schamhafte, halb herausfordernde Blicke zuwirft.

Wie keusch in seiner Nacktheit ist das geliebte Weib, das sich den Liebkosungen des Geliebten hingibt! Und der durch seinen Geist dem Weibe

überlegene Mann ist nur glücklich, wenn er sich mit dem Weibe vereinigt, das ihm gleich ist. Meine früheren Liebeleien, meine Paarungen mit Mädchen einer niedrigeren Klasse erscheinen mir wie tierische Verbrechen, wie ein Verfall der Rasse. Ist das ein Zeichen von Entartung, die weisse Haut, die formvollendeten Füsse, deren rosige Nägel gleichmässig wie die Tasten des Klaviers sind, die schwielenfreien Hände? Vergleiche das wilde Tier mit dem glänzenden Fell, den feinen Beinen, das wenig Muskeln und viel Nerven zeigt! Die Schönheit des Weibes ist die Summe von Eigenschaften, die wert sind, fortgepflanzt zu werden, zusammen mit dem Mann, der diese Eigenschaften am besten zu würdigen versteht. Der Gatte hatte diese Frau beiseite geschoben; seitdem gehörte sie ihm nicht mehr, da sie aufgehört hatte, ihm zu gefallen. Ihre Schönheit war für ihn nicht mehr vorhanden, und es kam mir zu, diese nur für den hellsichtigen Auserwählten sichtbare Blume zum Blühen zu bringen!

Welch reines Gewissen gibt einem der Besitz der Geliebten! Es ist, als habe man eine Pflicht erfüllt; und das sollte ein Verbrechen sein! Das liebliche Verbrechen, die süsse Übertretung, die göttliche Ruchlosigkeit!

Mitternacht schlägt! In der benachbarten Kaserne erschallt das „Wer da?“ des Postens bei der Ablösung. Ich muss die Geliebte nach Haus bringen!

Während des ganzen langen Weges entflamme ich sie mit dem Feuer meiner Eingebungen, meiner neuen Hoffnungen; ich verblüffte sie mit meinen Plänen, die in der Wärme unserer Umarmungen aufgeschossen sind. Sie drängt sich an mich, als wolle sie aus der Berührung mit mir Kraft schöpfen, und ich gebe ihr zurück, was ich von ihr empfangen habe.

Als wir vor dem hohen Gitter ankommen, bemerkt sie, dass sie den Schlüssel vergessen hat! Welches Missgeschick! Darauf versessen, ihr meinen Mut zu zeigen, indem ich in die Höhle des Löwen eindringe, ersteige ich das Gitter, springe mit drei Sätzen über den Hof und klopfe an die Haustür, auf ein stürmisches Zusammentreffen mit dem Baron gefasst. Mein ängstliches Gemüt begeistert sich an dem Gedanken, vor den Augen der Geliebten mit meinem Rivalen zu kämpfen: der gewählte Liebhaber verwandelt sich in einen Helden! Zum Glück kommt ein Dienstmädchen herunter, um zu öffnen, und unser förmlicher Abschied geht in vollkommener Ruhe vor sich, während das Mädchen, das nicht einmal unser „Guten Abend" erwidert, uns geringschätzig betrachtet.

Sie ist jetzt meiner Liebe sicher und missbraucht sie.

Heute hat sie mich besucht. Sie kann ihren bisherigen Gatten nicht genug loben. Durch die Entfernung ihrer Kusine tief bekümmert, hat er dem Drängen der Baronin nachgegeben und versprochen, ihre Ehre zu retten, indem er sie zum Bahnhof begleitet; dort werden wir, er und ich, der Abreise beiwohnen, die dadurch den Charakter der Flucht verlieren wird. Obendrein ist der Baron, der mir nicht mehr böse ist, gewillt, mich heute Abend in seiner Wohnung zu empfangen und, um dem Geklatsch zu begegnen, sich in den nächsten Tagen in meiner Begleitung an öffentlichen Orten zu zeigen.

Obwohl ich den Edelmut dieses grossen Naiven mit dem ehrlichen Herzen zu schätzen weiss, sträube ich mich aus Rücksicht auf ihn selber.

— Eine solche Schande sollten wir ihm auferlegen? Niemals!

— Bedenke, dass es sich um die Ehre meines Kindes handelt, antwortet sie.

— Aber seine Ehre gilt doch auch etwas!

Ach was, die Ehre der andern, darüber macht sie sich lustig. Ich bin entschieden ein merkwürdiger Kauz.

Aber das ist zuviel! Du bringst mich in Verruf, du entwürdigst uns alle! Das ist töricht! Das ist unsauber! rief ich aus.

Sie weint! Ihren Tränen aber kann ich nicht widerstehen, und nachdem sie eine Stunde lang geschluchzt und mich beschuldigt hat, verspreche ich ihr alles, was sie will. Und ich fluche auf die Despotin, ich verwünsche die fallenden Kristalltropfen, welche die Macht der beiden Blicke verzehnfachen!

Sie ist wirklich leider stärker als wir beide. Sie führt uns an der Nase herum, bis in die Schande hinein! Was will sie mit dieser Aussöhnung? Fürchtet sie, dass ein Krieg auf Leben und Tod zwischen dem Baron und mir ausbricht, und dass dann schlimme Dinge enthüllt werden?

... Welche Strafe hat sie mir auferlegt, als sie mir vorschrieb, dieses verödete Haus wiederzusehen! Sie hat kein Mitleid mit den Schrecken eines andern, die grausame Egoistin! Ich habe ihr den Eid darauf leisten müssen, die ganze Geschichte der unerlaubten Verbindung zwischen dem Baron und der Kusine zu leugnen, damit man versichern kann, dass die beiden keine Schuld haben. Ich begebe mich zu dieser letzten Zusammenkunft schweren Herzens und unschlüssigen Schrittes.

Das Gärtchen öffnet sich mit seinen blühenden Kirschen, seinen aufgebrochenen Narcissen. Das Ge-

büsch, vor dem ihre feenhafte Erscheinung mich verführt hat, grünt wieder; die umgegrabenen schwarzen Gartenbeete breiten sich wie Leichentücher auf dem Rasen aus; ich stelle mir vor, wie das verlassene Kind dort allein, an der Seite eines sorglosen Dienstmädchens umhergeht und seine Aufgaben lernt; wie das Kind grösser wird, erwacht und eines Tages erfährt, dass seine Mutter es verlassen hat!

Ich steige die Treppe dieses verhängnisvollen Hauses hinauf, das am Rande der Sandgrube gebaut ist und meine Jugenderinnerungen weckt. Freundschaft, Verwandtschaft, Liebe, alles ist aufs Spiel gesetzt, und der Ehebruch, trotzdem wir uns bemüht haben, ihn gesetzlich zu machen, hat die Schwelle dieses Hauses befleckt.

Wer hat die Schuld?

Die Baronin öffnet mir die Tür und küsst mich heimlich zwischen zwei Türflügeln, bevor wir in den Salon eintreten. In diesem Augenblick hasse ich sie eine Sekunde, zwei Sekunden und stosse sie unwillig zurück. Das erinnert mich an die Liebeleien, die Dienstboten in den Torwegen treiben, und verursacht mir Ekel! Hinter der Tür! Schmutziges Weib, ohne Stolz, ohne Würde.

Sie tut so, als habe ich Furcht, in den Salon zu kommen, und bittet mich mit lauter Stimme, näher zu treten, gerade in dem Augenblick, da mich diese demütigende Lage verlegen macht, da ich daran denke umzukehren. Ein Blitz aus ihren Augen bricht meinen Entschluss; durch die Sicherheit ihrer Haltung gelähmt, gebe ich nach.

Im Salon deutet alles auf die Auflösung des Haushalts. Wäsche liegt auf den Möbeln herum, Kleider, Unterröcke. Auf dem Klavier bemerke ich die Spitzenhemden, die ich so gut kenne. Auf

dem Schreibtisch erhebt sich ein ganzer Stoss von Frauenhosen und Frauenstrümpfen: vor kurzem mein Entzücken, mein Abscheu heute. Sie geht und kommt, legt zusammen und zählt, ohne Scheu, ohne Scham.

— Habe ich sie in so kurzer Zeit verdorben? frage ich mich, als ich diese Ausstellung der Unterkleider einer ehrbaren Frau betrachte.

Sie prüft die Kleidungsstücke und legt beiseite, was noch ausgebessert werden soll! Sie nimmt eine Hose, deren Litzen abgerissen sind, und legt sie beiseite. Alles mit vollkommener Ruhe.

Es ist mir, als wohne ich einer Hinrichtung bei, und ich leide sehr, während sie mit einem Ohr mein nichtssagendes Geschwätz, das sich um Kleinigkeiten dreht, anhört. Ich erwarte den Baron, der sich im Eßsaal eingeschlossen hat, um zu schreiben.

Die Tür öffnet sich endlich, und ich fahre zusammen; meine Bewegung wechselt, als ich das Kind eintreten sehe, das sich nach dem Grunde dieser Unordnung erkundigen will.

Vom Wachtelhund ihrer Mutter begleitet, kommt sie zu mir und hält mir wie gewöhnlich ihre Stirn zum Kuss hin. Ich erröte, ich ärgere mich, und mit erregter Stimme wende ich mich an die Baronin:

— Sie hätten mir wenigstens diese Qual ersparen können!

Aber sie begreift mich nicht.

— Mama wird verreisen, mein Liebling, aber sie wird bald zurückkehren und dir schöne Spielsachen mitbringen!

Der Hund bettelt mich um eine Liebkosung an, auch er!

Und etwas später erscheint der Baron.

Gebrochen, gebeugt, kommt er auf mich zu und

begrüsst mich freundschaftlich; er drückt mir die Hand, ausserstande, ein Wort hervorzubringen. Ich beobachte ein achtungsvolles Schweigen seinem unheilbaren Schmerz gegenüber und er zieht sich zurück.

Die Dämmerung kommt. Das Mädchen steckt die Lampen an, ohne mich zu grüssen. Man meldet, das Abendessen sei aufgetragen. Ich will gehen. Aber der Baron fügt seine Bitten zu denen der Baronin, und zwar so aufrichtig und rührend, dass ich annehme und bleibe.

Wir setzen uns wie früher alle drei an den Tisch. Es ist ein feierlicher, unvergesslicher Augenblick. Wir sprechen von allem und die Frage: „Wer hat die Schuld?" wird gestellt, während die Augen feucht werden. Niemand, das Schicksal, eine Reihe kleiner Zwischenfälle, verschiedene Triebkräfte; und wir drücken uns die Hände, wir stossen an, wir erklären uns für Freunde, ganz wie einst. Die Baronin allein behält ihren Humor. Sie stellt das Programm für den nächsten Tag auf: Das Zusammentreffen auf dem Bahnhof, die Spaziergänge in der Stadt, und wir bewilligen ihr alles, was sie will.

Schliesslich erhebe ich mich. Der Baron begleitet uns in den Salon. Dort legt er die Hand der Baronin in die meine und sagt zu mir mit erstickter Stimme:

— Seien Sie ihr Freund. Meine Rolle ist ausgespielt. Behüten Sie sie, schützen Sie sie gegen die böswillige Welt. Pflegen Sie ihr Talent: Sie sind dazu fähiger als ich, der arme Soldat. Gott leite euch auf euerm Wege!

Dann zieht er sich zurück, die Tür fällt hinter ihm zu, und wir sind allein.

War er in diesem Augenblick aufrichtig? Ich glaubte es damals und ich möchte es noch heute glauben. Empfindsamen Herzens, wenn er es war,

hatte er uns gern, und ohne Zweifel wollte er die Mutter seines Kindes nicht in den Händen eines Feindes sehen.

Es ist möglich, dass er sich später, unter unheilvollen Einflüssen, gerühmt hat, mit uns gespielt zu haben. Das würde jedenfalls nicht zu seinem früheren Charakter stimmen, und man weiss, dass hinterher niemand gern eingesteht, der Gimpel gewesen zu sein.

Sechs Uhr abends. Ich schreite die hundert Schritte im grossen Saal des Zentralbahnhofes ab. Der Zug nach Kopenhagen geht um sechs ein Viertel, und ich sehe weder die Baronin noch den Baron kommen.

Ich bin wie der Zuschauer, der den letzten Akt eines furchtbaren Dramas sieht. Ich erwarte die Lösung mit einer wilden Freude. Eine Viertelstunde noch, und der Friede wird wieder in uns zurückkehren. Meine durch alle diese aufeinanderfolgenden Krisen in Unordnung gebrachten Nerven verlangen nach Ruhe, und diese Nacht wird mir alles wiedergeben, was ich an Nervenkraft einer Frau zu Liebe aufgewandt oder vergeudet habe.

Endlich ist sie da. Sie kommt in einer Droschke, die von einer Mähre gezogen wird,welche der Kutscher am Zügel führt.

Immer nachlässig und immer zu spät.

Sie stürzt sich mir entgegen und gebärdet sich wie eine Wahnsinnige.

— Der Verräter, er hat sein Wort nicht gehalten! Er kommt nicht, ruft sie so laut aus, dass die Vorübergehenden aufmerksam werden.

Es ist bedauerlich; aber im Grunde achte ich diesen Mann, und, vom Geist des Widerspruchs gepackt, sage ich:

— Er hat richtig gehandelt. Er hat die Vernunft für sich!

— Schnell, nimm ein Billet nach Kopenhagen oder ich bleibe, antwortet sie.

— Nein! Wenn ich dich begleite, so ist das eine Entführung. Ganz Stockholm wird es morgen wissen.

— Daraus mache ich mir nichts ... Schnell!

— Nein, ich will nicht.

In diesem Augenblick erregt sie wirklich mein Mitleid, und die Situation ist nicht mehr zu ertragen. Ein Streit, ein Streit zwischen Liebenden ist unvermeidlich.

Sie fühlt es und ergreift meine Hände, verwirrt mich mit ihren Blicken, und das Eis schmilzt. Die Zauberin hat mich niedergeworfen, sie hat meinen Willen aufgehoben, ich beuge mich! ...

— Dann wenigstens nach Katrineholm.

— Wenn du willst.

Sie gibt während dieser Zeit ihr Gepäck auf. Alles ist verloren, selbst die Ehre, und ich habe noch eine qualvolle Nacht in Aussicht.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Wir sind allein in unserm Abteil erster Klasse. Das Fernbleiben des Barons bedrückt uns. Das ist eine unvorhergesehene Gefahr und von schlechter Vorbedeutung. Ein beängstigendes Schweigen herrscht im Wagen und einer von uns beiden muss es brechen. Sie entschliesst sich zuerst:

— Axel, du liebst mich nicht mehr.

— Vielleicht nicht, antworte ich, von den einen Monat lang ertragenen Wirren erschöpft.

— Und ich habe dir alles geopfert.

— Alles geopfert? ... Deiner Liebe, nicht mir! Übrigens, habe ich dir nicht mein Leben geopfert? Du bist nur böse auf Gustav, und du willst deinen

Zorn auf mein Haupt entladen ... Sei wenigstens vernünftig!

Sie weint, weint! Welche Hochzeitsreise! Meine Nerven machen sich hart, ich lege meine eiserne Kapuze an. Ich mache mich unempfindlich, undurchdringlich.

— Spare die Gefühle auf! Von heute an musst du deine Vernunft gebrauchen! Weine, weine, bis du die Quelle deiner Tränen erschöpft hast! Dann richte dich wieder auf! Du bist nur eine Törin, und ich habe dich wie eine Königin, wie eine Herrscherin verehrt; ich habe dir gehorcht, weil ich mich für den Schwächern hielt! Leider! Lass es nicht dahin kommen, dass ich dich verachte! Schieb nie die Schuld von dem, was geschehen ist, auf mich allein! Gestern abend habe ich Gustavs grosse Klugheit bewundert. Er hat begriffen, dass die grossen Ereignisse des Lebens niemals eine einzige Ursache haben. Wer hat die Schuld? Du, ich, er, sie, der drohende Ruin, deine Leidenschaft für die Bühne, dein Gebärmuttergeschwür, das Erbteil deines drei Male verheirateten Grossvaters; der Hass, den deine Mutter gegen das Gebären hatte und der dir ein unentschiedenes Naturell gab; der Müssiggang deines Mannes, dem sein Beruf zu viel freie Zeit liess; meine Instinkte des aus der unteren Klasse hervorgegangenen Mannes; das zufällige Auftreten einer Finländerin, die mich zu dir trieb; eine unendliche Menge geheimer Motive, von denen wir nur wenig entdeckt haben. Erniedrige dich nicht vor dem Pöbel, der dich morgen mit einem Wort verurteilen wird. Glaube nicht, wie diese Armen des Geistes, eine so verwickelte Frage zu entscheiden, indem du weder den Ehebruch noch den Verführer ernst nimmst! ... Und übrigens, habe ich dich verführt? Sei aufrichtig gegen dich, ge-

gen mich, während wir unter uns sind, ohne Zeugen.

Aber sie will nicht aufrichtig sein.

Sie kann es nicht!

Denn das liegt nicht in der Natur einer Frau. Sie fühlt sich als Mitschuldigen, sie wird von Gewissensbissen gequält. Sie hat nur einen Gedanken: ihr Gewissen befreien, indem sie alle Verantwortung für die eingegangene Schuld auf mich wirft.

Ich lasse sie gewähren und hülle mich in ein beleidigendes Schweigen. Die Nacht sinkt: ich lasse das Fenster herunter und stelle mich an die Tür, um die vorbeiziehenden schwarzen Fichten zu betrachten, hinter denen die bleiche Scheibe des Mondes aufsteigt. Dann kommt ein See, von Birken umgeben; ein Bach, von Erlen bestanden; Kornfelder, Wiesen und wieder Fichten, lange. Eine tolle Lust, mich zur Tür hinauszustürzen, ergreift mich: ich will aus diesem Gefängnis heraus, in dem eine Feindin mich bewacht, in dem eine Zauberin mich geknebelt hält. Aber die Sorge für ihre Zukunft sucht mich wie ein Alp heim, und ich fühle mich verantwortlich für das Dasein dieser Frau, die mir fremd ist, für das Dasein ihrer zukünftigen Kinder, für den Unterhalt ihrer Mutter, ihrer Tante, ihres ganzen Geschlechts bis in die Jahrhunderte hinein.

Auch werde ich es meine Sorge sein lassen, ihr auf der Bühne Erfolge zu verschaffen; ich werde alle ihre Leiden leiden, ihre Enttäuschungen, ihre Misserfolge, damit sie mich eines Tages wie eine ausgepresste Zitrone auf den Kehricht werfen kann, mich, mein ganzes Leben, mein Gehirn, mein Rückenmark, mein Blut; alles, um mich für die Liebe zu entschädigen, die ich ihr gebe, die sie annimmt und die sie

mir nach ihrem Glauben opfert. Halluzination der Liebe! Hypnotismus der Zeugung.

Bis zehn Uhr schmollt sie, ohne sich zu rühren. Noch eine Stunde, und der Augenblick des Abschieds ist da!

Aber sie bittet mich um Verzeihung und legt ihre beiden Füsse auf das Polster meines Sitzes, eine plötzliche Müdigkeit vorschützend. Vor ihren schmachtenden Blicken, bei ihren Tränen, trotz ihrer sophistischen Logik hatte ich meine Kaltblütigkeit, meine männliche Kraft bewahrt. Jetzt stürzt alles zusammen: ich habe ihre anbetungswürdigen Stiefel und etwas von ihrem Strumpf gesehen.

Auf die Knie, Simson! Leg deinen Kopf auf ihren Schoss, drücke deine Wangen gegen ihre Hüften, bitte sie um Verzeihung für die harten Worte, mit denen du sie gegeisselt hast — die sie nicht begriffen! Sklave, der du bist! Feiger, du beugst dich vor einem Strumpf, den du flüchtig siehst, du, der sich die Fähigkeit zutraut, die Welt zu erobern! Und sie, sie liebt dich nur, wenn du dich erniedrigst; sie kauft dich für eine Minute der Liebeslust, die sie dir gewährt, recht wohlfeil; denn sie kann nichts dabei verlieren, wenn sie dir eine Unze deines besten Blutes abzapft.

Die Maschine pfeift: es ist die Abschiedsstation. Sie küsst mich mütterlich, schlägt — obgleich sie Protestantin ist — das Kreuz über meiner Stirn, empfiehlt mich dem gütigen Gott, bittet mich, mich zu pflegen und nicht untröstlich zu sein.

Der Zug fährt in die Nacht hinein, mich mit seinem erdpechartigen Rauch erstickend.

Ich atme — endlich! — die frische Luft des Abends und ich geniesse die Freiheit. Leider nur einen Augenblick. Kaum bin ich nach der Herberge

des Dorfes hinabgestiegen, so sinke ich zusammen, von Sehnsucht gebrochen. Ich liebe sie, ja ich liebe sie, ich liebe sie, so wie sie sich im Augenblick des Abschieds gezeigt hat; denn dieser Augenblick ruft in mir die süssen Erinnerungen an die ersten Tage unserer Verbindung zurück, als sie die anmutige, zärtliche, weibliche Mutter war, die mich wie ein kleines Kind liebkoste und hätschelte!

Und doch liebe ich sie, begehre ich sie, will die Leidenschaftliche leidenschaftlich zum Weibe haben.

Ist das eine Ausnahme des Triebes! Bin ich das Produkt einer Laune der Natur? Sind meine Gefühle widernatürlich, weil ich meine Mutter besitzen möchte? Ist das die unbewusste Blutschande des Herzens? . . .

. . . Ich lasse mir Schreibzeug geben und richte einen Brief an sie, in dem ich den Herrn um ihr Glück bitte.

Ihre letzte Umarmung hat mich zu Gott zurückgeführt, und unter dem Eindruck ihres letzten Kusses, dessen Geschmack ich noch an meinem Schnurrbart bewahre, verleugne ich den neuen Glauben, der den Fortschritt der Menschheit verkündet — — — — — — — — — — —

Die erste Etappe im Sinken eines Mannes ist vollendet; die andern werden naturgemäß folgen, bis zur Vertierung, bis zu den Grenzen des Wahnsinns.

ZWEITER TEIL

1.

Am Tage nach unserer Abreise weiss die ganze Hauptstadt, dass die Baronin X von einem Bibliothekar der Königlichen Bibliothek entführt ist.

Das war doch vorauszusehen, das war doch zu fürchten! Und ich hatte ihren Ruf schonen wollen! Alles aber ist in einem Anfall der Schwäche vergessen worden!

Sie hatte alles verdorben; ich musste die Konsequenzen auf mich nehmen und jetzt den Folgen begegnen, die ihrer Bühnenlaufbahn schaden würden, besonders da sie nur auf einer einzigen Bühne auftreten konnte; und für ein Engagement am Königlichen Theater waren lockere Sitten durchaus keine Empfehlung.

Am Morgen meiner Rückkehr mache ich dem Chef der Bibliothek, der durch eine leichte Krankheit ans Haus gefesselt ist, meinen Besuch. Dann eile ich durch die Hauptstrassen und trete zur gewöhnlichen Stunde meinen Dienst an. Am Abend gehe ich in den Presseklub und verbreite dort die Neuigkeit, dass die Baronin sich nur aus künstlerischen Gründen scheiden lässt; versichere, dass die beiden Gatten ganz einig seien und sich, um mir ein Alibi zu schaffen, unter irgendeinem Vorwand nur infolge sozialer Vorurteile trennen.

Wenn ich gewusst hätte, welches Unrecht ich mir selber tat, als ich diese Gerüchte zu Gunsten ihrer Unschuld verbreitete . . . Aber nein, ich hätte ebenso gehandelt.

Die Zeitungen reissen sich um die Neuigkeit aus der vornehmen Welt, aber das Publikum will nicht an diese unwiderstehliche Liebe zur Kunst glauben: die ist nicht so häufig, besonders nicht bei Schauspielerinnen. Die Frauen zumal sind misstrauisch, und das verlassene Kind bleibt immer der dunkle Punkt.

Mittlerweile kommt ein Brief aus Kopenhagen. Ein langer Angstschrei. Von ihren Gewissensbissen, von der Sehnsucht nach ihrem verlassenen Kind gequält, befiehlt sie mir, unverzüglich zu ihr zu kommen, denn ihre Verwandten martern sie. Diese haben, im Einverständnis mit dem Baron, denkt sie, die für die endgültige Scheidung notwendige Urkunde unterschlagen.

Ich weigere mich entschieden, abzureisen, und schreibe in meinem Grimm einige entrüstete Zeilen an den Baron. Er antwortet mir so hochmütig, dass ein völliger Bruch zwischen uns eintritt.

Eine Depesche, zwei Depeschen, und die Ruhe ist wieder hergestellt. Die Urkunde findet sich wieder und das Scheidungsverfahren geht seinen Gang.

Ich verbringe meine Abende damit, dass ich ihr ausführlich schildere, wie sie sich benehmen soll. Damit will ich ihre Sorgen zerstreuen. Ich rate ihr zu arbeiten, ihre Kunst zu studieren, die Bewegung in den Theatern zu verfolgen. Um ihr einen Nebenverdienst zu verschaffen, fordere ich sie auf, Briefe über ihre Beobachtungen zu schreiben, und verpflichte mich, diese Briefe in einer ersten Zeitung unterzubringen.

Keine Antwort. Ich habe allen Anlass zu glauben, dass meine wertvollen Ratschläge von diesem unabhängigen Geist übel aufgenommen werden.

Eine Woche ist vergangen, eine Woche voll Unruhen, Sorgen, Arbeit. Eines Morgens, als ich noch im Bett liege, überrascht mich ein Brief aus Kopenhagen.

Sie ist ruhig, in heiterer Stimmung; sie kann einen gewissen Stolz über den Streit nicht unterdrücken, den der Baron und ich miteinander haben. (Da sie von uns beiden die Briefe empfangen hat, kann sie darüber urteilen.) Sie findet Stil in dem Turnier und bewundert meinen Mut. „Schade,“ sagt sie zum Schluss, „dass zwei Männer dieses Schlages nicht gute Freunde bleiben können!“ — Dann erzählt sie mir, welche Zerstreuungen sie aufgesucht hat. Sie amüsiert sich, geht in die Kreise kleiner Künstler; was mir kaum gefällt. Sie hat einen Abend in einem Vergnügungslokal verbracht, zusammen mit jungen Leuten, die ihr den Hof machen. Sie hat schon einen jungen Musiker erobert, der mit seiner Familie gebrochen hat, um sich seinem künstlerischen Beruf zu widmen: „eine seltsame Ähnlichkeit mit meinem eigenen Schicksal!“ Darauf eine sorgfältige Biographie des interessanten Märtyrers und die Bitte an mich, deshalb nicht eifersüchtig zu werden!

Was soll das heissen? frage ich mich, betroffen von dem spöttischen und zugleich warmen Ton ihres Briefes, der zwischen zwei Vergnügungen geschrieben zu sein scheint.

Sollte diese kalte und wollüstige Madonna zu der Zahl der geborenen Liederlichen gehören? Eine Kokette, eine Kokette sein?

Sofort erteile ich ihr einen gehörigen Verweis, indem ich ihr Bild in Kupfer steche. Ich nenne

sie Madame Bovary; ich flehe sie an, aus dem gefährlichen Schlaf, den sie am Rand eines Abgrunds schläft, zu erwachen.

Als Antwort, als Beweis des höchsten Vertrauens, sendet sie mir die Briefe, die sie von dem jungen Schwärmer erhalten hat. Liebesbriefe! Derselbe alte Gebrauch des Wortes „Freundschaft", die unerklärliche Sympathie der Seelen, und das ganze Register der gebräuchlichen, auch von uns beiden gebrauchten Ausdrücke: Bruder und Schwester, Mütterchen, Kameraden und so weiter: warme Decken, unter welche die Liebenden schleichen, um schliesslich das Tier mit den beiden Rücken zu spielen.

Was soll ich glauben? Ist sie eine Geisteskranke? Ist sie eine unbewusste Verbrecherin, die nichts behalten hat von den strengen Lektionen, die ihr diese beiden schrecklichen Monate gegeben haben, als die Herzen dreier Menschen für sie brannten. Und ich, den man als Aschenbrödel, als Sündenbock, als Strohmann für gut befunden hat, ich mühe mich ab, ihr den Weg zu dem ungeregelten Leben zu bahnen, das die Schauspieler führen.

Welch neuer Schmerz! Was ich eben noch verehrte, in den Schmutz gezogen zu sehen!

Dann erfasst mich ein unsagbares Mitleid, ich ahne das Schicksal, das diese widernatürliche Frau erwartet, und schwöre mir, sie wieder zu erheben, sie zu stützen, sie vor einem verhängnisvollen Fall zu bewahren, soweit ich meine Kräfte behalten werde.

Eifersüchtig! Das gemeine Weiberwort, das erfunden ist, um einen Mann irre zu führen, der schon betrogen ist oder betrogen werden soll. Man täuscht den Gatten, und sobald er seine Unzufriedenheit merken lässt, wirft man ihm dieses Wort ins Ge-

sicht: „Eifersüchtig!" Eifersüchtiger Mann, hintergangener Mann! Und es soll Frauen geben, die ihren eifersüchtigen Gatten einem ohnmächtigen gleichstellen, so dass er die Augen schliesst und sich wirklich gegen derartige Anklagen ohnmächtig findet.

Nach vierzehn Tagen kehrt sie zurück. Hübsch, frisch, mutwillig, hat sie nur heitere Erinnerungen zu erzählen, da sie sich amüsiert hat! Doch in ihrer neuen Toilette finden sich einige grelle Töne, die auf schlechten Geschmack deuten. Jüngst so einfach, so fein, so wählerisch, trägt sie jetzt grelle Farben.

Die Begegnung ist kälter als man gedacht hat, und nach einem peinlichen Schweigen kommt es endlich zum Ausbruch.

Auf die Bewunderungen ihres neuen Freundes bauend, spielt sie die Stolze, neckt mich, macht sich über mich lustig. Ihr prächtiges Kleid auf meinem zerlumpten Sofa ausbreitend, findet sie ihre alten Fähigkeiten wieder, und der Hass schmilzt in der Wärme der Umarmung; doch etwas Zorn bleibt zurück und bricht in groben Beschuldigungen los. Geschwächt durch mein massloses Ungestüm, das zu ihrem schlaffen Naturell wenig passt, fängt sie an zu weinen:

— Wie kannst du glauben, dass ich mit diesem jungen Mann spiele? Ich verspreche dir, ihm niemals zu schreiben, obwohl er das unhöflich nennen wird!

Unhöflich? Da ist eins von ihren grossen Worten! Ein Mann macht ihr den Hof, mit einem andern Ausdruck, er macht ihr Avancen, und sie nimmt es an, aus Furcht „unhöflich" zu sein! . . . So eine Frau!

Zu meinem Unglück hat sie sich kleine Schuhe gekauft, und ich liege ihr zu Füssen! Verwünscht! Sie trägt schwarze Strümpfe, ihre Wade ist stärker geworden und ihr Knie steigt weiss empor aus diesen Leichentüchern! Die schwarzen Beine, die sich in einer Wolke von Unterröcken bewegen, sind die Beine einer Teufelin . . .

Ihrer ewigen Furcht vor einem Kinde müde, lüge ich. Nach genauen Forschungen auf der Bibliothek habe ich Mittel entdeckt, die Natur zu hintergehen. Und ich rate ihr zu Vorbeugungsmassregeln, und ich schütze einen organischen Fehler vor, der mich zwar nicht unfruchtbar, aber wenigstens ungefährlich mache. Ich glaube schliesslich selbst daran. Sie lässt mir das Feld frei, will aber, dass ich etwaige Folgen auf mich nehme.

Sie wohnt bei ihrer Mutter und ihrer Tante, im zweiten Stock einer der belebtesten Strassen der Stadt. Da sie droht, mich sonst unverzüglich aufzusuchen, werde ich zu ihr gelassen. Und es ist nicht erheiternd, die Kontrolle dieser beiden alten Damen zu passieren, die ich hinter der Tür vermute, solange mein Besuch währt . . .

Jetzt beginnt man auf beiden Seiten einzusehen, was man verloren hat. Sie, die Baronin, Gattin, Herrin eines Haushalts war, hat sich in den Zustand der Kindheit zurückversetzt: wird von ihrer Mutter bewacht, ist in einem Zimmer gefangen, lebt vom Sold der Invaliden. Und jeden Tag erinnert ihre Mutter sie daran, dass sie ihre Tochter zu einer ehrenvollen Stellung erzogen habe; und die Tochter erinnert sich der glücklichen Stunden, als ihr Gatte sie aus diesem mütterlichen Gefängnis befreite. Es kommt zu bitterem Wortwechsel, und die Tränen und harten Worte fallen jeden Abend auf mich zurück, wenn ich ihr meinen Besuch mache . . .

Den Besuch bei einer Gefangenen unter dem Auge eines Wächters, eines Zeugen.

Als wir dieser peinlichen Besuche müde sind, wagen wir einige Male in einem öffentlichen Garten zusammenzukommen. Aber es wird nicht besser, sondern schlimmer, denn wir sind den verächtlichen Blicken der Menge ausgesetzt. Und die Frühlingssonne, die unser Elend beleuchtet, wird uns verhasst. Wir vermissen die Dunkelheit, wir sehnen uns nach dem Winter, um unsere Schande zu verbergen; doch der Sommer ist nahe, der die langen dämmerlosen Nächte wiederbringt!

Nach und nach verlassen uns alle. Durch die Klatscherei eingeschüchtert, schöpft selbst meine Schwester Verdacht. Beim letzten Abendessen, das sie uns im kleinen Kreis gibt, beginnt die ehemalige Baronin, um ihre Schwäche zu verbergen, zu trinken; sie berauscht sich, bringt einen Toast aus, raucht und zieht sich schliesslich die Abneigung der verheirateten Frauen und die Verachtung der Männer zu.

— Das ist eine Dirne, diese Frau! sagt ein Familienvater zu meinem Schwager, der sich beeilt, mir diese Äusserung zu wiederholen.

An einem Sonntag Abend waren wir bei meiner Schwester eingeladen. Zur angesagten Stunde gingen wir hin. Wie gross ist unsere Überraschung, als das Mädchen uns meldet, die Herrschaften seien nicht zu Hause, da sie anderswo eine Einladung angenommen hätten. Das war die höchste Demütigung. Wir verbringen unsern Abend auf meinem Zimmer, weinen vor Zorn und Verzweiflung, denken an Selbstmord. Ich lasse die Vorhänge herab, um uns gegen die Tageshelle zu schützen, und wir erwarten Nacht und Dunkelheit, um zurückzugehen. Aber die Sonne geht spät unter, und gegen

acht Uhr bekommen wir Hunger. Ich habe kein Geld. Sie auch nicht, und bei mir ist nichts zu essen. Das gibt uns den Vorgeschmack des Elends, und ich verbringe die schlimmsten Augenblicke meines Lebens. Beschuldigungen, gleichgültige Küsse, endlose Tränen, Gewissensbisse, Widerwillen.

Ich ermahne sie, zum Abendessen zu ihrer Mutter zurückzukehren, aber sie fürchtet das Sonnenlicht; auch wagt sie es nicht, da sie ihre Heimkehr vor der üblichen Stunde nicht erklären kann. Sie hat seit dem Mittagessen um zwei Uhr nichts zu sich genommen, und die traurige Aussicht, nüchtern zu Bett zu gehen, weckt das wilde Tier des Hungers. In einem reichen Hause erzogen, an Luxus gewöhnt, kennt sie die Armut nicht und ist ausser sich. Mir ist der Hunger ein guter Freund aus der Kindheit, aber ich leide sehr, die verehrte Frau in einer solchen Lage zu sehen. Ich durchstöbere meinen Schrank, ohne etwas zu entdecken; ich durchsuche die Schubladen meines Schreibtisches, und dort, unter fortgelegten Andenken, verwelkten Blumen, rosafarbenen Billets, verblichenen Bändern, finde ich zwei Bonbons, die ich zur Erinnerung an eine Beerdigung aufbewahrt habe. Ich biete ihr den Gerstenzucker an, der in schwarzes Papier und in Silberpapier eingewickelt ist. Welch trauriges Liebesmahl diese Bonbons in ihrem Trauerkleid!

Niedergeschlagen, vernichtet, angsterfüllt, erhebe ich mich zornig und donnere gegen die anständigen Frauen, die uns ihre Tür verschliessen, uns ausstossen.

— Warum diese gehässige Verachtung? Haben wir ein Verbrechen, einen Ehebruch begangen? Nein! Es liegt nur eine ehrliche Scheidung vor, die allen Vorschriften des Gesetzes entspricht!

— Wir sind zu anständig gewesen, siehst du,

sagt sie, um sich zu trösten. Die Welt ist nur ein Gesindel von Schurken. Der öffentliche, freche Ehebruch wird geduldet, die Scheidung nicht! Sie ist hübsch, diese Moral.

Wir stimmen überein. Doch das Verbrechen bleibt bestehen. Es hängt über unsern Köpfen, die sich unter dem Keulenschlag beugen!

Ich fühle mich wie ein Strassenjunge, der Vögel aus dem Nest genommen hat. Die Mutter ist entführt, das Junge liegt auf der Erde und piept, der Wärme des mütterlichen Flügels beraubt!

Und der Vater? Er ist allein gelassen, der Vater, in diesem verwüsteten Heim, an einem Sonntag Abend, wie dieser es ist, wo die Familie sich um den Kamin versammelte, allein im Salon, wo das Klavier stumm bleibt; allein im Eßsaal, wo er sein einsames Mahl einnimmt; allein im Schlafzimmer . . .

— Nein, antwortet sie mir, nicht doch! Er brüstet sich auf einem guten Sofa beim Kammerherrn, dem Schwager der Kusine; gesättigt und berauscht, drückt er seiner Mathilde, dem armen verleumdeten Kinde, die Hand; ergötzt sich an unwahrscheinlichen Geschichten, wie seine unwürdige Frau sich schlecht betragen habe, während sie sich einem Haremsleben nicht anpassen wollte! Und beide, vom Mitgefühl und Beileid dieser heuchlerischen Welt umgeben, werfen den ersten Stein auf uns.

Nachdem ich genauer nachgedacht habe, äussere ich die Ansicht, der Baron habe uns an der Nase herumgeführt; habe sich einer lästigen Frau entledigt, um eine andere zu nehmen; habe sich schliesslich widerrechtlich die Mitgift zusprechen lassen.

Da aber empört sie sich:

— Sag nichts Böses von ihm. Alles ist meine Schuld!

— Warum nichts Böses von ihm sagen? Ist seine Person heilig?

Man könnte es glauben, denn jedesmal, wenn ich ihn angreife, nimmt sie ihn in Schutz.

Ist es die Freimaurerei der Klassen, die sie zum Baron zurückführt? Oder gibt es in ihrem intimen Leben Geheimnisse, die sie diesen Mann als Feind fürchten lassen? Das ist ein verschlossener Brief für mich geblieben wie die unveränderliche Treue, die sie dem Baron bewahrte, wie treulos er sich später auch zeigen mochte.

Die Sonne geht endlich unter, und wir trennen uns. Ich schlafe den Schlaf des Ausgehungerten; träume, dass ich einen Mühlstein um den Hals habe, während ich unerhörte Anstrengungen mache, zum Himmel zu entfliegen.

Das Unglück verfolgt uns. Man hat sich an den Direktor des Theaters gewandt, um einen Abend für das erste Auftreten zu erhalten. Er hat geantwortet, er könne als Direktor mit einer entlaufenen Frau überhaupt nicht in Verhandlungen eintreten.

Alles ist versucht, alles ist misslungen. Also nachdem ihr Jahr vergangen und ihre Hilfsmittel erschöpft sind, wird diese Frau auf die Strasse geworfen. Mir, dem armen Bohemien, liegt es ob, sie von dort zu befreien.

Um sich von der Wahrheit dieser schlimmen Nachricht zu überzeugen, macht sie ihrer Freundin, der alten Tragödin, einen Besuch, die sie noch kürzlich häufig in der Gesellschaft traf und die vor

der „Baronin mit den blonden Haaren“ wie ein Hund kroch, sie „ihre kleine Elfe“ nennend.

Die grosse Tragödin, eine Ehebrecherin, die zu Lebzeiten ihres Gatten unter dem Laster ergraut ist, empfängt die anständige Sünderin in beleidigender Form und schliesst ihr die Tür!

Alles ist versucht!

Es bleibt jetzt nur noch die Vergeltung um jeden Preis!

— Nun gut, sage ich ihr! Werde Schriftstellerin. Schreibe Dramen und lasse sie auf dieser selben Bühne spielen! Warum hinabsteigen, wenn man hinaufsteigen kann! Tritt die Komödiantin unter die Füsse. Mit einem einzigen Sprung erhebe dich über ihren Kopf. Entlarve in geisselnder Prosa diese lügnerische, heuchlerische, lasterhafte Gesellschaft, die ihre Salons Dirnen öffnet, aber sie der geschiedenen Frau verschliesst! Das ist ein guter Stoff für ein Drama.

Doch sie gehört zu diesen weichen Naturen, die für Eindrücke empfänglich sind, aber nicht zurückschlagen können.

— Nein, keine Rache!

Feige und rachgierig zugleich, überlässt sie ihre Rache Gott; was auf dasselbe herauskommt, die Verantwortung abgezogen, die sie auf diese Art Strohmann wirft.

Ich lasse die Beute nicht los, und ein glücklicher Zufall tritt ein. Ein Verleger macht mir das Anerbieten, ein illustriertes Buch für Kinder zusammenzustellen.

— Schreibe den Text, schlage ich Frau von X vor. Dann bekommst du hundert Franken ausgezahlt.

Ich bringe ihr Hilfsbücher und gebe ihr die Illusion, diese Arbeit selber ausgeführt zu haben, und

sie kassiert die hundert Franken ein. Aber um welchen Preis! Der Verleger verlangt, dass ich meinen Namen auf den Umschlag dieses Bilderbuches setze, meinen Namen, mit dem ich als Dramatiker debütiert habe. Das ist literarische Prostitution! Und meine Gegner, die meine Unfähigkeit als Schriftsteller vorhersagten, werden dieses Mal leichtes Spiel haben.

Dann zwinge ich sie, eine Korrespondenz für eine Morgenzeitung zu schreiben. Sie entledigt sich mittelmässig ihrer Aufgabe. Der Artikel wird aufgenommen, aber die Zeitung zahlt nicht.

Ich laufe die Strassen ab, um ein Goldstück aufzutreiben, das ich der Verfasserin mit dem frommen Betrug, es komme von der Zeitung, gebe.

Arme Maria! Welche Freude für sie, ihre kleinen Einnahmen der trostlosen Mutter übergeben zu können, die durch den Verfall ihres Vermögens gezwungen ist, möblierte Zimmer zu vermieten.

Die alten Damen beginnen in mir ihren Retter zu sehen; aus ihren Schubläden tauchen Abschriften von Übersetzungen auf, die von allen Theatern abgelehnt sind; man traut mir die unwahrscheinliche Fähigkeit zu, deren Annahme durchzusetzen. Ich werde mit unnützen Aufträgen überladen, die mich meiner Arbeit entziehen und mich nur in grosse Not bringen. Meine Ersparnisse gehen darauf, weil ich meine Zeit verliere und täglich meine Nervenkräfte verbrauche; ich kann mir nur noch das Mittagessen leisten und nehme meine alte Gewohnheit wieder auf, ohne Abendbrot schlafen zu gehen.

Durch diese wenigen Erfolge ermutigt, macht sich Maria ans Werk und beginnt ein Stück in fünf Akten. Allen unfruchtbaren Samen meiner dichterischen Eingebung scheine ich ihr eingestreut, eingespritzt zu haben. In diesen jungfräulichen Boden

gesäet, keimt er und treibt, während ich steril werde, der Samenpflanze gleich, welche die Fruchtbarkeit ausschüttet, selber aber abstirbt. Ich fühle mich bis ins Innerste zerrissen, glaube zu sterben; das Räderwerk meines Gehirns gerät in Unordnung, indem es in das dieses weiblichen Gehirnchens eingreift, das anders eingerichtet ist, als das Gehirn des Mannes. Ich begreife nicht recht, warum ich die literarischen Fähigkeiten dieser Frau überschätze, indem ich sie dränge, die Kunst des Schreibens zu versuchen; ich habe ja nichts von ihrer Hand gelesen, ihre an mich gerichteten Briefe ausgenommen, die oft persönlich, noch öfters aber weniger als gewöhnlich waren. Sie ist auf dem Wege, mein lebendiges Gedicht zu werden; sie setzt sich an die Stelle meines verschwundenen Talents. Ihre Persönlichkeit ist auf meine aufgepfropft und bildet nun bei mir ein neues Organ. Ich existiere nur noch durch sie; ich, die Mutterwurzel, führe ein unterirdisches Leben, indem ich diesen Stamm ernähre, der zur Sonne emporsteigt, um eine herrliche Blüte zu entfalten. Ich freue mich über diese Pracht, vergesse aber, dass ein Tag kommen wird, an dem das Pfropfreis sich von dem erschöpften Stumpf trennen wird, um, stolz auf diese geliehene Pracht, anderswo zu blühen und zu glänzen.

Der erste Akt ihres Stückes ist vollendet. Ich lese ihn. Von meiner Hallucination beherrscht, finde ich ihn vollkommen, drücke der Verfasserin laut meine Bewunderung aus, gratuliere ihr warm. Sie selber ist über ihr Talent erstaunt, und ich verkünde ihr als Schriftstellerin eine glänzende Zukunft. Da tritt ein plötzlicher Umschwung in unseren Plänen ein. Marias Mutter erinnert uns an eine Freundin, eine Malerin, die sehr reich ist, ein Rittergut besitzt, und, was am wichtigsten, mit dem ersten

Schauspieler und dessen Frau, den erbitterten Rivalen der grossen Tragödin, eng befreundet ist.

Unter der moralischen Garantie der Gutsbesitzerin, die nicht verheiratet ist, übernimmt es das Künstlerpaar, Marias Studien bis zu ihrem Auftreten zu leiten. Um die Angelegenheit zu besprechen, wird Maria auf zwei Wochen zu ihrer Freundin eingeladen. Dort soll sie den grossen Schauspieler und seine Frau treffen, die, um das Glück voll zu machen, von ihrem Direktor bestimmte und günstige Auskunft erhalten haben. Die erste Auskunft, die man uns überbracht hatte, ist damit also widerlegt. Sie war übrigens nur eine reine Erfindung, von Marias Mutter zu dem einzigen Zweck ersonnen, ihre Tochter von der Bühne fern zu halten.

Maria ist also gerettet. Und ich, ich kann schlafen, aufatmen, arbeiten.

Sie bleibt zwei Wochen fort. Nach ihren sparsamen Briefen zu urteilen, langweilt sie sich nicht. Sie hat ihren neuen Freunden etwas vorgesprochen, und diese geben zu, dass sie gute Anlagen für die Bühne habe.

Nach ihrer Rückkehr mietet sie sich auf dem Lande bei einer Bäuerin ein Zimmer und gibt sich ihr in Kost. Da ist sie von ihren alten Wachtposten befreit und ich kann mich jeden Sonnabend und Sonntag frei und ohne Zeugen sehen. Das Leben schenkt uns ein Lächeln, trotz der Traurigkeit, die uns von der kürzlich erfolgten Scheidung bleibt. Aber in der Natur fühlt man weniger die Last gesellschaftlicher Konventionen, und im Hochsommer unter der Sonne schwindet das Dunkel der Seele schneller.

2.

Als der Herbst kommt, wird ihr Auftreten unter dem Schutz der beiden berühmten Schauspieler angekündigt, und das Geklatsch hört auf. Die Rolle, die man für sie gewählt hat, gefällt mir nicht. Es ist eine unbedeutende Kostümrolle in einem veralteten Stück. Aber ihr Lehrer rechnet auf die Sympathie des Publikums; sie hat nämlich eine gute Szene, in der die Dame einen Marquis zurechtweist, der sie heiraten will, nur um einen Schmuck mehr für seinen Salon zu haben, und schliesslich erklärt, sie ziehe dem Vermögen und der Krone des Marquis das edle Herz des armen jungen Mannes vor.

Da ich als Lehrer entlassen bin, kann ich meine ganze Zeit anwenden, um mich meinen gelehrten Studien zu widmen und eine Denkschrift zu schreiben, die für irgend eine Akademie bestimmt ist; das ist notwendig, um mich als Bibliothekar und Gelehrten zu zeigen. Mit leidenschaftlichem Eifer versenke ich mich in ethnographische Untersuchungen über den äussersten Orient. Das ist wie Opium für mein Gehirn, das von den eben durchgemachten Kämpfen, Nöten, Schmerzen erschöpft ist. Von Ehrgeiz getrieben, mich neben der geliebten Frau, deren Zukunft schon in verführerischen Farben erscheint, würdig zu behaupten, vollbringe ich Wunder von

Fleiss; ich schliesse mich in den Gewölben des Königlichen Schlosses vom Morgen bis zum Abend ein; leide unter der feuchten und eisigen Luft, ohne mich zu beklagen; trotze Armut und Geldnot.

Maria will auftreten, da stirbt ihre Tochter an Gehirntuberkulose. Noch ein Monat voll Tränen, Vorwürfen, Gewissensbissen.

— Das ist die Strafe, erklärt die Grossmutter, froh, ihrer Tochter diesen vergifteten Dolch ins Herz stossen zu können, denn sie hat sie zu hassen angefangen, weil sie dem Namen der Familie Schande gemacht hat.

Von Kummer gebrochen, bringt Maria Tage und Nächte am Bett des sterbenden Kindes zu, unter dem Dach ihres früheren Gatten und unter dem Schutz ihrer früheren Schwiegermutter. Der arme Vater ist durch den Verlust seiner einzigen Freude vernichtet; dem Schmerz unterliegend, hat er den Wunsch, seinen früheren Freund wiederzusehen, um mit einem Zeugen der Vergangenheit die Erinnerungen zu beleben. Eines Abends, einige Tage nach der Beerdigung des kleinen Mädchens, sagt mir meine Wirtin, der Baron sei dagewesen und erwarte mich bei sich.

Da ich keine Aussöhnung will, nachdem unser Band unter aussergewöhnlichen Umständen zerrissen ist, lehne ich in höflichen und gewählten Ausdrücken ab.

Eine Viertelstunde nach dem Empfang meines Briefes kommt Maria selbst, in Trauer, das Gesicht in Tränen gebadet, um mich zu bitten, dem Drängen des untröstlichen Barons nachzugeben.

Ich finde diese Mission geschmacklos; ich schelte, indem ich auf die Meinung der Welt und die Zwei-

deutigkeit einer solchen Situation hinweise. Sie wirft mir vor, ich hätte Vorurteile, fleht mich an, wendet sich an meine Hochherzigkeit und erreicht schliesslich, dass ich auf diesen unfeinen Pakt eingehe.

Ich hatte mir geschworen, niemals wieder das alte Haus zu betreten, in dem sich das Drama abgespielt hatte. Aber der Witwer war umgezogen. Er wohnte jetzt in meiner und Marias Nähe. So wurde die Abneigung, die ich gegen die alte Wohnung hegte, nicht verletzt, und ich begleitete die geschiedene Frau zu ihrem früheren Gatten.

Die Trauer, der Kummer, das ernste und düstere Aussehen des Sterbehauses vereinigten sich, um dieser Begegnung jede Seltsamkeit und alle Verlegenheit zu nehmen. Die Gewohnheit, diese beiden Menschen zusammen zu sehen, bewahrte mich vor jeder Regung der Eifersucht, und die taktvolle und herzliche Haltung des Barons machte mich ganz sicher.

Wir essen, trinken, spielen Karten, und alles ist wie in der guten alten Zeit.

Am nächsten Tage kommt man bei mir zusammen; an einem dritten Abend bei Maria, die jetzt bei einem alten Fräulein ein Zimmer bewohnt. Wir nehmen die früheren Gewohnheiten wieder auf, und Maria ist glücklich, uns zusammen zu sehen. Das beruhigt sie, und da wir uns beherrschen, wird niemand in seinen innersten Gefühlen verletzt. Der Baron sieht in uns heimlich Verlobte, und seine Liebe zu Maria scheint tot zu sein. Manchmal teilt er uns sogar seinen Liebeskummer mit, denn die schöne Mathilde wird von ihrem Vater bewacht und ist für den armen Liebhaber nicht mehr erreichbar . . . Und Maria neckt und tröstet ihn abwechselnd. Und er macht kein Geheimnis mehr aus

dem wahren Wesen seiner Gefühle, die er früher vor der Welt verbarg.

Beim Abschied nimmt die Intimität einen beunruhigenden Charakter an und erregt in mir nicht Eifersucht, aber doch Widerwille.

Eines Tages erzählt mir Maria, dass sie beim Baron zu Mittag geblieben sei, weil sie mit ihm dringend über den Nachlass ihrer Tochter, den der Baron erbe, zu sprechen gehabt habe.

Ich erhebe mich gegen die Geschmacklosigkeit, die ich unanständig finde. Sie lacht mir ins Gesicht und erinnert mich spöttisch daran, dass ich selber mich gegen die Vorurteile aufgelehnt habe, und ich lache schliesslich mit. Es ist lächerlich, ungewöhnlich, aber es gehört zum guten Ton, über die Welt zu spotten, und es ist prächtig, die Tugend siegen zu sehen.

Seitdem besucht sie den Baron nach Gefallen, und ich glaube sogar, dass sie zusammen ihre Rolle einstudieren.

Bis dahin war alles ohne Händel gegangen, und bald verschwand meine Eifersucht, weil ich mich daran gewöhnte und weil ich immer diese alte Illusion hatte, dass sie Gatten seien. Eines Abends aber erscheint Maria allein bei mir. Ich nehme ihr den Mantel ab, und gegen ihre Gewohnheit ordnet sie einen Augenblick ihre Röcke. Da mir die Geheimnisse der Frauen nicht unbekannt sind, wittere ich etwas. Während sie noch mit mir spricht, setzt sie sich dem Spiegel gegenüber auf das Sofa; mit gezwungenem Aussehen plaudernd, wirft sie verstohlene Blicke auf ihr Spiegelbild und ordnet heimlich ihr Haar.

Ein schlimmer Verdacht fährt mir durch den Kopf; ich kann meine Erregung nicht zurückhalten und rufe aus:

— Woher kommst du?

— Von Gustav.

— Was habt ihr gemacht?

Eine heftige Bewegung, die schnell unterdrückt wird, und sie antwortet mir:

— Ich habe meine Rolle studiert.

— Du lügst!

Sie schreit laut auf. Meine Eifersucht sei absurd, behauptet sie und überhäuft mich mit Erklärungen. Ich werde schwach. Leider überstürzt sie unsern Aufbruch, wir sind nämlich beim Baron eingeladen, und meine Nachforschungen müssen aufgeschoben werden.

Wenn ich heute an diesen Vorfall zurückdenke, möchte ich nach reiflicher Überlegung einen Eid darauf leisten, dass sie damals in Doppelehe gelebt hat, um das mildeste Wort zu gebrauchen. Damals aber liess ich mich durch ihre Künste blenden.

Was war vorgegangen? . . . Dies wahrscheinlich. Sie hat allein mit dem Baron gespeist; sie haben den Kaffee und die Liköre genommen; sie fühlt sich von dieser Müdigkeit ergriffen, welche die Verdauung begleitet. Der Baron rät ihr, sich aufs Sofa zu strecken, was ihr nicht missfällt . . . Das übrige ergibt sich nach und nach von selbst. Die Einsamkeit, das vollständige Vertrauen, die Erinnerungen helfen den beiden Gatten, die keine Scham zu überwinden haben; der allein lebende Mann wird in Versuchung geführt, erhitzt sich, und die Sache ist fertig. Warum sich einen Genuss versagen, der niemand kränkt, solange er dem Liebhaber unbekannt bleibt? Sie ist frei, denn sie hat von dem Geliebten kein bares Geld empfangen; und ihr Wort nicht halten, was bedeutet das für eine Frau? Vielleicht bedauert sie auch den Verlust eines Mannes, der ihre Bedürfnisse besser kennt; vielleicht

sehnt sie sich, nachdem ihre Neugier befriedigt ist, nach dem Stärkeren im Liebeskampf; denn in dem muss der Schüchterne und Feine, so feurig er auch sein mag, unterliegen. Schliesslich ist es mehr als wahrscheinlich, dass sie, die Bettgenossin, die sich in Gegenwart dieses Mannes, der jedes Geheimnis ihres Körpers kennt, tausendmal angezogen und ausgezogen hat, sich nicht geniert, diesem Diner bei geschlossenen Türen ein köstliches Dessert folgen zu lassen. Besonders da sie sich von jeder Verpflichtung frei fühlt und ihr gefühlvolles Frauenherz Mitleid mit diesem Darbenden empfindet. Und auf Ehrenwort, wenn ich in der Haut dieses nicht betrogenen, aber beleidigten Ehemanns steckte, ich schwöre bei allen Göttern der alten und der neuen Zeit, ich würde, von einem andern verdrängt und seine Geliebte in meiner Hand habend, sie nicht unberührt aus meinem Schlafzimmer gehen lassen.

Da aber die geliebten Lippen nicht müde wurden, die grossen Worte Ehre, Anstand, gute Sitte auszusprechen, wollte ich solchem Verdacht keinen Glauben schenken. Warum nicht?

Deshalb wird eine Frau, die von einem Ehrenmann geliebt wird, immer über ihn den Sieg davontragen. Er schmeichelt sich, der einzige zu sein, er will der einzige sein, und was man will, das glaubt man.

Jetzt kommt mir ein Wort in den Sinn, das jemand fallen liess, der dem Baron gegenüber wohnte. Ohne eine Veranlassung zu haben, spielte er auf das „Feld zu halbem Ertrag" an. Während sie mir damals entging, ist die Zote mir jetzt auf einmal klar geworden — und es sind zwölf Jahre her.

Warum, frage ich mich, ist dieser Ausdruck mir im Gedächtnis geblieben unter den tausend Worten

die ich seit jener Zeit gehört und wieder vergessen habe?

Heute scheint mir die Treue dieser Frau im höchsten Grad unwahrscheinlich, unglaublich, unmöglich.

Übrigens, in den Stunden, die ich mit dem Baron allein verbrachte, bemühte er sich immer, ein lebhaftes Interesse für Dirnen an den Tag zu legen; und eines Abends, als wir in einem Restaurant zusammen gegessen hatten, ging er so weit, dass er mich nach Adressen von schlechten Häusern fragte. Um mich zu täuschen, ohne Zweifel!

Hinzuzufügen ist, dass er Maria gegenüber von einer etwas geringschätzenden Höflichkeit war; dass ihre Haltung die einer Koketten glich, während zur selben Zeit ihre Wollust in unserem intimen Verkehr beständig abzunehmen schien.

3.

Endlich fand ihr Auftreten statt. Es war ein Erfolg aus vielfachen und verwickelten Gründen. Zuerst, und für alle, die Neugier, eine Baronin auf den Brettern zu sehen; die Sympathie der Bürgerschaft, die sich freute, dass die Konventionen des Adels durch Auflösung der Ehe einen Stoss erhalten hatten; dann spendeten die Junggesellen, die Geschlechtslosen, die Feinde der ehelichen Knechtschaft Blumen; abgesehen davon, dass die Freunde, die Verwandten, die Bekannten des grossen Schauspielers sich für die Sache interessierten, weil er Maria für die Bühne ausgebildet hatte, ihr Lehrer gewesen war.

Nach der Vorstellung hatte der Baron uns beide sowie das Fräulein, bei dem Maria wohnte, zum Souper eingeladen.

Man war entzückt über das Resultat und die Genugtuung berauschte alle. Maria missfiel mir, weil sie noch das Rot auf den Backen hatte, das Schwarz ihr noch in den Wimpern klebte und sie als grosse Dame frisiert war. Das war nicht mehr die jungfräuliche Mutter, die ich geliebt hatte, sondern eine Schauspielerin mit frechen Gebärden, gewöhnlichen Manieren, die prahlte, jedem das Wort abschnitt, auf eine beleidigende Geckenhaftigkeit versessen war.

Sie glaubte auf die Höhen der Kunst gelangt zu sein, und meine Ratschläge, meine Beobachtungen tat sie ab mit einem Achselzucken oder einem mitleidigen „Das verstehst du nicht, mein Lieber."

Der Baron hatte das Aussehen eines unglücklichen Liebhabers. Er hätte sie geküsst, wäre ich nicht zugegen gewesen. Nachdem er unendlich viel Madeira getrunken hatte, schüttete er sein Herz aus, indem er sein Bedauern ausdrückte, dass die Kunst, die göttliche Kunst, so grausame Opfer fordere.

Die Zeitungen, die gut bearbeitet waren, bestätigten den Erfolg, und ein Engagement schien sicher zu sein.

Zwei Photographen stritten sich um die Ehre, einige Stellungen der Debutantin aufnehmen zu dürfen. Eine kleine erfolgreiche Zeitschrift verkaufte das Porträt des neuen Sterns mit seiner Biographie.

Was mich in Erstaunen setzt, wenn ich alle diese Bilder der geliebten Frau betrachte, ist, dass keines meinem Original gleicht. Hat sie ihren Charakter, ihren Ausdruck in so kurzer Zeit, in einem Jahr, gewechselt? Oder zeigt sie eine andere, wenn sie die Liebe, die Zärtlichkeit, das Mitleid widerspiegelt, die meine Augen ausdrücken, sobald ich sie ansehe? Ich entdecke in diesen Bildern einen gemeinen, harten, frechen Gesichtsausdruck, Gebärden einer grausamen Gefallsucht, herausfordernde Züge. Besonders eine Pose erschreckt mich. Sie stützt sich auf die Lehne eines niedrigen Stuhles und beugt sich so weit vor, dass sie dem, der sehen will, ihre nackte Brust zeigt, die halb von einem auf dem Ausschnitt des Kleides ruhenden Fächer verborgen ist. Ihre Blicke scheinen in die Blicke

eines andern zu tauchen, der nicht ich bin, denn meine mit Achtung und Zärtlichkeit verbundene Liebe liebkost sie niemals mit dieser frechen Sinnlichkeit, mit der man Dirnen entflammt. Diese Photographie macht auf mich den Eindruck der unzüchtigen Bilder, die man abends heimlich an den Türen der Cafés ausbietet.

Als sie mir diese Photographie brachte, weigerte ich mich, sie anzunehmen.

— Was, du willst ein Porträt deiner Maria nicht nehmen, sagt sie mit einem kläglichen Gesicht, das mir einen Augenblick ihre niemals eingestandene Inferiorität verrät. Du liebst mich also nicht mehr!

Wenn eine Frau zu ihrem Geliebten sagt: „Du liebst mich nicht mehr!“, so hat sie selber aufgehört, ihn zu lieben.

Und von diesem Augenblick an fühle ich, wie ihre Neigung allmählich abnimmt.

Sie weiss, dass ihre schwache Seele aus meiner den Mut, die Kühnheit, geschöpft hat, die zu ihrem Ziel nötig sind, und sie fängt an, sich des lästigen Schuldners zu entledigen. Sie stiehlt mir meine Ideen, indem sie mich anhört, sie aber scheinbar geringschätzt:

— Das verstehst du nicht, mein Lieber!

Die Unwissende, die nur französisch sprechen kann, deren Ausbildung vernachlässigt ist, die auf dem Lande erzogen wurde, die weder Theater noch Literatur kennt, der ich den ersten Unterricht im schwedischen Akzent gegeben, der ich die Geheimnisse der Prosodie, der Metrik enthüllt habe, behandelt mich als Dummkopf!

Für ihr zweites Auftreten, das bald stattfinden soll, rate ich ihr zu einer Rolle, der grossen Rolle in dem schönsten Melodram des Spielplans. Sie weist

sie zurück. Einige Tage später sagt sie mir, sie habe dieselbe Rolle gewählt... Ich analysiere sie ihr, ich zeichne ihr die Kostüme, ich zeige ihr, wo die Wirkungen liegen, ich gebe ihr an, wie sie abgehen muss, ich bezeichne die Züge, die sie hervorheben muss.

Ein geheimer Kampf entspinnt sich zwischen dem Baron und mir. Er, der Direktor des Theaters der Königlichen Garde, der Lehrer der schauspielernden Soldaten, glaubt in Theaterdingen besser Bescheid zu wissen; und Maria schätzt seine sogenannten Ideen höher, nimmt ihn als Lehrer an und weist meine Ratschläge zurück. Ach, diese persönliche Ästhetik, die er als natürliche verkündet! Die Alltäglichkeit, das Gemeine, das Gewöhnliche rühmt er über alles, dieser Mann, indem er vorgibt, es sei natürlich!

Ich lasse dieses Prinzip gelten, wenn es sich um die moderne Komödie handelt: da bewegen sich die Personen unter den tausend Kleinigkeiten des Lebens! Aber dieser Grundsatz ist unmöglich, wenn es sich zum Beispiel um ein englisches Melodram handelt; die grossen Leidenschaften können nicht ebenso ausgedrückt werden wie die Einfälle und Launen der Salonunterhaltung.

Aber diese Unterscheidung ist zu fein für ein mittelmäßiges Gehirn, das vom Einzelnen aufs Allgemeine schliesst. Weil dieser eine Fall so ist, gilt die Regel für alle andern! . . .

Am Tage vor ihrem Auftreten beehrt mich Maria damit, dass sie mir ihre Toiletten zeigt. Trotz meinem Widerspruch, trotz meinen Bitten hat sie einen staubgrauen Stoff gewählt, der sie tötet, ihr ein leichenhaftes Aussehen gibt.

Statt aller Antwort weist sie mich barsch zurück, indem sie dieses echt weibliche Argument vorbringt:

— Aber, Frau X, die grosse Tragödin, hat die Rolle in einem ähnlichen Kleid kreiert.

— Das ist richtig. Aber Frau X ist nicht blond wie du. Und was für die Blonden passt, passt nicht immer für die Braunen.

Sie versteht nicht und ärgert sich!

Ich sage ihr einen Misserfolg voraus, und ihr zweites Auftreten ist ein Durchfall.

Wieviel Tränen, wieviel Vorwürfe, ja sogar Grobheiten!

Um das Unglück voll zu machen, übernimmt eine Woche später die grosse Tragödin wieder dieselbe Rolle, um irgend einen Jahrestag zu feiern, und sie wird durch ein Transparent, einen Korb Blumen und einen Wagen voll Kränze geehrt!

Natürlich ist Maria auf mich böse, weil sie durchgefallen ist, denn ich war der schlechte Prophet; und in dem Kummer über ihre Niederlage schliesst sie sich mit der Sympathie, die untergeordnete Naturen mit einander verbindet, dem Baron noch mehr an.

Ich, der Gelehrte, der Dramatiker, der Theaterkritiker, der in alle Literaturen eingeweiht ist, der ich durch meine Arbeiten und meine Stelle in der Bibliothek mit den besten Geistern der ganzen Welt in Verbindung stehe, ich werde wie ein altes Kleidungsstück fortgeworfen, als Ignorant behandelt, als ein Page oder ein Hund betrachtet.

Doch trotzdem das zweite Auftreten unglücklich ablief, wird sie engagiert, mit einer Gage von zweitausendvierhundert Kronen jährlich. Sie hat sich mit Ehren aus der Affäre gezogen. Zugleich aber ist ihre Laufbahn in der grossen Kunst beendet. Zu den „utilités“ gezählt, zu den zweiten Rollen verurteilt, als Gesellschaftsdame, als Puppe, verbringt sie ihre Tage bei den Schneiderinnen. Drei, vier, fünf

Toiletten an einem einzigen Abend werden ihre ungenügende Gage aufzehren.

Welch bittere Enttäuschungen, welch herzzerreissende Szenen, als man ihr immer dünnere Rollenhefte gibt, die schliesslich nur noch ein Dutzend Repliken enthalten! Ihr Zimmer ist in eine Schneiderwerkstatt verwandelt, mit Schnittmustern, Stoffen, Putz angefüllt. Die Mutter, die wirkliche Weltdame, welche die Salons verliess und die Toilette verschmähte, um sich der erhabenen Kunst zu widmen, ist eine stümpernde Näherin geworden, die bis Mitternacht an der Nähmaschine sitzt, um einige Minuten lang vor den Augen der Bürger die Weltdame zu spielen.

Dann das untätige Leben, das sie auf den Proben in den Kulissen führt, wenn sie stundenlang auf ihren Auftritt warten muss, um dann zwei Worte zu sagen. Da findet sie Geschmack an Klatschereien, an Geschwätz, an schlüpfrigen Geschichten, und das ernste Streben nach den Höhen vergeht; die Flügel des Geistes fallen, man streift die Erde, man berührt die Gosse.

Die Auflösung geht weiter, und als ihre Kleider mehrere Male umgearbeitet sind, da ihr die Mittel fehlen, sich neue anzuschaffen, nimmt man ihr die kleinen Rollen, um sie zur Statistin zu erniedrigen.

Während die Armut kommt, macht ihr ihre Mutter, die weissagende Kassandra, traurige Tage; und die Gesellschaft, die diese aufsehenerregende Scheidung, den vorzeitigen Tod des Kindes erlebt hat, lehnt sich gegen die unnatürliche Mutter und die ungetreue Gattin auf. Bald wird der Direktor des Theaters der Antipathie des Publikums nachgeben; der grosse Schauspieler, ihr eigener Lehrer, verleugnet sie, indem er eingesteht, dass er sich in ihrem Talent getäuscht hat.

Soviel Lärm, so viel Unglück, um die Laune einer inkonsequenten Frau zu befriedigen.

Um das Unglück voll zu machen, stirbt Marias Mutter plötzlich an einer Herzkrankheit, welche die Welt natürlich auf den Kummer schiebt, den ihre entartete Tochter ihr gemacht hat.

Noch ein Mal ist meine Ehre engagiert. Ich zürne dieser ungerechten Welt, und mit einer äussersten Anstrengung will ich sie aus dem Schmutz reissen. Jetzt, wo sie sich jedem, der ihr eine hilfreiche Hand bietet, dankbar fühlt, nimmt sie meinen Vorschlag an, eine Wochenschrift für Theater, Musik, Dichtung und Kunst herauszugeben. Darin soll sie sich als Feuilletonistin und Kritikerin einführen und so ihre Verbindung mit künftigen Verlegern vorbereiten.

Sie legt zweihundert Kronen bei dem Unternehmen an. Ich übernehme die Redaktion und Korrektur. Da ich weiss, dass ich in Verwaltungssachen unfähig bin, überlasse ich ihr den Verkauf und die Anzeigen, deren Ertrag sie mit dem Regisseur des Theaters, der einen Zeitungskiosk besitzt, teilen soll.

Die erste Nummer ist gesetzt und sieht recht gut aus. Ein Leitartikel von einem unserer jungen Maler; eine Originalkorrespondenz aus Rom, eine zweite aus Paris, eine Musikkritik von einem hervorragenden Schriftsteller, dem Mitarbeiter einer der ersten Stockholmer Zeitungen; eine literarische Rundschau, die ich selbst geschrieben habe; Feuilleton und Premierenbericht von Maria.

Alles ist also aufs beste besorgt. Die Hauptsache ist, die erste Nummer zur bestimmten Zeit erscheinen zu lassen; wir sind bereit, aber im letzten Augenblick fehlen uns die nötigen Mittel und der Kredit.

Wehe mir! Ich habe mein Schicksal in die Hände einer Frau gegeben! An dem Tage, an dem das Blatt erscheinen soll, liegt sie im Bett und schläft wie gewöhnlich bis in den hellen Tag hinein.

Überzeugt, dass das Blatt erschienen ist, gehe ich in die Stadt, treffe aber auf meinem Weg nur spöttische Mienen.

— Wo ist denn das famose Blatt zu kaufen? fragen mich die zahlreichen Interessenten.

— Überall!

— Oder nirgends!

Ich trete bei einem Verkäufer ein.

— Wir haben es noch nicht bekommen, antwortet mir der Mann.

Ich eile zur Druckerei. Es hat noch nicht die Presse verlassen!

Alles ist fehlgeschlagen! Ich zanke meine Verwalterin heftig aus. Durch ihre angeborene Sorglosigkeit und ihre vollständige Unwissenheit in Verlagsdingen ist sie entschuldigt. Sie hat sich in allem vollständig auf den Regisseur verlassen.

Die zweihundert Kronen sind verbraucht! Ich habe meine Zeit, meine Ehre, meine übermässige und unentgeltige Arbeit vergeudet.

In diesem allgemeinen Zusammenbruch bleibt mir nur ein Gedanke:

— Wir sind unrettbar verloren!

Ich schlage ihr vor, mit mir zu sterben. Was soll aus uns werden? Sie ist vollständig zusammengebrochen, und ich bin unfähig, sie noch ein Mal zu erheben.

— Laß uns sterben, sage ich. Wir wollen nicht als wandelnde Tote den Lebenden im Wege sein.

Sie will nicht.

— Wie feige, feige bist du, meine stolze Maria! Es ist abscheulich von dir, dass du mir das Schau-

spiel deines Niederganges bieten willst, über das die Leute verächtlich lachen werden!

Ich kehre in die Kneipe zurück. Ich berausche mich und gehe schlafen.

Als ich aufstehe, mache ich ihr einen Besuch. Das Trinken hat mich scharfsinniger gemacht. Zum ersten Mal sehe ich die Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist. Ihr Zimmer ist unsauber, ihre Kleidung nachlässig, ihre kleinen geliebten Füsse stecken in ausgetretenen Pantoffeln, auf die ihre Strümpfe in spiralförmigen Falten niederfallen.

Welches Elend!

Ihre Sprache hat sich mit hässlichen Ausdrücken aus dem Schauspieler-Jargon bereichert; ihre Gebärden erinnern an die Strasse, ihre Blicke sind hasserfüllt, ihre Lippen sind gallig.

Sie beugt sich über ihre Arbeit, ohne mir in die Augen zu sehen, als überlege sie schwarze Gedanken.

Plötzlich, ohne den Kopf zu heben, sagt sie mit einer heiseren Stimme:

— Axel, weisst du, was eine Frau, bei den Beziehungen, in denen wir leben, von einem Mann verlangen kann?

Wie vom Blitz getroffen, im Glauben, schlecht gehört zu haben, antworte ich stockend:

— Nein . . . was?

— Was verlangt eine Geliebte von einem Liebhaber?

— Liebe.

— Und dann?

— Geld!

Das rohe Wort überhebt sie einer weiteren Frage, und ich gehe, sicher, sie erraten zu haben.

Dirne! Dirne! sage ich mir, mit unsicheren Beinen durch die Strassen gehend, die der Herbst trist

macht. Wir sind bei der letzten Etappe! . . . Die Rechnung für die Freuden! Das Gewerbe ohne Scham eingestanden!

Wenn sie noch bedürftig, notleidend gewesen wäre. Aber sie hatte eben die Erbschaft ihrer Mutter angetreten: da war eine vollständige Einrichtung, ausserdem Papiere, von denen einige von zweifelhaftem Wert waren, die aber noch einige tausend Kronen vorstellten; schliesslich wurde ihr vom Theater noch regelmässig ihre Gage ausgezahlt.

Es war wirklich nicht zu erklären . . . da tauchte plötzlich das Gesicht des Fräuleins B. auf, ihrer Wirtin und vertrauten Freundin!

Das war eine abscheuliche Person von fünfunddreissig Jahren, mit den verdächtigen Manieren einer Kupplerin; wovon sie lebte, wusste man nicht; sie befand sich immer in Verlegenheit, war jedoch auf der Strasse stets prächtig und auffallend gekleidet; schlich sich in die Familien ein, um schliesslich eine kleine Anleihe zu machen, indem sie sich überall über ihr düsteres Schicksal beklagte. Ein verdächtiges Weib, das mich verabscheute, weil ich sie durchschaute.

Jetzt erinnerte ich mich an einen Vorfall, der einige Monate zurücklag und mich damals nicht interessiert hatte. Die Dame hatte einer Finländerin, einer Freundin von Maria, das Versprechen abgenommen, ihr eine Summe von tausend Kronen zu leihen. Das Versprechen war geblieben, was es war, ein Versprechen. Auf das Drängen des Fräuleins und um die Ehre ihrer finländischen Freundin, die übel mitgenommen wurde, zu retten, hatte sich Maria verbürgt, das Geld aufzubringen. Sie hatte die Summe wirklich beschafft. Aber der armen Maria wurden von ihrer finländischen Freun-

din heftige Vorwürfe gemacht, und als es zu Auseinandersetzungen kam, erklärte sich Fräulein B. für vollständig unschuldig und schob alle Schuld auf Maria. Damals hatte ich meine Abneigung und mein Misstrauen gegen diese verdächtige Person ausgesprochen und Maria geraten, sofort mit einer Frau zu brechen, deren Tricks an Erpressung streiften.

Nein, sie hatte damals Entschuldigungen für ihre treulose Freundin! . . . Später war diese Geschichte von ihr umgearbeitet worden, sie rührte nun von einem Missverständnis her; schliesslich hatte sich der ganze Vorfall in eine Erfindung meiner „finsteren Phantasie“ aufgelöst.

Vielleicht hatte diese Abenteuerin Maria die traurige Idee eingeflüstert, mir „die Rechnung zu präsentieren“. Ohne Zweifel, denn es wurde Maria nicht leicht, diese Redensart, die nicht zu ihrem Wesen passte, auszusprechen. Ich wollte es glauben, es hoffen. Wenn sie noch das Geld, das sie für das Blatt eingezahlt, zurückverlangt hätte, das Geld, das sie vergeudet hatte; das wäre weibliche Mathematik gewesen. Oder wenn sie auf Heirat bestanden hätte. Die war ihr jetzt aber zuwider. Nein, es war kein Zweifel möglich. Es handelte sich darum, die Liebe, die Sinnenlust, die zahllosen Küsse, die zerknütterten Röcke zu bezahlen. Es war die Rechnung für das Alles, die sie beanspruchte! . . . Und wenn ich, ich ihr die Rechnung präsentiert hätte: für meine Arbeit, nach der Zeit und nach der Leistung; für den Verbrauch meiner Nerven, meines Gehirns, meines Blutes; für meinen Namen, meine Ehre, meine Leiden; die Rechnung für meine vielleicht verdorbene Laufbahn!

Nein, es kam ihr zu, unsere erste Rechnung aufzusetzen, und ich erhob keinen Einspruch.

Ich verbrachte meinen Abend im Café, irrte dann auf den Strassen herum und dachte über das Problem der Entartung nach. Warum empfinden wir einen schmerzlichen Kummer, wenn wir einen Menschen sinken sehen? Es liegt darin etwas Widernatürliches, denn die Natur verlangt den persönlichen Fortschritt, die Entwicklung, und jeder Schritt rückwärts verrät eine Auflösung der Kräfte. Ebenso im sozialen Leben, wo jeder danach strebt, die materiellen oder geistigen Höhen zu erreichen. Daher stammt das tragische Gefühl, das uns vor dem Fall packt, tragisch wie der Herbst, die Krankheit, der Tod. Diese Frau, die noch nicht dreissig Jahre alt war, hatte ich jung, schön, freimütig, ehrlich, artig, stark, wohlerzogen gesehen; ach, in zwei Jahren war sie so schnell gesunken, so tief gefallen!

Ich wollte einen Augenblick die Schuld auf mich nehmen, um ihre zu verringern: das wäre mir ein Trost gewesen. Aber ich konnte sie wirklich nicht auf mich nehmen, denn ich hatte ihr gerade den Kultus des Schönen, die Liebe zu höheren Dingen, die Sehnsucht nach edlen Handlungen eingeflösst; während sie die unangenehmen Manieren der Schauspieler annahm, veredelte ich mich, eignete mir die Art der feinen Welt an, ahmte deren gebildete Sprache nach; legte ich mir diese Zurückhaltung auf, welche die Erregungen zügelt und das deutliche Zeichen gebildeter Menschen ist. In der Liebe beobachtete ich die äussere Keuschheit, indem ich das Schamgefühl schonte, immer auf der Hut war gegen Beleidigungen der Schönheit, der Anständigkeit; denn diese beiden lassen das Tierische eines Aktes vergessen, der nach meinem Gefühl mehr seelisch als körperlich ist.

Ich bin gelegentlich grob, aber niemals gemein. Ich töte, aber ich verwunde nicht. Ich nenne im

Notfall die Sache beim richtigen Namen, aber ich sammle niemals versteckte Äusserungen; ich erfinde meine Einfälle selbst, wie sie mir kommen; wie sie die Situation hervorruft, aber ich eigne mir nicht die Witze der Operetten oder der Witzblätter an.

Ich schätze die Sauberkeit, die Reinheit, die Schönheit im Leben, und ich versäume ein Diner, wenn ich nicht ein gestärktes Hemd habe. Ich zeige mich meiner Geliebten niemals halb gekleidet oder in Pantoffeln; ich biete ihr ein einfaches Butterbrot und ein Glas Bier an, aber auf einem weissen Tischtuch.

Ich habe ihr also kein schlechtes Beispiel gegeben; durch mich ist sie nicht heruntergekommen. Sie liebt mich nicht mehr. Darum will sie mir nicht mehr gefallen. Sie gehört der Öffentlichkeit; sie ist dadurch die öffentliche Dirne geworden, die schliesslich ihre Rechnung für so und so viel Nächte präsentiert! . . .

In den nächsten Tagen schliesse ich mich auf meiner Bibliothek ein. Ich trauere um meine Liebe, um meine herrliche, törichte, himmlische Liebe. Alles ist begraben, und das Schlachtfeld, auf dem die Kämpfe der Liebe stattfanden, bleibt still. Zwei Tote und so viel Verwundete, um ein Weib zu befriedigen, das nicht ein Paar gebrauchter Schuhe wert ist. Wenn ihre Begierden wenigstens die Zeugung zum Zweck gehabt hätten, wenn sie durch diesen unbewussten Instinkt der Dirnen, die Mütter sind, geleitet worden wäre, die sich hingeben, um sich hinzugeben. Aber sie verabscheut Kinder, sie findet das Gebären erniedrigend. Unnatürlich, erniedrigt sie das mütterliche Gefühl zu einem gemeinen Vergnügen. So wird sie dazu getrieben, eine Rasse aussterben zu lassen, weil sie fühlt, dass sie ein entartetes Geschöpf ist, das sich

in Auflösung befindet; und um diese Auflösung besser verbergen zu können, drechselt sie Phrasen, dass man für höhere Zwecke oder für die Menschheit leben müsse.

Ich verabscheue sie und will sie vergessen! Ich gehe vor den Bücherreihen auf und ab, ohne den verwünschten Alp, der mich verfolgt, los werden zu können. Ich begehre sie nicht mehr, da sie mich anekelt, aber ein tiefes Mitleid, eine beinahe väterliche Zärtlichkeit machen mich für ihre Zukunft verantwortlich. Wenn ich sie sich selber überlasse, wird sie ein schlimmes Ende nehmen, sei es als Geliebte des Barons, sei es als Geliebte von jedermann.

Unfähig, sie zu erheben, ohne Mittel, aus dem Sumpf, in den wir gesunken sind, herauszukommen, bescheide ich mich, an sie gefesselt zu bleiben, wenn ich auch ihren Untergang sehen muss. Dabei komme ich selber herunter, weil die Lust zum Leben und zur Arbeit in mir erloschen ist. Der Selbsterhaltungstrieb, die Hoffnung sind tot. Ich will nichts, ich wünsche nichts; ich bin so menschenscheu geworden, dass ich oft vor der Tür meines Restaurants umkehre und, auf das Mittagessen verzichtend, wieder nach Haus gehe, um mich früh auf mein Sofa schlafen zu legen und mich unter den Decken zu vergraben. Wie ein zu Tode verwundetes Tier, liege ich starr da, den Kopf leer, ohne schlafen noch denken zu können, auf eine Krankheit oder das Ende wartend.

Eines Tages sitze ich doch im Restaurant, versteckt im Hintergrund eines abgesonderten Saales, in dem sich Liebende treffen und fadenscheinige Röcke verbergen, beide das Tageslicht scheuend. Da werde ich von einer bekannten Stimme aus meinen Träumen geweckt: jemand sagt mir guten Tag.

Es war ein durchgefallener Architekt, ein verirrtes Mitglied der früheren Boheme, die sich jetzt nach allen Enden der Welt zerstreut hatte.

— Du lebst also noch? sagte er, indem er sich mir gegenüber setzte.

— Nur wenig ... Und du?

— So ziemlich ... reise morgen nach Paris ... habe von einem Idioten zehntausend Kronen geerbt.

— Wohl bekomme es dir!

— Zum Unglück muss ich die Erbschaft allein verzehren.

— Das Unglück ist nicht so gross, denn ich kenne Zähne, welche dir helfen könnten ...

— Wirklich? Du könntest mich begleiten? ...

— Auf der Stelle.

— Also abgemacht?

— Abgemacht!

— Morgen Abend, um sechs Uhr, nach Paris ...

— Und nachher ...

— Eine Kugel durch den Kopf!

— Teufel! Wo hast du diese Idee her? ...

— Aus deinem Gesicht, auf dem Selbstmord steht.

— Haruspex! — Also, schnür dein Bündel und auf nach Paris!

Als ich am Abend zu Maria kam, teilte ich ihr mein Glück mit. Mit Freude und Rührung nahm sie meine Nachricht auf, wünschte mir Glück und wiederholte immer wieder, das werde mir gut tun, das werde mich geistig erfrischen. Kurz, sie schien zufrieden zu sein und überhäufte mich mit ihren mütterlichen Zärtlichkeiten, die mich tief rührten.

Wir verbrachten den Abend zusammen, unter Liebessehnen, unter Erinnerungen. Wir machten wenig Pläne, da wir zu der Zukunft kein Vertrauen

mehr hatten. Dann trennten wir uns ... — Für immer? ... Die Frage wurde nicht berührt; in stillschweigendem Einverständnis überliessen wir es dem Zufall, uns wieder zu vereinigen.

4.

Die Reise verjüngt mich wirklich. Indem ich die Erinnerungen der ersten Jugend wieder belebe, empfinde ich eine wilde Freude, denn ich will diese beiden Jahre des Elends vergessen, und nicht einen Augenblick kommt mir die Lust, von ihr zu sprechen. Dieses ganze Scheidungsdrama ist für mich zu Exkrementen geworden, von denen man sich entfernt, ohne sich umzusehen. Manchmal lächle ich heimlich, wie ein Entkommener, der fest entschlossen ist, sich nicht wieder fassen zu lassen; und ich mache alle Gemütsbewegungen des Schuldners durch, der seinen Gläubigern nach einem fremden Land entwischt ist.

In Paris zerstreuen mich die Theater, die Museen, die Bibliotheken zwei Wochen lang. Da ich von Maria keine Briefe erhalte, mache ich mir die Hoffnung, dass sie sich getröstet hat, und dass alles gut sei in der besten der Welten.

Nach einer gewissen Zeit aber, wenn man von dem vielen Herumstreifen müde geworden und von den neuen und starken Eindrücken gesättigt ist, verliert alles sein Interesse. Ich hüte das Zimmer, die Zeitungen lesend, von unbestimmten Empfindungen und unerklärlichem Unbehagen bedrängt.

Da steigt das Phantom des bleichen jungen Weibes, die Luftspiegelung der jungfräulichen Mutter

vor mir auf, um mir keine Ruhe mehr zu lassen. Das Bild der frechen Komödiantin ist aus meinem Gedächtnis getilgt; die Baronin allein taucht aus der Erinnerung, verschönert, verjüngt; ihr elender Körper hat sich in einen herrlichen Leib verwandelt, wie ihn die Asketen des gelobten Landes geträumt haben.

Ich lebe von diesen schmerzlichen und entzückenden Träumen, als mich ein Brief Marias erreicht. In herzzerreissenden Ausdrücken zeigt sie mir an, dass sie schwanger ist und dass nur die Heirat ihr die Ehre wiedergeben kann.

Ohne eine Sekunde zu zögern, packe ich meine Reisetasche. Ich nehme den nächsten Zug, um nach Stockholm zu fahren. Ich will mich verheiraten.

Niemals war ein Zweifel an der Vaterschaft in mir wach geworden. Nachdem ich ein und ein halbes Jahr auf gut Glück gesündigt hatte, nahm ich die Folge unserer Schuld als eine Gnade hin, als das Ende unserer Leiden, als eine Tatsache, die uns schwere Verantwortung aufbürdete, vielleicht verhängnisvoll werden konnte; schliesslich aber war es doch ein Ausgangspunkt für das Unbekannte, etwas ganz Neues. Übrigens war die Ehe seit meiner Jugend mir im besten Licht erschienen und bildete für mich die einzige Form, unter der die beiden Geschlechter zusammenwohnen können. Das Leben zu zweien schreckte mich also nicht. Jetzt als Maria Mutter werden sollte, nahm meine Liebe einen neuen Aufschwung; sie erhob sich geläutert, veredelt aus dem Schmutz unserer freien Verbindung.

Bei meiner Rückkehr empfängt mich Maria sehr unfreundlich und wäscht mir den Kopf, weil ich sie belogen habe. Zu einer peinlichen Erklärung gezwungen, belehre ich sie, dass eine Verengung

der Harnröhre ein Leiden ist, das die Gefahr der Befruchtung verringert, ohne sie aufzuheben. Übrigens sind wir während des vergangenen Jahres schon einige Mal von falschem Alarm erschreckt worden: was jetzt eingetroffen ist, kann uns also kaum wundern.

Sie hat einen Hass gegen die Ehe. Von ihrer unangenehmen Freundin hat sie gelernt, dass die verheiratete Frau eine Sklavin sei, die für ihren Gatten unentgeltlich arbeite. Da ich eine grosse Furcht vor Sklaven habe, schlage ich ihr eine moderne Ehe vor, die unserm Geschmack entspricht.

Zuerst eine Wohnung von drei Zimmern, eins für die Frau, eins für den Mann, und ein neutrales. Dann weder Wirtschaft noch Dienstboten im Haus. Das Mittagessen wird von einem Restaurant geschickt, Frühstück und Abendbrot werden in der Küche von einer Dienerin bereitet, die ausserhalb wohnt. So sind die Kosten leicht zu berechnen und Gelegenheiten zu Ärgernissen vermieden.

Um jedem Verdacht, ich hätte das Vermögen meiner Frau verzehrt, zuvorzukommen, schlage ich Dotal-System vor, nach dem die Frau ihre Mitgift behält. Die Mitgift, deren Annahme für den Gatten in den nördlichen Ländern entehrend ist, bildet in den zivilisierten Ländern eine Art Beisteuer der Gattin, die ihr die Illusion gibt, dass sie nicht ganz von ihrem Gatten ernährt wird. Um jeden schlechten Eindruck von Grund aus zu vermeiden, haben die Deutschen und die Dänen diesen Brauch eingerichtet: die Ehefrau bringt die Einrichtung mit, damit der Gatte die Empfindung hat, er wohne bei seiner Frau, und diese sich immer einbilden kann, sie sei bei sich zu Hause und unterhalte ihren Gatten.

Maria hat kürzlich von ihrer Mutter eine Einrichtung geerbt, deren Stücke keinen Verkaufswert haben, aber Andenken für Maria sind und altertümlich aussehen. Sie macht mich darauf aufmerksam, dass es unnütz sei, neue Möbel für drei Zimmer zu kaufen, da sie solche für sechs Zimmer habe. Sie will die Wohnung einrichten, und ich nehme ihr Anerbieten willig ein.

Bleibt noch der Hauptpunkt: das Kind, das erwartet wird. Zum Glück findet uns die Notwendigkeit, die Niederkunft zu verheimlichen, einig über diesen Punkt. Wir müssen das Neugeborene in der Stadt in Pflege geben, bis der günstige Augenblick gekommen ist, wo wir es adoptieren können.

Die Hochzeit ist auf den 31. Dezember angesetzt. Während der zwei Monate, die mir bis dahin noch bleiben, bemühe ich mich, mir eine ehrenvolle Existenz zu schaffen.

Zu diesem Zweck und von der Aussicht gedrängt, dass Maria bald gezwungen sein wird, auf ihr Theater zu verzichten, greife ich wieder zur Feder. Ich arbeite so leicht, dass ich am Ende des ersten Monats dem Verleger einen Band Novellen übergeben kann, der sofort angenommen wird.

Das Glück ist mir günstig: ich werde zum Hilfsbibliothekar ernannt mit einem festen Gehalt von zwölfhundert Kronen; und wenn die Sammlungen aus dem alten ins neue Gebäude überführt werden, erhalte ich eine Vergütung von sechshundert Kronen. Das ist das vollkommene Glück, das, neben anderen glücklichen Zeichen, mich glauben macht, dass das boshafte Schicksal müde geworden ist, mich zu verfolgen.

Die angesehenste Zeitschrift in Finland überträgt mir die literarische Kritik zu fünfzig Kronen für

jeden Artikel. Die offizielle Zeitung Schwedens, die von der Akademie herausgegeben wird, erteilt mir den viel beneideten Auftrag, die Kunstkritik zu fünfunddreissig Kronen die Spalte zu liefern. Ausserdem war mir die Revision der zur Zeit erscheinenden Klassiker anvertraut.

Und das alles fällt mir in diesen beiden Monaten zu, den verhängnisvollsten meines Lebens.

Bald erscheinen meine Novellen und tragen einen wirklichen Erfolg davon. Man gewährt mir den Titel eines jungen Meisters in diesem Genre und sagt, das Buch werde Epoche machen, denn es habe zuerst den modernen Realismus in die schwedische Literatur eingeführt.

Wie glücklich bin ich, dass ich meiner armen verehrten Maria einen Namen geben kann, der, ganz abgesehen von den Titeln eines Königlichen Sekretärs oder Hilfsbibliothekars, anfängt bekannt zu werden und eine glänzende Zukunft verspricht.

Eines Tages werde ich ihr die Bühnenlaufbahn wieder öffnen können, die ihr für den Augenblick durch vielleicht unverdientes Missgeschick verschlossen ist.

Das Glück lächelt uns an mit einer Träne im Auge. — — — — — — — — — —

Das Aufgebot ist veröffentlicht. Ich packe meine Sachen und nehme Abschied von meinem Dachstübchen, dem Zeugen meiner Leiden und meiner Freuden, Ich begebe mich in dieses Gefängnis, das jeder fürchtet, wir weniger als alle andern, da wir alle Gefahren vorhergesehen, alle Steine des Anstosses entfernt haben.

Und doch . . .

DRITTER TEIL

1.

Welch unsagbare Freude, verheiratet zu sein! Vor den spähenden Augen der törichten Welt verborgen, immer mit der Geliebten zusammenzuleben! Das mütterliche Heim ist wiedergefunden, der sichere Hafen nach dem Sturm, das Nest, das die Jungen erwartet!

Von all diesen Gegenständen, die ihr gehören, Erinnerungen an das Elternhaus, umgeben, fühle ich mich auf ihren Stamm gepfropft; und die Ölporträts ihrer Vorfahren geben mir den Eindruck, dass ihre Familie mich adoptiert hat, weil ja ihre Ahnen die Ahnen meiner Kinder sein werden. Ich erhalte alles aus ihrer Hand; sie schmückt mich mit den Juwelen ihres Vaters; sie setzt mir das Essen im Porzellan ihrer Mutter vor; sie macht mir Kleinigkeiten zum Geschenk, Andenken an alte Zeiten, die an die von den Dichtern der Heimat besungenen berühmten Krieger erinnern; was mir Bürgerlichen gewaltig imponiert. Sie ist die Wohltäterin, die hochherzige Spenderin aller dieser Gaben, und ich vergesse schliesslich, dass ich sie wieder zu Ehren gebracht, aus der Tiefe gezogen, zu der Frau eines Mannes von Zukunft gemacht habe, sie, die namenlose Schauspielerin, die verurteilte Gattin, die ich wahrscheinlich vor dem äussersten Fall bewahrt habe.

Und der gute Haushalt, den wir führen! Der Traum der freien Ehe ist verwirklicht. Kein Ehebett, kein gemeinsames Schlafzimmer, keine gemeinsame Toilette: alles Unsaubere wird dadurch von der heiligen Verbindung ferngehalten. Welch gute Einrichtung ist die Ehe, wie sie von uns verstanden, erprobt und verbessert ist. Durch die Trennung der Betten behält man die schönen Gelegenheiten, sich immer wieder gute Nacht wünschen zu können; die immer wiederholte Freude, einander guten Morgen zu sagen, indem man sich nach Schlaf und Gesundheit erkundigt. Man bewahrt sich so auch das Vergnügen der heimlichen und zärtlichen Besuche im Schlafzimmer, die immer in ritterlicher Weise eingeleitet werden; das ist etwas anderes als die mehr oder weniger bewilligten Vergewaltigungen, die im Ehebett stattfinden.

Und wieviel Arbeit kriegt man zu Hause fertig, wenn man neben seiner Frau sitzt, die sich über die Windeln des erwarteten Kindes beugt, statt wie früher durch Stelldichein und Müssiggang Zeit zu verlieren.

Nach einem Monat intimsten Zusammenlebens überrascht uns die Niederkunft vor der Zeit. Wir haben eine winzige Tochter, die gerade atmen kann. Unverzüglich wird sie bei einer weisen Frau, die als ehrenhaft bekannt ist und in der Nachbarschaft wohnt, in Pflege gegeben. Zwei Tage darauf lässt man uns wissen, dass sie dahingegangen ist, wie sie gekommen, ohne Schmerzen, aus Mangel an Widerstandskraft, nachdem sie von der Hebamme die Nottaufe empfangen hat.

Die Mutter nimmt diese Nachricht mit Gewissenspein auf, in die sich offene Befriedigung mischt. Sie

ist von unberechenbaren Sorgen befreit, die ihr die Vorurteile der Menschen gemacht hätten, denn diese untersagten ihr, ein Kind bei sich zu behalten, das zu früh gekommen war.

Jetzt wird unter ihrer und meiner Zustimmung die neue Parole ausgegeben: keine Kinder mehr! Das Leben zu zweien, als Kameraden, Mann und Frau, jedoch ohne Entbehrungen in der Liebe, aber jeder für sich nach seinem besonderen Ziel strebend. Da sie kein Vertrauen mehr zu meiner Unschädlichkeit hat, nehmen wir unsere Zuflucht zu den einfachsten und unschuldigsten Mitteln.

Nachdem wir so weit gekommen sind und jede drohende Gefahr beseitigt ist, fangen wir an aufzuatmen und nachzudenken. Da meine Familie mich in Acht und Bann getan hat, habe ich keine lästigen Verwandten in die Ehe gebracht; und da meine Frau nur eine Tante in der Stadt besitzt, entgehen wir diesen vielen Besuchen, die für Neuvermählte so unangenehm und peinlich sind.

2.

Nach sechs Wochen entdecke ich, dass sich zwei Eindringlinge in das Vertrauen meiner Gattin gedrängt haben.

Zuerst ein Hund, von der Rasse King-Charles, ein Ungeheuer mit triefenden Augen, das mich mit schrecklichem Gebell empfängt, wenn ich nach Hause komme, als ob ich nicht zu den Hausgenossen gehöre. Ich verabscheue Hunde, diese Beschützer von Feigen, die nicht den Mut haben, selbst den Angreifer zu beissen; und dieser Hund ist mir besonders zuwider, weil er für mich ein Erbstück aus der früheren Ehe ist, eine fortwährende Erinnerung an den verabschiedeten Gatten.

Als ich ihn zum ersten Mal zur Ruhe weise, macht mir meine Frau schüchterne Vorwürfe und entschuldigt das Tier, das ihr ein Vermächtnis ihrer verstorbenen Tochter sei. Sie habe mich nicht für so grausam gehalten und so weiter . . .

Eines Tages bemerke ich, dass sich das Scheusal auf dem grossen Teppich des Salons vergessen hat. Ich erteile ihm einen gehörigen Verweis. Dafür werde ich ein Schinder genannt, denn ich schlüge unvernünftige Tiere.

— Aber was soll ich denn tun, mein Kind? Die Tiere verstehen ja unsere Sprache nicht.

Sie weint und bekennt, sie fürchte sich vor einem Manne, der so bösartig sei wie ich . . .

Das Ungeheuer fährt fort, den kostbaren Teppich zu beschmutzen.

Ich will mir die Mühe machen, ihn zu erziehen und suche meine Frau zu überzeugen, dass die Hunde sehr gelehrig seien und dass man mit etwas Ausdauer Wunder an Dressur erzielen könne.

Sie wird zornig, und zum ersten Mal macht sie mich darauf aufmerksam, dass der Teppich ihr gehöre.

— Dann nimm ihn fort; ich habe mich nicht verpflichtet, im Abtritt des Hauses zu leben.

Der Teppich bleibt und das Tier wird künftig besser überwacht; meine Rügen haben etwas geholfen.

Trotzdem kommen neue Unfälle vor.

Um die Ausgaben einzuschränken und in der Küche nicht noch Feuer machen zu müssen, begnüge ich mich abends mit kaltem Essen. Als ich aber eines Tages zufällig in unsere Küche komme, was sehe ich? Das Mädchen ist dabei, Kalbskoteletts auf vollem Feuer zu braten.

— Für wen sind die Koteletts?

— Für den Hund.

Meine Frau kommt dazu.

— Liebes Kind . . .

— Entschuldige, ich habe sie bezahlt!

— Aber ich esse kalt und werde schlechter genährt als dein Hund . . . Und ich zahle auch.

Sie bezahlt!

Von nun an wird der Hund als Abgott, als Märtyrer behandelt. Marie schliesst sich mit einer Freundin, einer ganz neuen Freundin, ein, um ihr Vieh zu verehren, das sie mit einem um den Hals geschlungenen blauen Band geschmückt haben.

Und meine guten Kameradinnen seufzen zusammen über die menschliche Bosheit, die in meiner verhassten Person verkörpert ist.

Ein tödlicher Hass gegen diesen Hausfriedensstörer, der mir überall zwischen die Beine kommt, packt mich. Meine Frau hat ihm aus Federkissen und einem Haufen Tücher ein Bett gemacht, das immer den Weg versperrt, wenn ich ihr guten Morgen oder guten Abend sagen will. Und Sonnabends, wenn ich nach einer Woche voll Arbeit darauf rechne, den Abend zusammen und allein mit meiner Frau zu verbringen, um über die Vergangenheit oder die Zukunft zu plaudern, bleibt meine Gattin drei Stunden mit ihrer Freundin in der Küche; sie lassen sich von der Dienerin Feuer machen, stellen das ganze Haus auf den Kopf — warum? Weil es der Tag ist, an dem das Ungeheuer gebadet wird.

— Ist sie nicht herzlos, mich so zu behandeln?

— Sie, herzlos, die gute Seele, die der Sorge um ein armes verlassenes Tier sogar ihr eheliches Glück opfert! schreit die Freundin.

Es kam ein Essen, an dem die Gemeinheit jedes Maß überstieg.

Seit einiger Zeit schon war mir das aus dem Restaurant gebrachte Essen besonders schlecht vorgekommen, aber die geliebte Frau mit ihrer unwiderstehlichen Gutmütigkeit redete mir ein, ich sei nur wählerischer geworden. Und ich glaubte es, weil sie mir bis zum Ueberdruss wiederholte, dass sie eine aufrichtige und freimütige Natur sei.

Das verhängnisvolle Essen ist aufgetragen. Auf der Schüssel, die man mir vorgesetzt hat, liegen nur Knochen und Sehnen.

— Aber, mein Kind, sage ich zu dem Dienstmädchen, was haben Sie mir denn da vorgesetzt?

— Ja, Herr, ich sehe wohl. Es war heute nicht so schlecht, als es gebracht wurde. Aber Ihre Frau hat mir befohlen, die besten Stücke für den Hund zurückzulegen . . .

Nimm dich in acht vor der Frau, die auf frischer Tat ertappt ist! Ihr Zorn wird vierfach auf dein Haupt zurückfallen!

Sie war wie vom Blitz getroffen, als Lügnerin und selbst als Betrügerin entlarvt, denn sie hatte immer behauptet, sie ernähre ihr Vieh von ihrem Gelde. Stumm, fahl, flösste sie mir nur Mitleid ein. Ich schämte mich für sie; da ich sie aber nicht erniedrigt, nicht unter mir sehen wollte, tröstete ich sie als edelmütiger Sieger. Indem ich ihr einen freundlichen Schlag auf die Wange gab, sagte ich ihr, sie solle sich über diese Kleinigkeit nicht ärgern.

Edelmut war ihre Schwäche nicht. Sie legte los. Man sehe wohl, ich sei ein Bürgerlicher ohne Erziehung, da ich sie vor einem Dienstmädchen zurechtweise, das ihre Anordnungen aus Dummheit missverstanden habe. Kurz, der Schuldige war ich. Eine Nervenkrise bricht aus, sie wird heftig, steht brüsk vom Tisch auf, wirft sich aufs Sofa, tobt wie eine Wahnsinnige, schluchzt und schreit, sie sterbe.

Ich glaube nicht daran und bleibe kalt vor dieser Komödie.

— So viel Wesen um einen Hund!

Sie heult so, daß man Angst kriegen kann; ein furchtbarer Husten schüttelt ihren Körper, der seit der letzten Entbindung noch schwächer geworden ist. Ich lasse mich schließlich doch wieder von ihr täuschen und schicke zum Arzt.

Der Arzt eilt herbei, behorcht die Brust, fühlt ihr den Puls und geht wieder brummig. Auf der Schwelle halte ich ihn an:

— Nun?

— Hm! Das ist nichts, sagt er und zieht seinen Überzieher an.

— Nichts ... Aber ...

— Nicht das geringste ... Sie wissen ja, wie die Frauen sind ... Auf Wiedersehen.

Wenn ich damals gewusst hätte, was ich jetzt weiss, das Geheimnis, das ich entdeckt habe, um die grossen und kleinen Zeichen der Hysterie zu heilen. Damals aber wußte ich nichts anders zu tun, als ihr die Augen zu küssen und sie um Verzeihung zu bitten. Und das tat ich. Warum? Sie drückte mich an ihre Brust, nannte mich ihr vernünftiges Kind, das sie schonen müsse, denn sie sei sehr gebrechlich, sehr schwach und würde eines Tages sterben, wenn ihr kleiner Junge nicht vernünftig werde und solche heftigen Szenen nicht vermiede.

Um sie ganz glücklich zu machen, nehme ich den Hund und kraue ihm den Rücken; das bringt mir eine halbe Stunde lang Blicke ein, die voll himmlischer Freude sind.

Seitdem legt der Hund seinen Schmutz überall hin, ungeniert, mit einer Art Rachegefühl. Ich dränge meinen Zorn zurück!

Ich warte auf einen günstigen Zufall, der mich von der Qual, in einer schmutzigen Wohnung zu leben, befreien wird ...

Der Augenblick ist gekommen. Ich kehre an einem Unglückstag zum Essen zurück und finde meine Frau in Tränen. Sie ist tief betrübt. Das Essen ist nicht aufgetragen. Das Dienstmädchen sucht den Hund, der fortgelaufen ist.

Ich verberge mit grosser Mühe meine Freude und ich beklage aufrichtig meine Frau, die untröstlich ist. Aber sie begreift diese einfache Tatsache nicht,

dass ich an ihrem Kummer teilnehmen kann, trotzdem ich im Innern Genugtuung darüber empfinde, dass mein Feind fort ist. Sie errät mich und ruft:

— Das freut dich, nicht wahr? Du weidest dich am Unglück deines Nächsten! Da siehst du, wie boshaft du bist, und dass du mich nicht mehr liebst.

— Doch, liebes Kind, ich liebe dich immer, das kannst du mir glauben, aber ich verabscheue deinen Hund.

— Wenn du mich liebst, musst du auch meinen Hund lieben.

— Wenn ich dich nicht geliebt hätte, hätte ich dich geschlagen.

Die Wirkung dieses Wortes war schrecklich! Eine Frau schlagen! Man denke, eine Frau schlagen! . . . Sie lässt sich so weit hinreissen, dass sie mir vorwirft, ich habe ihren Hund fortgejagt, vielleicht vergiftet!

Nachdem wir zu allen Polizeirevieren und bis zum Schinder gefahren sind, wird der Friedensstörer wiedergefunden. Meine Frau und ihre Freundin, die mich für einen Giftmischer halten oder wenigstens für einen, der es werden kann, feiern ein grosses Fest in der Wohnung.

Von diesem Tage an wird das Ungeheuer im Schlafzimmer meiner Frau gefangen gehalten, und das von mir mit künstlerischem Geschmack ausgeschmückte Liebesnest ist in eine Hundehütte verwandelt.

Die schon zu kleine Behausung wird dadurch unbewohnbar und das Zusammenleben ist gestört. Als ich eine Bemerkung darüber mache, antwortet mir meine Frau, es sei ihr Zimmer.

Ich unternehme also einen erbarmungslosen Kreuz-

zug. Ich lasse sie schmachten, bis sie von ihrem heissen Blut Fieberschauer bekommt.

— Du sagst mir ja nie mehr guten Morgen.

— Weil ich nicht mehr zu dir gelangen kann.

Sie schmollt. Ich schmolle. Ich erdulde zwei Wochen lang die Bitterkeiten eines wirklichen Cölibats. Schliesslich zwinge ich sie, in mein Zimmer zu kommen und um die Gunst, nach der sie sich sehnt, zu betteln. Das zieht mir ihren Hass zu.

Endlich gibt sie nach und entschliesst sich, ihren Hund töten zu lassen. Statt es auf der Stelle zu tun, bestellt sie ihre Freundin zu sich und spielt eine Abschiedskomödie „Die letzten Tage eines Verurteilten". Sie geht so weit, dass sie mich auf den Knien bittet, das schmutzige Tier zum Zeichen der Versöhnung zu umarmen, denn vielleicht hätten die Hunde auch eine Seele und wir könnten sie in der andern Welt wiedersehen.

Ergebnis: ich schenke dem Verurteilten Leben und Freiheit. Das trägt mir unglaubliche Beweise ihrer Dankbarkeit ein.

Es gibt Augenblicke, da glaube ich in ein Irrenhaus eingesperrt zu sein. Leider aber nimmt man es nicht so genau, wenn man liebt.

Diese Szene der letzten Augenblicke eines Verurteilten erneuerte sich im Lauf von drei Jahren alle sechs Monate.

Junger Mann, der du diese wahrheitsgetreue Geschichte von einem Mann, einer Frau und einem Hund gelesen, du hast unter diesen Bekenntnissen gelitten. Du wirst mir dein tiefstes Mitleid nicht versagen, denn mein Leiden hat drei mal dreihundertfünfundsechzig Tage zu je vierundzwanzig Stunden gedauert. Bewundere mich, denn ich bin am Leben geblieben! Wenn ich wirklich verrückt bin, wie

meine Frau behauptet, sag, wer anders hat die Schuld als ich, der ich nicht den Mut gehabt habe, diesen schmutzigen Hund ein für alle Male zu vergiften.

3.

Marias Freundin war eine alte Jungfer von ungefähr vierzig Jahren, geheimnisvoll, arm, voller Ideale, die ich hinter mir gelassen hatte.

Sie ist die Trösterin meiner Frau. An ihrem Busen weint sie sich aus, wenn ich den Hund verstosse. Sie hört die Verwünschungen an, die meine Frau gegen die Ehe, die Knechtschaft der Frauen, ausspricht.

Sie hält sich ziemlich zurück und mischt sich nicht in den Haushalt ein; wenigstens nicht, soviel ich weiss, und das ist wenig, denn die grossen Arbeiten, die ich begonnen habe, nehmen mich so vollständig in Anspruch, dass ich nichts höre. Doch glaube ich zu wissen, dass sie kleine Summen von meiner Frau borgt; daran habe ich nichts auszusetzen, bis sie eines Tages einen Teil des Silbergeschirrs nimmt, um es bei einem Pfandleiher zu ihrem eigenen Nutzen zu versetzen.

Jetzt erst mache ich eine respektvolle Bemerkung zu Maria und gebe ihr zu verstehen, dass ich das, selbst unter dem Dotalsystem, für eine schlecht angebrachte Kameradschaft halte. Mir, ihr Gatte, ihr Genosse, der ich in Verlegenheit bin, Schulden habe, wird eine solche Gunst nicht gewährt.

— Da es andern erlaubt ist, sage ich ihr, an dich

eine Bitte dieser Art zu richten, so bitte ich: leih mir deine Wertpapiere; ich will sie auch versetzen.

Sie wendet ein, die Papiere ständen augenblicklich so niedrig, dass sie nichts wert, also auch unverkäuflich seien. Übrigens liebe sie es nicht, mit ihrem Gatten Geschäfte zu machen.

— Aber mit einer Fremden, die keine Sicherheit geben kann, die von einer jährlichen Pension von fünfundsiebzig Kronen lebt! Es ist jedenfalls seltsam, dem Gatten einen Dienst zu weigern, der sich eine Zukunft machen will, die seine Frau sicher stellen wird, wenn sie nichts mehr hat; ganz abgesehen davon, dass ihre Interessen mit seinen verknüpft sind.

Schliesslich gibt sie nach. Die Anleihe, auf dreitausendfünfhundert Franken geschätzt, in mittelmässigen Aktien ist gewährt.

Seitdem glaubt sie meine Wohltäterin zu sein und später verkündet sie jedem, der es hören will, sie habe meine Laufbahn gesichert, indem sie ihre Mitgift opferte! Als ob ich nicht Proben meines Talents gegeben hätte, sowohl als Dramatiker, wie als Novellist, bevor ich sie kennen lernte. Aber es macht mir Vergnügen, unter ihr zu stehen, ihr alles schuldig zu sein: mein Leben, mein Glück, meine Zukunft!

In unserem Ehevertrag hatte ich Gütertrennung verlangt, besonders weil ihre geschäftlichen Angelegenheiten nicht geordnet waren. Der Baron stand in ihrer Schuld; statt ihr aber bares Geld zu zahlen, hatte er für eine Anleihe Bürgschaft geleistet. Trotz meinen Vorsichtsmassregeln wurde ich am Morgen nach meiner Hochzeit auf die Bank gerufen, um meinerseits für die Summe zu bürgen. Vergebens widersprach ich; die Bank erkannte meine Frau nicht für zahlungsfähig an, da sie durch ihre

zweite Heirat wieder minorenn geworden sei. Zu meiner grössten Entrüstung wurde ich gezwungen, die Bürgschaft zu unterschreiben, meinen Namen neben den des Barons zu setzen.

Wenn ich damals gewusst hätte, was ich tat! Aber ich war nur eine leichtgläubige Einfalt: ich hielt alles für richtig, was ein Mann von Welt an meiner Stelle getan hätte.

Eines Abends, als ich einen Freund in meinem Zimmer empfing, besuchte uns der Baron. Es war sein erster Besuch seit unserer Hochzeit. Dass mein Vorgänger zu mir kam, erschien mir wenig geschmackvoll; da er sich aber nicht vor seinem Nachfolger scheute, machte ich ein ziemlich freundliches Gesicht. Als ich meinen Kameraden ins Vorzimmer begleitete, hielt ich es nicht für nötig, ihn dem Baron vorzustellen. Dafür erhielt ich nachher einen Verweis von meiner Frau, die mir Grobheit vorwarf. Ich antwortete, sie und der Baron hätten kein Taktgefühl.

Ein regelrechter Streit entstand, in dem ich als Tölpel bezeichnet wurde. Ein Wort gab das andere, und wir kamen auf gewisse Bilder zu sprechen, die aus dem Hause des Barons genommen waren und jetzt meine Wände schmückten. Ich verlangte, dass sie zurückgegeben würden.

— Man kann, antwortete mir meine Frau, Geschenke nicht zurückgeben, ohne den Geber zu verletzen. Er behält ja auch die Geschenke, die du ihm gemacht hast, als ein Zeichen der Freundschaft und des Vertrauens.

Das hübsche Wort Vertrauen besiegte mich. In diesem Augenblick fiel mir ein Möbelstück in die Augen, das unangenehme Erinnerungen in mir weckte.

— Woher stammt dieser Schreibtisch?

— Den habe ich von meiner Mutter!

Sie sprach die Wahrheit, vergass aber hinzuzufügen, dass er durch die Wohnung ihres ersten Gatten gegangen war.

Welcher Mangel an Zartgefühl, welch schlechter Geschmack, welche Unvorsichtigkeit gegen meine Ehre! War das mit Absicht geschehen, um mich in den Augen der Welt herabzusetzen! War ich in den Hinterhalt gefallen, den mir eine Megäre gelegt hatte!

Ohne mich gegen ihre höllische Logik zu verteidigen, ergab ich mich auf Gnade und Ungnade, überzeugt, dass ihre feine Erziehung mir als Führer dienen müsse in allen zweifelhaften Fällen, wo meine Bildung nicht ausreichte. Sie hatte eine Antwort auf alles. Der Baron habe niemals einen Gegenstand für den Haushalt gekauft. Alles gehöre ihr! Und da der Baron nichts dabei gefunden habe, die Einrichtung meiner Frau zu behalten, so könnte ich ohne Bedenken alle Gegenstände nehmen, die meiner eigenen Frau gehörten!

Der letzte Satz: „Da der Baron nichts dabei gefunden habe, die Einrichtung meiner Frau zu behalten, verursachte mir eine lebhafte Befriedigung. Weil die Gemälde, die in meinem Salon hingen, Beweise hohen Vertrauens waren und von dem idealen Charakter unserer Beziehungen zeugten, blieben sie dort; ja ich war so naiv, dass ich mir ein Vergnügen daraus machte, den Neugierigen, die mich danach fragten, den Namen dessen zu nennen, der mir diese Landschaften geschenkt hatte.

Wenn ich damals gewusst hätte, dass ich, der Bürgerliche, Taktgefühl und guten Geschmack besass, diese Instinkte, die sich sogar in den unteren Klassen finden und den Leuten von Welt nur zu oft

fehlen, trotz dem Firnis, mit dem sie ihr bäurisches Wesen bestreichen! Wenn ich gewusst hätte, welcher Frau ich mein Schicksal anvertraut hatte! Aber ich wusste es nicht!

4.

Sobald Maria von ihrem Wochenbett, das sie für einige Zeit zur Zurückgezogenheit verurteilt hat, wieder aufgestanden ist, bekommt sie Lust, sich zu bewegen.

Sie läuft in die Theater, unter dem Vorwand, sie mache Studien; sie besucht öffentliche Feste, während ich zu Hause bleibe, um zu arbeiten. Da sie durch den Titel einer verheirateten Frau geschützt ist, öffnen sich ihr alle Kreise, die sich der geschiedenen verschlossen hatten. Sie will mich aber gern mitschleppen, denn es mache einen schlechten Eindruck, dass man nie den Gatten sieht. Das letzte lässt mich kalt. Indem ich mich auf die persönliche Freiheit verlasse, die wir mündlich mit einander ausgemacht haben, bewillige ich ihr jede Selbständigkeit, lasse sie gehen, wohin es ihr gefällt.

— Man sieht niemals den Mann, wiederholt sie.

— Man wird ihn verstehen! antworte ich.

Kurz, der Mann ist so etwas wie ein Spitzname geworden, und die Frau gewöhnt sich, ihn von oben herab zu behandeln.

Während der einsamen Stunden, die ich im Hause verbringe, arbeite ich an meiner ethnographischen Abhandlung, die meine Beförderung an der Bibliothek bewirken soll. Ich bin im Briefwechsel

mit den gelehrten Autoritäten von Paris, Berlin, Petersburg, Peking, Irkutsk und halte auf meinem Schreibtisch die Fäden eines Netzes von Beziehungen in der Hand, das sich über die ganze alte Welt ausspannt. Maria macht mir Vorwürfe über diese Arbeit. Sie sähe es lieber, dass ich Komödien schriebe, und ist mir böse. Ich gebe ihr den Rat, das Ende abzuwarten und meine Arbeiten nicht als Zeitverschwendung zu verurteilen. Aber sie will um keinen Preis von diesen chinesischen Studien, die nichts einbringen, etwas wissen. Eine neue Xanthippe, quält sie meine sokratische Geduld, indem sie behauptet, ich vergeude für den Plunder ihre Mitgift — immer ihre Mitgift!

Ich führe ein Leben voll Bitterkeit und Süssigkeit und sorge mich täglich über Marias Zukunft als Schauspielerin. Im März beginnen Gerüchte umzulaufen, dass die Königliche Truppe um einige Köpfe verkleinert werde, und zwar soll sich das Ende Mai entscheiden, wo gewöhnlich die Verträge erneuert werden. Drei Monate neue Tränen, ausser den alten; das Haus täglich voller verfehlter Existenzen aus dem Königlichen Theater. Meine Seele ist durch die Entfaltung meines Wissens und das Wachstum meines Talentes aristokratisch geworden und sträubt sich gegen diese zurückgewiesene Gesellschaft, die unfähig ist, keine Bildung besitzt, sich durch ihre Eitelkeit verhasst macht, indem sie als neue Wahrheiten beleidigende Banalitäten vorbringt, die dem Schauspielerjargon entlehnt sind.

Nachdem ich die Marter dieser einfältigen Redereien einige Male ertragen habe, bin ich so angewidert, dass ich meine Frau bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich diesen Gesellschaften nicht mehr beiwohnen könne. Ich gebe ihr schliesslich den Rat, sich von diesen Aussätzigen und Kleinen

fern zu halten, denn sie stimmten uns herab und raubten uns den so nötigen Mut.

Ich erziele damit, dass ich spöttisch „Aristokrat" genannt werde.

— Ich bin allerdings ein Aristokrat, sage ich ihr, in dem Sinn, dass ich nach den Höhen trachte, des Talents wohlverstanden, und nicht nach den Maulwurfshügeln der sogenannten Titel-Aristokratie. Das hindert mich aber nicht, alle Leiden der Enterbten zu fühlen.

Wenn ich mich heute frage, wie ich jahrelang in den Ketten einer Frau habe leben können, die mich zwickte, mich an den Haaren zog, mich mit ihren Freundinnen und ihrem Hund bestahl, so schreibe ich das meiner Genügsamkeit zu, meiner asketischen Philosophie, die mich lehrt, es nicht so genau mit den Menschen zu nehmen, besonders aber meiner Liebe. Ich liebe sie so sehr, dass ich ihr lästig falle, denn einige Male lässt sie mich fühlen, dass mein stürmisches Wesen sie stört. Aber in den Augenblicken, wo sie mich liebkost, wo ich meinen heissen Kopf auf ihre Knie lege, wo ihre Hände mit meiner Löwenmähne spielen, ist alles vergessen, ist alles verziehen: ich bin glücklich und bekenne unkluger Weise, dass ich sie nicht entbehren kann, dass mein Dasein an einem Faden hängt, dessen Knäuel sie hält. Und langsam gewöhnt sie sich in den Glauben, ein Wesen höherer Art zu sein. Infolge dieser optischen Täuschung, die daher kommt, dass ich mich freiwillig vor ihr erniedrige, werde ich das Kind des Hauses, und zwar so sehr, dass sie sich mir nur noch mit Schmeicheleien nähert.

Seitdem bin ich in ihrer Gestalt: sie zögert nicht, die zu missbrauchen, und zwar nach kurzer Frist.

Als der Sommer da ist, fährt Maria mit ihrem Mädchen aufs Land. Damit sie nicht allein zu bleiben braucht während der sechs Wochentage, in denen mich mein Dienst auf der Bibliothek zurückhält, nimmt sie ihre Freundin in Pension; trotzdem ich fürchte, dass sie nicht imstande ist zu zahlen, und trotzdem unsere Mittel beschränkt sind. Aber Maria behandelt mich als „bösen Geist", behauptet, ich denke von jedem schlecht . . . Kurz, ich gebe nach, um die schlimmsten Unannehmlichkeiten und das erzwungene Cölibat zu vermeiden. Ich gebe nach . . . leider! wie immer.

Während der Woche allein und im Cölibat lebend, begrüsse ich den Sonnabend wie einen Sabbath. Freudigen Herzens steige ich in den Zug, gehe dann eine halbe Stunde in brennender Sonne, während ich Flaschen und Vorrat für die Woche trage. Auf dem Wege freue ich mich bei dem Gedanken: in einem Augenblick wird Maria mir entgegen kommen, mit offenen Armen, aufgelösten Haaren, blühendem Gesicht, von der guten Luft wieder gesundet. Im Geiste koste ich schon das zur rechten Zeit hergerichtete Essen, denn ich habe seit dem Morgenkaffee nichts zu mir genommen. Endlich ist das Häuschen in den Fichten am Rande des Sees zu sehen. Zur selben Zeit sehe ich Maria und ihre Freundin, in hellen Kleidern, wie sie nach dem Badehaus schleichen. Mit der ganzen Kraft meiner Lungen rufe ich sie an. Sie müssen mich hören, denn sie sind im Bereich meiner Stimme. Aber sie beschleunigen ihre Schritte, als ob sie mich flöhen, und stürzen ins Badehaus.

Was bedeutet das?

Als es mich im Hause hört, erscheint das Mädchen; es macht ein furchtsames Gesicht, sicherlich auf unangenehme Fragen gefasst . . .

— Wo sind die Damen?

— Sie baden.

— Und das Essen?

— Kann nicht vor vier Uhr fertig sein. Die Damen sind eben erst aufgestanden, und das Fräulein hat mir meine ganze Zeit mit dem Ankleiden fortgenommen.

— Du hast mich rufen hören?

— Gewiss.

. . . Sie hatten also die Flucht ergriffen, von unruhigen Gewissen gejagt, und ich muss zwei Stunden auf sie warten, hungrig und müde.

Welcher Empfang nach dieser Woche voll Arbeit und Sehnsucht! Und dieser heftige Schmerz, dass sie geflohen ist, wie ein bei einer Dummheit ertapptes Schulmädchen.

Endlich kommt sie! Sie findet mich im Schlaf auf dem Sofa, bei sehr schlechter Laune. Als sei nichts geschehen, küsst sie mich, um dem Sturm zuvorzukommen. Aber die Nerven lassen sich nicht beherrschen. Ein hungriger Magen hat keine Ohren, und ein bedrücktes Herz erhebt sich nicht unter falschen Küssen.

— Du bist ärgerlich?

— Meine Nerven sind ärgerlich, schone sie!

— Ich bin nicht deine Köchin!

— Ich denke nicht daran, das zu verlangen, aber hindere wenigstens nicht die, welche wir haben, ihre Pflicht zu tun.

— Du vergisst, dass Fräulein Amalie in ihrem Recht ist, wenn sie als unsere Pensionärin sich von dem Mädchen bedienen lässt.

— Du hast mich nicht rufen hören?

— Nein.

Sie lügt! . . . Das zerreisst mir das Herz!

Das Essen — mein Sabbathessen — ist eine

lange Marter. Und der Nachmittag vergeht in Tränen und Maria verwünscht die Ehe, die heilige Ehe, das einzige Glück, indem sie sich an der Schulter ihrer Freundin ausweint, mit närrischen Küssen ihren schmutzigen Hund bedeckt.

Grausam, falsch, lügnerisch — das gefühlvolle Herz!

Und das geht mit unendlichen Varianten den ganzen Sommer hindurch; ich verbringe meine Sonntage bei zwei Schwachsinnigen und einem Hund. Man will mich überzeugen, dass alles eheliche Unglück von meinen angegriffenen Nerven kommen und dass ich einen Arzt aufsuchen müsse.

Für den Sonntag Morgen hatte ich eine weite Bootsfahrt auf dem See geplant, aber meine liebe Frau lässt sich vor dem Essen nicht sehen. Sie macht Toilette, und ich muss bis zum Essen allein bleiben: nachher ist es zu spät geworden.

Das gefühlvolle Herz, das mich mit Nadelstichen spickt, weint eines Morgens, weil der Gärtner für die Mahlzeit ein Kaninchen tötet, und beichtet mir abends auf dem Kopfkissen, sie habe zu Gott gebetet, dass das arme Tier unter dem Beil nicht zu sehr leiden möge!

Ein Irrenarzt hat eben unter die Symptome des Wahnsinns die übertriebene Liebe zu Tieren gerechnet, die mit einer gleichzeitigen Hartherzigkeit gegen die Mitmenschen verbunden ist.

Diese Frau betet für ein Kaninchen und martert einen Mann mit lächelnden Lippen!

Am letzten Sonntag, den wir auf dem Lande verbringen, nimmt mich Maria beiseite, schmeichelt meinem Edelmut, wendet sich an meinen gütigen Charakter und bittet mich, Fräulein Amalie, deren Mittel sehr beschränkt seien, den Pensionspreis zu erlassen.

Ich bin ohne Erörterung einverstanden, ohne zu sagen, dass ich diesen Vorschlag erwartet, dass ich den Trick vorhergesehen habe, dass er nicht zu vermeiden gewesen sei! Sie aber, immer bis an die Zähne mit Entgegnungen bewaffnet, selbst wenn man gar keine Einwendungen macht, fügt zum Abschluss hinzu:

— Übrigens könnte ich sie, wenn es sein muss, für sie bezahlen!

Zugegeben! Aber den Verdruss und die Umstände, die ihre Freundin mir gemacht hatte, konnte sie die auch bezahlen? . . . Nun, man muss es unter Gatten nicht so genau nehmen!

5.

Als das neue Jahr beginnt, erschüttert ein allgemeiner Krach den Kredit des alten Landes, und die Bank, deren Aktien Maria mir geliehen hat, macht Konkurs. Die Kündigung der Anleihe folgt. Ich bin gezwungen, die Bürgschaft, die ich geleistet habe, mit barem Geld zu decken. Das ist ein schwerer Schlag. Nach unendlichen Schwierigkeiten nehmen die Gläubiger einen gerichtlichen Akkord an, und ich erhalte einen Aufschub von einem Jahr.

Das ist ein schreckliches Jahr, das schrecklichste von allen.

Sobald es wieder etwas ruhig geworden ist, suche ich mich so schnell wie möglich flott zu machen.

Neben meinem Dienst auf der Bibliothek beginne ich einen grossen modernen Sittenroman; fülle Zeitungen und Zeitschriften mit Artikeln; trotzdem vollende ich meine wissenschaftliche Abhandlung. Maria, deren Engagement abläuft, erhält vom Theater noch ein Gnadenjahr; ihre Gage wird aber auf vierzehnhundert Kronen herabgesetzt . . . Nun bin ich ihr überlegen, nachdem der Krach sie ruiniert hat.

Sie ist in furchtbarer Laune und lässt all ihren Groll an mir aus. Um zwischen uns das Gleich-

gewicht wieder herzustellen, versucht sie, nur an ihre Unabhängigkeit denkend, eine Anleihe zu machen, diese Versuche führen aber natürlich nur zu Unannehmlichkeiten für mich. Ohne Verstand, wenn auch von guten Absichten geleitet, schadet sie mir, indem sie sich retten und meine Aufgabe erleichtern will. Und wie sehr ich auch ihren guten Willen zu schätzen weiss, ich muss ihr doch Vorwürfe über ihr Benehmen machen.

Ihr launisches Wesen neigt zur Tücke, und neue Vorfälle enthüllen mir Seiten ihres Geisteszustandes, die mich beunruhigen.

Als ein Maskenball im Theater gegeben wird, nehme ich ihr das förmliche Versprechen ab, sich nicht als Mann zu verkleiden. Sie verspricht es mir unter Eid, weil ich darauf dringe aus Gründen, die ich nicht erklären kann. Am nächsten Morgen erfahre ich, dass sie im schwarzen Rock erschienen ist und dass sie mit Herren soupiert hat!

Die Lüge missfiel mir sehr, aber das Souper machte mich nervös.

— Was? erwiderte sie mir auf meine Bemerkungen. Bin ich nicht frei?

— Nein, du bist verheiratet! Da du meinen Namen trägst, herrscht zwischen uns eine gegenseitige Verantwortlichkeit. Wenn du deinem Ruf schadest, leidet auch mein Ruf, und noch mehr als deiner!

— Also, ich bin nicht frei?

— Nein, niemand ist frei in einer Gesellschaft, in der jeder das mit seinem zusammenhängende Schicksal seines Nächsten in der Hand hat. Wenn ich mit Damen soupiert hätte, was hättest du gesagt.

Sie erklärt, sie sei dennoch frei, zu handeln, wie sie wolle; habe Freiheit, nach ihrem Gefallen

meinen Ruf zu vernichten, kurz vollständige Freiheit! Diese Wilde, die unter Freiheit die Herrschaft einer Despotin versteht, welche Ehre und Glück eines jeden mit Füssen tritt!

Auf diese Szene, die erst in Streit, dann in Tränen übergeht und mit einem hysterischen Anfall endet, folgt eine andere, die mich noch mehr beunruhigt, da ich in die Geheimnisse des Geschlechtslebens nicht genügend eingeweiht bin; dessen Ausnahmen erschrecken mich, wie alle Ausnahmen, die man nicht auf den ersten Blick erklären kann.

Eines Abends, als die Dienerin damit beschäftigt ist, Marias Bett für die Nacht zu machen, höre ich halblautes Aufschreien und ersticktes Kichern, als ob jemand gekitzelt würde. Ich bekomme einen plötzlichen Schreck, eine unerklärliche Angst überfällt mich, ich bin nahe daran, in Zorn auszubrechen: heftig stosse ich die Tür auf und überrasche Maria, wie sie die Hände in die Bluse des entblössten Mädchens taucht und die Lippen auf deren perlmutterfarbige Brüste drücken will.

— Was macht ihr da, Unglückliche, rufe ich mit donnernder Stimme. Seid ihr verrückt?

— Ach, ich spiele nur mit dem Mädchen, antwortet mir Maria frech. Was geht dich das an?

— Doch, das geht mich etwas an. Komm her! Und unter vier Augen erkläre ich ihr, welchen Fehltritt sie begangen hat.

Sie aber beruft sich auf das, was sie plump „meine schmutzige Phantasie“ nennt. Sie beschuldigt mich, ein verdorbener Mensch zu sein, der überall nur Schändlichkeiten sehe.

Es ist gefährlich, eine Frau bei einem Fehltritt zu ertappen. Diese giesst ganze Nachttöpfe voll Schmähungen über meine Stirn.

Im Laufe dieser Erörterung erinnere ich sie an die Liebe, die sie früher gestanden hat, diese wahnsinnige Liebe zu der Kusine, der schönen Mathilde. Mit dem unschuldigsten Ton von der Welt antwortet sie mir, sie sei selber sehr erstaunt über diese Liebe gewesen, da sie nicht geglaubt habe, „dass es einer Frau möglich sei, sich so närrisch in eine andere Frau zu verlieben".

Durch dieses naive Geständnis beruhigt, erinnere ich mich, dass Maria wirklich in einer Gesellschaft bei meinem Schwager ganz offen von ihren Liebesgefühlen für die Kusine gesprochen hat, ohne zu erröten, ohne sich bewusst zu sein, dass sie damit einen Fehltritt begehe.

Doch ich bin böse. In vorsichtigen Ausdrücken rate ich ihr, solche Sachen zu lassen, die vielleicht anfangs unschuldig seien, aber schnell zum Laster werden und bedauerliche Folgen haben könnten.

Sie faselt etwas, behandelt mich wie einen Dummkopf — immer behandelt sie mich, als sei ich der letzte der Ignoranten — und behauptet schliesslich, ich lüge.

Was hilft es, ihr zu erklären, dass das Gesetz derartige Vergehen mit Gefängnis bestraft? Was nützt es, sie zu überzeugen, dass solche Berührungen, welche die Lust der andern erregen, in den medizinischen Büchern zu den Lastern gerechnet werden?

Ich, ich bin der Wüstling, da ich in allen Lastern Bescheid weiss. Nichts kann sie ihren unschuldigen Spielen entreissen.

Sie gehört zu diesen unbewussten Verbrecherinnen, die man lieber in ein Erziehungshaus für Frauen sperren müsste, als dass man sie bei sich behält.

Gegen Ende des Frühlings führt sie eine neue Freundin ins Haus ein. Das war eine ihrer schönen Freundinnen vom Theater, eine Frau von dreissig Jahren. Eine Leidensgenossin von Maria, ebenfalls davon bedroht, nicht wieder engagiert zu werden, schien sie mir des Mitleids wert zu sein. Es tat mir weh, diese einst so gefeierte Schönheit auf die Strasse gesetzt zu sehen. Aus welchen Gründen es geschah, wusste man nicht, es müsste denn sein, dass eine Tochter der grossen Tragödin die Bühne betreten sollte; und ein Triumph verlangt immer Hekatomben von Besiegten.

Nichtsdestoweniger war sie mir antipathisch; sie hatte das Aussehen einer sehr bewussten Frau, die auf Beute lauert. Sie schien mir schmeicheln, mich fesseln zu wollen, um meinen Scharfblick irre zu führen.

Auch Szenen der Eifersucht fanden von Zeit zu Zeit zwischen der alten und der neuen Freundin statt, und die eine machte die andere schlecht, ohne dass ich darauf hörte . . .

Der Sommer ging zu Ende, als eine neue Schwangerschaft Marias, die nicht zu bezweifeln war, sich uns zu erkennen gab. Die Niederkunft musste nach unserer Berechnung in den Monat Februar fallen. Das war ein Donnerschlag. Es kam nur darauf an, mit vollen Segeln zu fahren und den Hafen zu erreichen, ehe die verhängnisvolle Frist verstrich.

Ich lasse meinen Roman im November erscheinen. Der Erfolg ist lärmend. Geld kommt reichlich ein, und wir sind gerettet!

Am Ziel, durchgedrungen, anerkannt, als Meister jubelnd begrüsst, atme ich auf nach einem Jahre, nach Jahren der höchsten Not; und wir sehen der

Ankunft dieses Kindes mit einer ausserordentlichen Freude entgegen. Wir haben es schon im voraus getauft, und zu seiner Weihnacht bekommt es Geschenke. Meine Frau prahlt mit ihrer Schwangerschaft, und unsere Freunde gewöhnen sich zu fragen, wie es dem „Jungen" geht, ganz als sei er schon da.

Für meinen Teil mit meinem Ruhm zufrieden, setze ich mir in den Kopf, Maria wieder zu Ehren zu bringen und ihre verlorene Laufbahn zu retten. Zu dem Zweck entwerfe ich ein Stück in vier Akten, das ich dem Königlichen Theater einreichen will. Es enthält die hübsche Rolle einer sympathischen Frau, die Maria die Gunst des Publikums wiedergewinnen kann.

Am Tage der Niederkunft erfahre ich, dass das Drama angenommen und dass die Rolle für sie bestimmt ist.

Alles ist aufs beste in der besten aller Welten, und das Band mit meinen Eltern, das zerrissene Band, wird durch die Geburt des Kindes von neuem geknüpft. Die gute Zeit, die gute Jahreszeit meines Lebens ist gekommen. Es ist Brot im Hause und sogar einige Flaschen Wein. Die Mutter, verehrt, geliebt, am Leben wieder Freude gewinnend, entfaltet ihre verblühte Schönheit von neuem. Alles Unrecht, das sie gegen das erste verstorbene Kind begangen hat, verwandelt sich diesem gegenüber in verdoppelte Sorge.

6.

Der nächste Sommer kommt. Ich bin in der Lage, um einige Monate Urlaub bitten zu können, die ich mit meiner Familie in der Einsamkeit einer grünen Insel an den Grenzen des Stockholmer Inselmeers verbringen will.

Zur selben Zeit ernte ich die Früchte meiner wissenschaftlichen Arbeiten. Meine Abhandlung hat die grosse Ehre, im Institut de France durch die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres verlesen zu werden. Ich werde zum Mitglied von ausländischen Gesellschaften der Wissenschaften ernannt und die Medaille der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft wird mir verliehen.

Mit dreissig Jahren habe ich mir eine ausgezeichnete Stellung in der Literatur und in der Wissenschaft errungen, habe eine glänzende Zukunft vor mir. Ich fühle mich glücklich, meine Trophäen Maria zu Füssen legen zu können . . . Sie aber ist mir böse, weil ich das Gleichgewicht gestört habe. Dann erniedrige ich mich wieder, um ihr die Demütigung zu ersparen, einem höher stehenden Manne anzugehören. Wie der Riese erlaube ich ihr, mich am Bart zu zupfen, aber sie missbraucht das bald. Sie liebt es, mich vor den Dienstboten, vor den Freunden, die ins Haus kommen, und besonders vor den Freundinnen herabzusetzen. Sie

macht sich wichtig, macht sich durch mich gehoben, grösser, und je mehr ich mich erniedrige, desto mehr tritt sie mich. Ich gebe ihr die Illusion, sie habe meinen ganzen Ruhm geschaffen, den sie nicht versteht und den sie scheinbar geringschätzt, und es ist mir ein Vergnügen, mich unter sie zu stellen. Ich gefalle mir darin, der Gatte einer reizenden Frau zu bleiben, und sie glaubt schliesslich wirklich meinen Geist zu besitzen. Das geht bis in die Einzelheiten des täglichen Lebens. Ein guter Schwimmer, bringe ich ihr das Schwimmen bei. Um sie zu ermutigen, spiele ich den Furchtsamen; es ist ihr eine Freude, mich lächerlich zu machen, ihre Heldentaten zu erzählen, was mir ein unendliches Vergnügen bereitet.

Die Zeit vergeht. Indem ich die Mutter im Weibe verehre, denke ich nicht daran, dass ich mit einer Frau von dreissig Jahren verbunden bin. Die gefährliche Epoche beginnt; schon sind beunruhigende Zeichen zu merken, die vielleicht für den Augenblick keine Folgen haben, aber Keime der Zwietracht in sich tragen.

Nach der Entbindung kommt die Unvereinbarkeit der Körper zur Unverträglichkeit der Seelen. Die Umarmungen werden verhasst. Wenn sie sinnlich erregt ist, wird sie eine freche Kokette. Es gefällt ihr, mich eifersüchtig zu machen; oder sie lässt sich in einer beunruhigenden Weise gehen, vielleicht unter dem Druck zügelloser und regelloser Begierden.

Eines Morgens sind wir in Begleitung eines jungen Fischers im Segelboot aufs offne Meer hinausgefahren. Ich halte Ruder und grosses Segel, der Bursche bedient das Focksegel. In seiner Nähe sitzt

meine Frau. Der Wind legt sich und ein langes Schweigen herrscht im Boot. Alsbald bemerke ich, dass der junge Fischer verstohlen unter seinem Mützenschirm hervor zweideutige Blicke in der Richtung wirft, in der sich die Füsse meiner Frau befinden müssen ... Ihre Füsse? ... Vielleicht zeigt sie auch ihr Strumpfbein; wo ich sitze, kann ich es nicht sehen. Ich beobachte meine Frau. Ihre Augen erforschen leidenschaftlich den Körper des jungen Burschen. Als ob ich mich einem Traum entreisse, mache ich eine plötzliche Bewegung, um sie an meine Gegenwart zu erinnern. Maria beherrscht ihre Nerven, senkt die Augen auf die Schäfte der grossen Stiefel des Burschen und zieht sich ungeschickt durch diese dumme Frage aus der Verlegenheit:

— Ist so ein Paar Stiefel teuer?

Wie soll man eine so törichte Frage beurteilen, frage ich mich? ...

Um sie von ihren sinnlichen Gedanken abzubringen, lasse ich unter einem Vorwand die Plätze wechseln.

Ich bemühe mich, diese aufregende und angreifende Szene zu vergessen; ich überrede mich, dass ich falsch gesehen habe, obwohl die Erinnerung mir ähnliche Szenen vors Auge bringt, als sie mich mit ihren brennenden Blicken berührte und unter meinem Anzug die Linien meines Körpers verfolgte.

Mein Verdacht erwachte eine Woche später von neuem infolge eines Vorfalls, der alle meine Hoffnungen, eine Mutter aus diesem unnatürlichen Wesen zu schaffen, über den Haufen warf.

Einer von meinen Freunden verbringt vierundzwanzig Stunden mit uns. Maria gegenüber spielt

er den Liebenswürdigen. Sie bezahlt seinen Ritterdienst mit Äusserungen einer Koketterie, die mir unangenehm sind. Die Nacht kommt, wir sagen uns gute Nacht und trennen uns. Maria scheint schlafen zu gehen.

Eine halbe Stunde später höre ich Stimmen auf dem Balkon. Ich gehe schnell hinaus und überrasche meine Frau und meinen Freund bei einer Flasche Kognak. Ich mache eine gute Miene zum bösen Spiel, aber am nächsten Tage überhäufe ich sie mit Vorwürfen für die Frechheit, mich so vor der Welt lächerlich zu machen.

Sie lacht, erklärt mich für einen vorurteilsvollen Mann, nennt meine Einbildung „phantastisch und schmutzig“ . . . kurz, sie kramt die Argumente ihres ausgewählten Repertoires aus.

Ich werde zornig; sie spielt ihre kleine hysterische Szene, und zwar so gut, dass ich sie um Verzeihung bitte für mein Unrecht! Ich sage mein Unrecht, weil ich ihr Betragen geradezu sträflich gefunden habe!

Ihr letztes Wort gibt mir den Rest!

— Glaubst du, ich möchte zum zweiten Mal die Leiden einer Scheidung durchmachen?

Indem ich an alle Qualen denke, die ich in der letzten Zeit durchgemacht habe, schlafe ich mit der Seelenruhe des betrogenen Gatten ein.

Was ist eine Kokette? . . . Eine Frau, die entgegenkommt. Und die Koketterie ist ein Entgegenkommen. Nichts anderes.

Und die Eifersucht? . . . . Das ist die Furcht, das Kostbarste, das man hat, zu verlieren! . . . Der Eifersüchtige? . . . Das ist ein lächerlicher Mensch, aus dem lächerlichen Grunde, dass er das Kostbarste, was er hat, nicht verlieren will!

7.

Ich eile von Erfolg zu Erfolg. Die Schulden sind bezahlt, und es regnet Geld. Aber trotzdem ich einen grossen Teil meiner Einkünfte für den Haushalt hingebe, sind unsere Geldverhältnisse nie geregelt. Maria, die das Haushaltsbuch führt und die Kasse hat, verlangt immer mehr. Daraus entstehen schlimme Szenen!

Vom Theater ist ihr Vertrag nicht erneuert worden. Natürlich muss ich alle Folgen tragen. Es ist meine Schuld! . . . Wenn sie keine Ehefrau wäre! . . . Die Rolle, die ich für sie geschrieben habe, ist vergessen: und sie hatte sie in der Tat vollständig verdorben, da sie die Gestalt ohne jede Nuance spielte.

Um diese Zeit begann man sich infolge eines Theaterstückes des berühmten männlichen Blaustrumpfes in Norwegen mit diesem Schwindel zu beschäftigen, den man die „Frauenfrage" genannt hat. Damals hatten alle schlaffen Geister die Monomanie, überall unterdrückte Frauen zu sehen. Da ich mich von dieser dummen Sache nicht betrügen liess, wurde ich für mein ganzes Leben als „Frauenhasser" bezeichnet!

Bei einem Streite, in dem ich mir erlaubte, Maria gerade heraus die Wahrheit zu sagen, bekommt sie einen Anfall der grossen Hysterie. Man hat

gerade die grösste Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts in der Nervenheilkunde gemacht. Und sie ist so einfach wie alle grossen Dinge!

Als meine Kranke am heftigsten heult, nehme ich eine Karaffe voll Wasser und rufe mit donnernder Stimme die magische Formel aus:

— Steh auf oder ich begiesse dich!

Im Augenblick hört das Geheul auf ... und ein Blick voll aufrichtiger Bewunderung, voll zärtlicher Dankbarkeit, voll tödlichen Hasses schiesst aus dem Auge der geliebten Frau.

Zuerst hatte ich Furcht, aber die wieder erwachte Männlichkeit lässt ihre Beute nicht so leicht los ... Zum zweiten Mal erhebe ich die Karaffe und rufe:

— Hör auf mit dem Getue oder ich begiesse dich!

Sie erhebt sich, aber nur um mich einen Schurken, einen Elenden, einen Betrüger zu nennen — Anzeichen, dass meine Kur vollständig gelungen ist.

Gatten, ob ihr betrogen seid oder nicht, glaubt eurem aufrichtigen Freunde: ich vermache euch das kostbarste Mittel, die grosse Hysterie für immer zu heilen ... Bewahrt es, es kann euch einmal nützlich sein!

Von diesem Tage an ist mein Tod bei einer Frau beschlossen. Sie beginnt mich zu verabscheuen, die Geliebte! Da ich ein furchtbarer Zeuge der weiblichen Listen bin, wird man mich töten; meine äussere und innere Vernichtung ist vom ganzen Geschlecht beschlossen, und meine rächende Furie übernimmt die undankbare und schwierige Aufgabe, mich zu Tode zu quälen!

Zuerst nimmt sie ihre Freundin als Mieterin in die Wohnung auf, in ein möbliertes Zimmer neben

den unsrigen, trotzdem ich auf das heftigste dagegen kämpfe. Maria will sie sogar an unsern Tisch laden; dagegen wehre ich mich ganz entschieden. Trotz meinen Protesten und meinen Vorsichtsmassregeln streife ich überall die Röcke der schönen Freundin: schliesslich glaube ich in einer Doppelehe zu leben. Und an den Abenden, die ich meiner Frau widmen möchte, muss ich in meinem Zimmer bleiben, denn Maria schliesst sich im Zimmer ihrer Freundin ein. Dort amüsiert man sich auf meine Kosten, raucht meine Zigarren, trinkt meinen Punsch. Ich fange an die Freundin zu verabscheuen, und da ich meine Denkart nicht — oder nicht genug — verbergen kann, ziehe ich mir Schmähungen von Maria zu, wenn ich es an Höflichkeit gegen „dieses arme Kind“ fehlen lasse.

Nachdem sie meine Frau von ihrem Gatten und ihrem Kind abwendig gemacht hat — das Kind wird tatsächlich den Händen einer benachbarten Megäre von fünfundvierzig Jahren überlassen — verleitet die schöne Freundin meine Köchin: sie berauschen sich zusammen an meinem Bier.

Meine Köchin schläft am Herd ein, die Lebensmittel werden verschleudert, der unglaubliche Verbrauch an Bier beläuft sich auf fast fünfhundert Flaschen im Monat!

Die schöne Freundin ist nur eine „mangeuse d'hommes“, die mich zu ihrer Beute ausgewählt hat!

Eines Tages legt Maria mir einen Mantel vor, den sie zu kaufen wünscht. Ich liebe weder den Schnitt noch die Farbe und rate ihr, eine andere Wahl zu treffen. Die Freundin, die zugegen ist, behält ihn für sich, und ich vergesse die Sache. Zwei Wochen später erhalte ich eine Rechnung über den meiner Frau gelieferten Mantel. Nachdem ich die Sache untersucht habe, sehe ich, dass sich

Maria hat verleiten lassen, von ihrem Gatten Geld zu erpressen durch einen Trick, der in der Halbwelt der Schauspielerinnen wohl bekannt ist.

Wie gewöhnlich, muss ich den Zorn der Schuldigen erleiden, als ich Maria auffordere, jede Beziehung mit dieser Abenteuerin abzubrechen ...

Es kommt noch schlimmer!

Nach einiger Zeit ersucht mich meine Frau, um Mitleid bittend, die fügsame Gattin spielend, recht demütig, ihr zu erlauben, dass sie „das arme Kind", das einen alten Freund ihres verstorbenen Vaters besuchen will, um ihn um ein Darlehen zu bitten, als Auskunftgeberin begleiten darf. Die Bitte erscheint mir seltsam, ich wittere eine gefährliche Falle, wenn ich an den schlechten Ruf denke, in dem die Freundin steht. Sie soll nämlich Beziehungen zu alten Männern gehabt haben. Von Schreck ergriffen, beschwöre ich Maria, im Namen ihres unschuldigen Kindes, aus einer Betäubung zu erwachen, die sie in einen Abgrund stürzen wird ... Als einzige Antwort eine Wiederholung der alten Redensart: „Das ist deine niedrige Phantasie ..."

Es wird immer schlimmer und schlimmer!

Die Schöne gibt ein Frühstück, um bei dieser Gelegenheit einen berühmten Schauspieler dahin zu bringen, dass er ihr einen Heiratsantrag macht. Ich erlebe eine neue Überraschung, die mich aus meinem Schlaf weckt.

Man hat Champagner getrunken und die Damen sind wie gewöhnlich berauscht. Maria ist auf einen Sessel gesunken, und auf ihren Knien liegt die schöne Freundin, die sie auf die Lippen küsst. Von diesem seltsamen Schauspiel angezogen, wie um eine Anklage zu erweisen, ruft der berühmte Schauspieler einen seiner Kameraden und zeigt ihm die beiden Frauen:

— Siehst du! Siehst du!

Das war ohne jeden Zweifel eine Anspielung auf die umlaufenden Gerüchte, und Hintergedanken verbargen sich hinter diesem scherzenden Ton.

Was war da zu machen?

Sobald wir nach Haus gekommen sind, flehe ich Maria an, sich von ihrer eigensinnigen Verblendung zu heilen und, um unseres Kindes willen, ein solches Benehmen, das ihren Ruf vernichten könne, zu lassen. Da bekennt sie offen, dass es ihr Vergnügen mache, schöne Mädchen zu sehen und deren Brüste zu küssen; die Freundin sei nicht die einzige ihrer Kameradinnen, die sie so behandle; im Theater, in den Garderoben, erweise sie anderen Schauspielerinnen dieselbe Gunst. Sie denke das nicht zu lassen, denn es sei ein unschuldiges Spiel, das nur in „meiner niedrigen Phantasie“ unzüchtig werde.

Es ist unmöglich, ihr begreiflich zu machen, was sie tut! Es bleibt mir nur ein Mittel übrig. Das ist: eine neue Schwangerschaft hervorzurufen, um ihre mütterlichen Instinkte wieder zu beleben.

Sie geriet in heftigen Zorn, aber ihr Zustand fesselt sie für einige Monate an den häuslichen Herd.

8.

Als ihr Wochenbett vorüber ist, fängt sie eine neue Art an. Ob nun die Furcht vor den Konsequenzen, die ihre perverse Neigung haben kann, sie dazu treibt, die Kokette zu spielen; oder ob ihre weiblichen Instinkte wieder erwacht sind: jetzt macht sie eifrig den Männern den Hof; aber zu dreist, um mich wirklich eifersüchtig zu machen.

Ohne Engagement, beschäftigungslos, launenhaft, despotisch, erklärt sie mir den Krieg auf Leben und Tod.

Eines Tages will sie mir beweisen, dass es billiger sei, drei Dienstmädchen zu haben als zwei! Da mit einer Verrückten nicht zu reden ist, fasse ich sie beim Arm und setze sie vor die Tür.

Sie schwört, an mir Rache zu nehmen. Sie engagiert ein drittes Dienstmädchen, das ganz überflüssig ist. Nun geschieht nichts mehr im Haushalt. Alles geht verkehrt, die drei Dienstmädchen zanken sich, berauschen sich den ganzen Tag an Bier und geben ihren Liebhabern auf meine Kosten Hochzeitsessen.

Um dieses Bild meines ehelichen Glücks zu vervollständigen, wird eins meiner Kinder krank. Das trägt mir die Freude ein, fünf Dienstboten in meiner Wohnung zu sehen. Ausserdem kommen zwei Ärzte. In einem Monat habe ich ein Defizit von

fünfhundert Kronen. Ich verdoppele meine Kräfte, um allem die Stirn zu bieten, aber meine Nerven, ich fühle es, fangen an schwächer zu werden.

Ausserdem überhäuft sie mich mit den ewigen Vorwürfen, ich hätte ihre zweifelhafte Mitgift vergeudet; zwingt mich, einer Tante in Kopenhagen eine Pension zu zahlen. Diese Tante klagt mich an, „ihr Vermögen“ vertan zu haben, und hält mich mit unglaublichen Argumenten zum Narren: Marias Mutter habe auf ihrem Totenbett klar ausgesprochen, dass Maria die Erbschaft mit der Tante teilen solle! Ich begreife nichts. Aber Tatsache ist: diese Tante, die faul ist, zu nichts taugt, aber sehr begehrlich ist, fällt mir zu Last, denn „das Vermögen“, das aus jener Erbschaft herstammen soll, ist nur in der Einbildung vorhanden gewesen. Ich bin trotzdem einverstanden, und lasse mich auch herbei, für eine ältere Freundin zu bürgen, die geheimnisvolle Abenteuerin, welche die Nummer eins trägt. Ich verpflichte mich zu allem, denn die geliebte Frau ist darauf verfallen, mir ihre Gunst zu verkaufen. Um sie umarmen zu dürfen, nehme ich jede Schuld auf mich: ihre Mitgift vergeudet, das Vermögen ihrer Tante verschleudert, ihre Bühnenlaufbahn durch die Ehe vernichtet, ja sogar ihre Gesundheit untergraben zu haben!

Von diesem Augenblick ist die gesetzmässige Prostitution in meine Ehe eingeführt.

Eine Folge der Zugeständnisse, die ich ihr mache, ist, dass sie aus meinen Missetaten eine Legende ausarbeitet, die später in die Skandalpresse übergeht und von allen ihren Freundinnen, die ich nach einander hinausgeworfen habe, verbreitet wird.

Eine tolle Wut hat sie ergriffen. Sie will mich ruinieren. Am Ende des Jahres habe ich ihr zwölftausend Kronen für die Kosten des Haushalts aus-

gezahlt, und bin noch gezwungen, mir von meinen Verlegern Vorschuss geben zu lassen.

Wenn ich mich über unsere ungeheuren Ausgaben beklage, erwidert sie:

— Warum zeugst du denn Kinder und machst deine Frau elend? Wenn ich bedenke, dass ich eine schöne Stellung aufgegeben habe, um dich zu heiraten ...

Aber ich weiss ihr die richtige Antwort zu erteilen:

— Als Baronin, mein Kind, gab dir dein Mann nur dreitausend Kronen und Schulden. Ich gebe dir das Dreifache, mehr als das Dreifache!

Sie fügt nichts hinzu; sie lässt mich fasten! Und wenn die Nacht kommt, gebe ich alles zu, was sie will. Ja, dreissigtausend sind drei mal so viel wie zehntausend; ja, ich bin ein Elender; ja, ich bin ein Geizhals, ein „bel ami", der sein Glück gemacht hat auf Kosten einer angebeteten Frau, angebetet besonders im Nachtgewande!

Um ihre Galle zu entleeren, schreibt sie das erste Kapitel eines Romans, der von der unterdrückten Frau handelt, die von einem verbrecherischen Mann ausgebeutet wird. Dagegen zieht ihre Silhouette, das Bild der lieblichen Blondinen, der Madonna, der kleinen Mama durch alle meine Schriften. Ich singe ihr Lob und schaffe eine unsterbliche Legende über diese wunderbare Frau, die durch die Gnade Gottes in das schmerzenreiche Dasein eines Poeten gekommen ist ... Und ihre verwünschte Person wird von den Kritikern, die nicht müde werden, diesen guten Genius eines pessimistischen Romanschriftstellers zu preisen, mit einer unverdienten Glorlole umgeben! ...

Und je mehr ich unter den Unarten meiner Mänade leide, desto mehr bemühe ich mich, den Kopf

der heiligen Maria mit einem Heiligenschein zu vergolden! Je mehr die Wirklichkeit mich niederdrückt, desto mehr begeistern mich die Halluzinationen, die ich mir von der geliebten Frau mache! . . . Oh, die Liebe!

Hochsommer im Winter.

Winterabend friert jetzt draussen,
Dunkel, leer die Strasse liegt;
Nur den Wind den hört man sausen
Und die Ofenklappe zausen,
Selbst die Tür ihm unterliegt.

Unser Essen ist zu Ende
Und der Tisch wird abgeräumt;
Alle Lichter nun verschwende,
Und in Tag die Nacht sich wende,
Dass die Freude überschäumt.

Will herabziehn die Gardinen,
Dass der Nachbar uns nicht sieht;
Und mit Wein dich dann bedienen,
Setze dich mit hellen Mienen
Ans Piano dort zum Lied.

Sing vom Sommer, sing vom Walde,
Doch am liebsten sing vom Meer!
Immer will es stürmen balde,
Wogt dann zornig an die Halde,
Leichte Wellen, Tiefe schwer.

Jetzt bei deinen frischen Tönen
Und den Klängen vom Klavier
Meine Pelargonien krönen,
Heisse Zonen sahn die Schönen,
Dicht belaubtes Wäldchen dir.

Weisse Segel der Fregatte
Auf dem Ofenschirme sind;
Und davor auf warmer Matte
Deine zephirwollenglatte
Katze liegt und spinnt.

Pfeilerspiegel zeigt die kleine
Wohnung perspektivisch mir;
Nach der Wirklichkeit nun meine
Phantasie, berauscht vom Weine
Bilder malt wie diese hier.

Unter Büchern ungestalter
Arbeitstisch dort hinten ruht;
Und es scheint auf Tinte, Halter,
Wärmt die weissen Flächen kalter
Bogen meiner Lampe Glut.

Und dann seh ich in dein Zimmer,
Grüne Möbel mit Cretonne;
Aus dem Nähkorb jetzt wie immer
Von dem Haushaltsbuch ein Schimmer
Zwischen Rollen in Karton.

Durch die Tür dein Kopf verwegen
Schaut mich an mit einem Blick;
Stählern ist der, wie ein Degen,
Wehrt den Hieb ab; mir dagegen
Lächelt er im Spiegel Glück.

Lichte Sterne, Augenweide,
Bleicht der Lampe rotes Glühn,
Und der Blitz vom Brustgeschmeide
Wirft die Strahlen zwischen beide
Blicke, die in einen sprühn.

Still! Es schellt im Hintergrunde!
Ach, ich weiss, wer da noch kommt;
Ist die Post, die letzte Runde;
Still, mein Kind, mit Hand und Munde.
Jetzt das Öffnen uns nicht frommt!

Lass sie liegen in dem Kasten
Kalte Brief und Korrektur;
Greif hinein in deine Tasten,
Unruhstifter, die verhassten,
Bleiben eingesperrt im Flur.

Sing, Geliebte, Angetraute,
Jetzt wird gar nichts mehr gebracht,
Sing dein Lied und schlag die Laute,
Dass am Fenster klingt die Raute,
Unser ist die ganze Nacht!

9.

Zuweilen bin ich geneigt zu glauben, diese Frau hasst mich und möchte sich meiner entledigen, um einen dritten Gatten zu nehmen.

Zuweilen habe ich sie sogar in Verdacht, dass sie einen Liebhaber hat, denn unbekannte Reflexe zeigen sich in ihrem Gesichtsausdruck; und die Kälte, die sie mir gegenüber zeigt, verstärkt diesen Verdacht.

Plötzlich bricht die wilde Eifersucht aus und wühlt die Ehe auf; und die Hölle öffnet sich weit vor uns.

Sie erklärt auf einmal, sie sei krank. Sie leide sagt sie, an einer unbestimmten Krankheit, die sie schliesslich lokalisiert, bald im Rückgrat, bald im Kreuz; so genau weiss sie es nicht zu sagen.

Ich lasse den Arzt kommen, der die Kinder behandelt, einen alten Kameraden von der Universität. Er stellt fest, dass sie rheumatische Knoten auf den Rückenmuskeln hat, und verschreibt ihr Massage. Ich habe nichts gegen diese Kur einzuwenden, weil der Fall klar ist, und Maria beginnt eine Reihe täglicher Sitzungen. Da ich über den intimen Charakter ihrer Behandlung nicht unterrichtet bin, bleibe ich ganz bei meiner literarischen Arbeit; die Kur geht vor sich, ohne dass ich ihr Aufmerksamkeit schenke. Die Krankheit meiner

Frau scheint mir übrigens nicht schwer zu sein, da sie wie gewöhnlich geht und kommt, die Theater besucht, Gesellschaften mitmacht, von denen sie immer als letzte aufbricht.

Eines Abends, unter Freunden, beklagt ein Tischgenosse den Mangel an weiblichen Ärzten. Er behauptet, es sei für eine Frau höchst unangenehm, sich vor einem Unbekannten zu entkleiden, und wendet sich an Maria:

— Nicht wahr? . . . Das ist sehr peinlich?

— Ach, vor einem Arzt! . . .

Da erst begreife ich, wie diese Massage gehandhabt wird. Ich sehe den Ausdruck der wilden Sinnlichkeit in Marias Gesicht, den ich schon seit einiger Zeit beobachtet habe, und ein schrecklicher Verdacht ängstigt mein Herz.

Sie entkleidet sich also vor diesem sittenlosen Junggesellen, der als Erzwüstling überall bekannt ist.

Und ich weiss es nicht, dass sie sich entkleidet!

Unter vier Augen bitte ich sie um Auskunft.

Mit ungezwungenem Ton erzählt sie mir, wie die Sache vor sich geht.

Sie behält ihre Röcke an, aber ihr Hemd ist zurückgeschlagen und ihr ganzer Rücken ist nackt.

— Und du schämst dich nicht?

— Warum sollte ich mich schämen?

— Weil du mir gegenüber die Schamhafte spielst.

Zwei Tage später kommt der Arzt zu uns, um nach einem Kind zu sehen. Von meinem Zimmer aus belausche ich eine mehr als seltsame Unterhaltung zwischen dem Doktor und meiner Frau. Und sie lachen und murmeln sich durch die Hand verblümte Worte zu . . .

Alsbald öffnet sich die Tür, und die beiden dringen bei mir ein, den Scherz auf den Lippen.

Von schwarzen Gedanken bedrückt, beginne ich die Unterhaltung ungeschickt; schliesslich sprechen wir von kranken Frauen.

— Du verstehst dich ja auf die Krankheiten der Frauen, alter Freund, nicht wahr? sage ich zum Doktor.

Maria sieht mich an. Ihr Blick ist der einer Furie. Ich entdecke darin so viel Hass, dass mir ein Schauder über den Rücken läuft.

Als der Arzt gegangen ist, kommt sie auf mich los und stürzt sich über mich.

— Dirne! muss ich ihr ins Gesicht schleudern.

Das Wort ist mir gegen meinen Willen entschlüpft, es ist der Ausdruck einer nicht überlegten Eingebung. Die Beschimpfung prallt auf mich zurück und beklemmt mir das Herz. Und als ich die Kinder vor uns sehe, bitte ich Maria auf den Knien um Verzeihung, auf den Knien und mit Tränen.

Sie spielt die Furie. Zwei Stunden Bitten und Flehen können sie nicht erweichen.

Um das grosse Unrecht, das ich mir habe zuschulden kommen lassen, wieder gut zu machen, auch unter dem Einfluss ihres wachsenden Hasses, entwerfe ich den Plan, ihr eine Vergnügungs- und Erholungsreise nach Finland in Form einer dramatischen Tournée von einigen Wochen zu verschaffen.

Ich beginne also die Verhandlungen mit den Theaterdirektoren, erreiche einen Abschluss und bringe das notwendige Geld auf.

Sie reist, erringt patriotische Siege und Familienkränze.

Ich bleibe mit den Kindern allein auf dem Lande. Dort werde ich krank; im Glauben, ich liege im Sterben, rufe ich sie durch eine Depesche zurück. Das schadet ihrer Reise nichts, denn sie hat schon alle ihre Vorstellungen gegeben.

Sie kommt zurück und findet mich wiederhergestellt; da klagt sie mich an, sie durch eine lügenhafte Depesche ihren unschuldigen Vergnügungen bei ihren Verwandten entrissen zu haben! . . .

Nach dieser Rückkehr zeigt sich eine neue Veränderung in ihrem unerklärlichen Charakter, die mir neue Besorgnisse einflösst.

Gegen ihre Gewohnheit gibt sie sich meinen Umarmungen vollständig hin.

— Wie kommt es, dass ihre Furcht vor Schwangerschaft verschwunden ist? frage ich mich, habe aber keine Lust, sie auszuforschen . . .

Am nächsten Morgen und an den folgenden Tagen spricht sie nur von ihren Vergnügungen in Finland. Als die Erinnerung sie einen Augenblick berauscht, erzählt sie mir, sie habe auf dem Dampfer die Bekanntschaft eines Ingenieurs gemacht. Als aufgeklärter moderner Mensch habe dieser sie überzeugt, dass es keine Sünde in der Welt gebe, alles hänge nur von den Umständen und dem Schicksal ab.

— Allerdings, mein Kind, aber unsere Handlungen hören darum nicht auf, Folgen zu haben. Ich gebe zu, dass es keine Sünde gibt, weil es keinen persönlichen Gott gibt; immer aber bleiben wir den Menschen verantwortlich, denen wir Unrecht getan haben. Und trotzdem die Sünde fortfällt, bleibt das Verbrechen, solange das Gesetz noch gilt. Und wenn auch der theologische Begriff der Sünde aufgehoben ist, die Rache, oder besser, die Ahndung bleibt doch bestehen, und richtet sich immer gegen den, der uns geschädigt hat.

Sie wird plötzlich ernst, stellt sich aber, als habe sie nicht begriffen. Endlich erwidert sie:

— Nur böse Menschen rächen sich!

— Zugegeben; aber es gibt so viel böse Menschen in der Welt, dass man niemals sicher ist, ob man an einen Tapfern gerät, der die Wunden hinnimmt, ohne sie zurückzugeben.

— Das Schicksal lenkt doch unsere Handlungen.

— Zugegeben, aber auch das Schicksal führt den Dolch des Rächers.

. . . . Am Ende des Monats hat sie eine Fehlgeburt.

Der Ehebruch scheint mir zur Genüge bewiesen! Und von diesem Augenblick an wächst der Argwohn und wird um so bitterer, je beunruhigender ihre Angriffe werden.

Damals verfällt sie darauf, mir einzureden, ich sei „verrückt"! Nach ihren Reden kommt mein Argwohn allein von einem überanstrengten Gehirn.

Noch einmal erhalte ich ihre Verzeihung für meine Sünden, und zum Zeichen der Versöhnung schreibe ich eigens für sie ein Drama mit einer grossen Frauenrolle, die gar nicht verdorben werden kann. Am siebzehnten August überreiche ich ihr das Manuskript mit einer Schenkungsurkunde. Das Drama geht in ihren Besitz über. Sie kann es spielen lassen, wo sie will, vorausgesetzt, dass die Rolle ihr anvertraut wird. Es ist das Geschenk der angestrengten Arbeit zweier Monate.

Sie nimmt es an, ohne zu danken, als ein Opfer, das Ihrer Majestät der heruntergekommenen Schauspielerin dargebracht wird!

10.

Mit dem Haushalt geht es immer mehr abwärts. Ich kann nichts dazu tun, da jedes Urteil, jede Änderung als Beleidigung zurückgewiesen wird. Und ich bleibe untätig, ohnmächtig gegenüber den Verheerungen, welche die Dienstboten anrichten: sie verschwenden die Vorräte und lassen die Kinder ohne Aufsicht.

Zu diesem wirtschaftlichen Elend kommt der eheliche Streit.

Als sie von ihrer Reise nach Finland zurückkehrt, deren Kosten ich im voraus bezahlt habe, bringt sie zweihundert Kronen mit; das ist der Ertrag ihrer Vorstellungen ... Da sie die Kasse hat, behalte ich die Summe im Gedächtnis. Aber bevor noch der bestimmte Termin zu Ende geht, verlangt sie wieder Geld. Von dieser unerwarteten Forderung überrascht, wage ich die bescheidene Frage, wofür sie das Geld verwendet habe. Sie hat es ihrer Freundin geliehen; und sie behauptet, sie habe nach dem Gesetz das Recht, über das, was sie durch Arbeit verdiene, frei zu verfügen.

— Und ich? frage ich sie ... Aber dem Haushalt Geld entziehen, ist nicht verfügen ...

— Bei der Frau ist das etwas anderes!

— Bei der unterdrückten Frau, nicht wahr? Bei der Sklavin, die duldet, dass ein Mann den ganzen

Unterhalt aufbringt? Das sind die Folgen des Schwindels: „Emancipation der Frau".

Alles, was Emilie Augier in den „Fourchambault" über das Dotalsystem vorhergesagt hat, hat sich erfüllt. Der Mann ist der Leibeigene geworden. Und es gibt wirklich Männer, die sich soweit haben täuschen lassen, dass sie sich selber ihr Grab gegraben haben! Die Dummköpfe!

Während sich das Elend meiner Ehe langsam wie ein Band abrollt, benutze ich meine literarischen Erfolge, um törichte Vorurteile auszuroden und veralteten Aberglauben zu stürzen. Ich schreibe einen Band Satiren. Ich werfe eine handvoll Steine auf die ersten Charlatane der Hauptstadt, die geschlechtslosen Frauen eingeschlossen.

Man verschreit mich als Pamphletist. Maria verliert ihre Zeit nicht. Um sich persönlich aus der Sache zu ziehen, schliesst sie ein Bündnis mit dem Feinde. Tag und Nacht spielt sie die anständige Frau, beklagt sich über mich: welches Unglück, an einen Skandalschreiber gefesselt zu sein! Und jetzt vergisst sie, dass hinter dem Satiriker ein Romancier und Dramatiker steht.

Sie ist eine heilige Märtyrerin. Sie zeigt sich unruhig über die Zukunft ihrer unglücklichen Kinder; die werden die Folgen der unehrenhaften Handlungen eines Vaters zu tragen haben, der die Mitgift seiner Frau verschleudert, ihre Künstlerlaufbahn vernichtet hat, sie schlecht behandelt . . .

Zur selben Zeit bringt eine Zeitung die Notiz, ich sei verrückt geworden. Eine auf Bestellung verfertigte, bar bezahlte Broschüre verbreitet die ganze Leidensgeschichte Marias und ihrer Freundinnen; alle Tollheiten, welche dieses dumme Frauengehirn ausgeheckt hat, sind darin verzeichnet.

Sie hat die Partie gewonnen.

Jetzt, wo sie mich den Streichen des Feindes unterliegen sieht, erhebt sie sich und spielt die heilige Mutter eines verlorenen Sohnes. Liebenswürdig gegen alle, nur nicht gegen ihren Gatten, sammelt sie alle meine Freunde um sich, die falschen wie die wahren. Isoliert, in der Gewalt eines Vampirs, verzichte ich auf jede Art der Verteidigung. Die Hand gegen die Mutter meiner Engel erheben, gegen das angebetete Weib? . . .

Nein, niemals!

Ich ergebe mich. Da umgibt sie mich mit ihren Zärtlichkeiten, aber nur ausser dem Hause, denn in der Häuslichkeit hat sie für mich nur Beleidigung und Geringschätzung.

Das Übermass an Arbeit und Leiden hat mich erschöpft: ich werde krank. Kopfschmerzen, nervöse Reizbarkeit, Magenbeschwerden! . . . Der Arzt stellt einen Magenkatarrh fest.

Das ist eine recht unerwartete Folge der geistigen Überanstrengung!

Seltsam ist, dass dieses Leiden sich erst zeigt, als ich mich entschlossen habe, ins Ausland zu reisen. Das ist das einzige Mittel für mich, aus dem Netz dieser unzähligen Freunde herauszukommen, die meiner Frau immer wieder ihr Beileid ausdrücken. Ich leide an dieser geheimnisvollen Krankheit erst am Tage nach einem Besuch, den ich im Laboratorium eines meiner alten Freunde gemacht habe; bei dem habe ich eine Flasche Cyankali genommen, die mir den Tod geben soll; und diese Flasche habe ich in einem Möbelstück meiner Frau verschlossen.

Gelähmt, zu Boden geschlagen, bleibe ich auf dem Sofa liegen, betrachte meine spielenden Kinder, denke an die schönen Tage der Vergangenheit

und bereite mich auf den Tod vor. Aber ich lasse nichts Schriftliches zurück, denn ich will nicht die Ursachen meines Todes und meinen dunklen Verdacht aufdecken.

Ich bin bereit, zu verschwinden, getötet von einer Frau, der ich verzeihe!

Mit einem Auge beobachtet mich Maria; die fragt sich, ob ich nicht bald in die andere Welt hinübergehen werde, damit sie in Frieden die Einkünfte, die ihr die gesammelten Werke des berühmten Dichters einbringen werden, und die Staatspension, die sie sicher für die Kinder erhalten wird, geniessen kann . . .

Mein Drama hat ihr einen Erfolg eingetragen, einen solchen Erfolg, dass sie in den Ruf einer grossen Tragödin kommt. Sie bläht sich vor Stolz. Eine zweite Rolle kann sie sich selber wählen. In der fällt sie vollständig durch. Da sie nun erkennt, dass i c h sie geschaffen, und wieder zu Ehren gebracht habe, wird der Hass der Schuldnerin grösser und grösser. Sie läuft zu allen Direktionen, um ein Engagement zu suchen, findet aber keins. Schliesslich zwingt sie mich, die Unterhandlungen mit Finland wieder zu eröffnen. Von neuem bereite ich mich vor, mein Land zu verlassen, meine Freunde, meine Verleger, um in die Mitte ihrer Freunde, die meine Feinde sind, überzusiedeln. Aber die Finländer wollen nicht: ihre Laufbahn ist zu Ende.

Während dieser Zeit führt sie die Existenz einer unbeschäftigten Frau, die von allen ihren Pflichten als Gattin und Mutter befreit ist. Da meine Gesundheit mir untersagt, sie zu den Gesellschaften der Künstler zu begleiten, geht sie allein. Manchmal kommt sie erst am Morgen nach Hause, ist

berauscht und macht einen Lärm, dass das ganze Haus aufwacht. Mit Ekel höre ich, wie sie sich im Zimmer der Kinder, wo sie schläft, übergibt.

Was ist in einem solchen Fall zu tun? Seine Frau anzeigen? Nein. Sich scheiden lassen? Nein. Die Familie ist für mich ein Organismus geworden wie der der Pflanze; ein Ganzes, dessen Bestandteil ich bin. Allein könnte ich nicht existieren; allein mit den Kindern, ohne ihre Mutter, auch nicht; die Überleitung meines Blutes findet durch die grossen Arterien statt, kommt aus meinem Herzen, um sich in der Gebärmutter meiner Frau zu verzweigen und in den kleinen Körpern meiner Kinder auszubreiten. Es ist ein System von Blutgefässen, die mit einander verstrickt sind. Wenn man ein einziges abschneidet, entflieht mir das Leben mit dem Blut, das der Sand trinkt. Darum ist der Ehebruch der Gattin ein schreckliches Verbrechen. Darum möchte man der Losung des bekannten Schriftstellers „Töte sie" gehorchen, wenn der Vater zu Tode getroffen ist, weil er an seiner von einer gewissenlosen Mutter gefälschten Nachkommenschaft zweifelt.

Maria dagegen ist ganz eingenommen von den törichten Ideen, welche die Freiheiten und Rechte der Frau ausdehnen wollen, und schliesst sich den neuen Lehren an, dass die Frau, die ihren Mann betrügt, nicht schuldig sei, denn sie ist nicht sein Eigentum.

Ich kann mich nicht zur Spionage erniedrigen, und will keine Beweise haben, denn das wäre gleichbedeutend mit dem Tod für mich. Ich liebe es, mich noch immer zu täuschen, in einer eingebildeten Welt zu leben, die ich nach meinem Gefallen poetisch verkläre.

Und doch fühle ich mich verwundet. Ich fürchte, dass meine Nachkommenschaft gefälscht ist; ich zweifle, ob die Kinder, die vor der Nachwelt meinen Namen tragen, von dem Ertrage meiner Arbeit leben werden, meine Kinder sind. Nichtsdestoweniger liebe ich sie, denn sie sind in mein Dasein eingetreten, um das künftige Leben zu sein. Jetzt, wo mir diese Hoffnung, mich in meinen Kindern zu überleben, genommen ist, schwebe ich in der Luft wie ein Gespenst und atme durch Wurzeln, die mir nicht gehören.

Maria scheint ungeduldig zu werden, dass sich mein Ende verzögert. Wenn sie mich auch in Anwesenheit von Zeugen wie eine Mutter liebkost, heimlich quält sie mich, wie im Zirkus der kleine Gaukler hinter den Kulissen von seinem Vater gezwickt wird. Um meinen Tod zu beschleunigen, behandelt sie mich schlecht. Sie erfindet eine neue Marter: sich an meine zufällige Schwäche haltend, behandelt sie mich als gebrechlichen Menschen. Auf der Höhe ihres Grössenwahns, droht sie mich zu schlagen, indem sie erklärt, sie sei stärker als ich. Sie geht so weit, dass sie auf mich losstürzt. Da aber erhebe ich mich, packe sie bei den Händen und werfe sie aufs Sofa.

— Willst du zugeben, dass ich trotz meiner Schwäche doch noch stärker bin!

Sie gibt es nicht zu, sondern macht nur ein verdutztes Gesicht; sie ist wütend, dass sie Unrecht hat, und verlässt mich trotzig.

Im Kampf hat sie mir gegenüber alle Vorteile der Frau und der Schauspielerin. Der Mann, der den ganzen Tag über arbeiten muss, kann sich nicht gegen eine beschäftigungslose Frau verteidigen, die Zeit genug hat, ihre Intrigen zu spinnen. Schliess-

lich ist der Mann in einem Netz gefangen, das ihn von allen Seiten umstrickt.

Während sie mich vor der Welt der Ohnmacht anklagt, damit ihr Vergehen ihr verziehen wird, gebieten mir Ehre, Scham, Mitleid, ihr körperliches Gebrechen zu verschweigen, das sie sich bei der ersten Entbindung zugezogen und das sich durch die drei folgenden verschlimmert hat: mit dem anatomischen Ausdruck heisst es Dammbruch. Ein Mann, der die Geheimnisse seiner Ehe niemals einem Menschen anvertraut, sollte die Gebrechen seiner Frau verbreiten!

Ohnmacht! Und ich war es immer, der feurig um ihre Gunst bat und die unangenehmsten Zugeständnisse machte, um sie zu erlangen . . . Sie hatte keinen Grund, sich zu beklagen; aber sie hatte die Natur einer Hündin und musste um jeden Preis geniessen, auch um den Preis ihres Glücks oder den der Kinder!

„In der Liebe, sagte Napoleon, der grosse Frauenkenner, erringt man einen Sieg nur, wenn man die Flucht ergreift!" Aber die Flucht ist den bewachten Gefangenen nicht möglich, und den zum Tode Verurteilten ist sie erst recht unmöglich . . .

Während ich mich ausruhe, erholt sich mein Gehirn. Von meinen Arbeiten befreit, entwerfe ich den Plan, aus dieser von einer Megäre und meinen dupierten Freunden bewachten Festung zu entweichen. Ich nehme meine Zuflucht zu einer Kriegslist und lasse unserem Arzt einen Brief zukommen, in dem ich bekenne, ich fürchte wahnsinnig zu werden, und als Heilmittel eine Reise ins Ausland vorschlage. Die Antwort muss meinem Vorschlag zustimmen, und ich beeile mich, Maria dieses Urteil mitzuteilen, gegen das es keine Berufung gibt:

— Der Arzt hat es verordnet!

Diesen Ausdruck gebrauchte sie selber stets, wenn sie dem Arzt vorschrieb, was er ihr verordnen solle.

Sie erbleichte, als sie es hörte.

Ich will mein Land nicht verlassen.

— Dein Land? . . . Das ist Finland! Übrigens weiss ich nichts, was du in Schweden vermissen könntest, wo du keinen Verwandten, keinen Freund, kein Theater hast.

— Ich will nicht gehen . . .

— Warum nicht? . . .

Nach einem Zaudern fährt sie fort:

— Weil du mir Furcht machst! Ich will nicht mit dir allein bleiben.

— Ein Lamm, das du am Bande führst, macht dir Furcht? Das ist nicht dein Ernst.

— Du bist ein Elender, und ich will ohne Schutz nicht an deiner Seite bleiben!

Sie muss einen Geliebten haben. Oder sie fürchtet, dass ich die Entdeckung ihres Verbrechens erlebe.

Ich also mache ihr Furcht, ich, der ich wie ein Hund kusche, der ich meine Löwenmähne unter der Schere habe fallen lassen, um mich mit dem Stirnhaar des Pferdes zu begnügen; der ich meinen Schnurrbart in die Höhe gestrichen habe und Klappkragen trage, um besser für den Kampf mit ihren gefährlichen Liebhabern gerüstet zu sein!

Ihre Furcht flösst mir noch mehr Furcht ein und belebt wieder meinen Argwohn.

— Diese Frau hat einen Liebhaber, den sie nicht verlassen will, oder sie fürchtet ihr Gericht, sage ich mir.

Nach endlosen Erörterungen lockt sie mir das Versprechen ab, dass wir wenigstens im Laufe eines Jahres zurückkehren.

Ich verspreche es.

Der Wille zum Leben kehrt zurück und ich mache mich an die Arbeit, um einen Band Gedichte zu vollenden, der im Winter nach meiner Abreise erscheinen soll.

Den Sommer im Herzen, singe ich mit frischer Kraft; ich besinge besonders die angebetete Frau, deren blauer Schleier am Tage unserer ersten Begegnung ihren Strohhut umwehte und für mich die Fahne geworden ist, die ich auf den Mast hisse, wenn ich ins stürmische Meer hinausfahre. Eines Abends lese ich in kleinem Kreise dieses Gedicht in Gegenwart eines Freundes. Maria hört andächtig zu. Als ich zu Ende gelesen habe, bricht sie in Tränen aus, erhebt sich und küsst mich auf die Stirn.

Eine vollendete Schauspielerin, hatte sie meinem Freund die liebende Gattin vorgetäuscht. Und dieser einfältige Mensch hält mich seit diesem Tage für den eifersüchtigen Narren, dem der Himmel das liebenswürdigste Weib beschert habe!

— Sie liebt dich, alter Freund, versichert mir der junge Mann!

Und vier Jahre später führt er diese Szene unter den überzeugenden Beweisen für die Treue meiner Frau an.

— Ich schwöre dir, in diesem Augenblick war sie aufrichtig, wiederholt er.

— Aufrichtig in ihrer Gewissensqual, ja! Vor dieser Liebe, welche die Dirne in eine Madonna verwandelt! Das will ich glauben!

11.

Sonnendunst.

Er sieht nach, ob die Sachen mitgekommen sind, als ob er das sehen könnte in dem Wirrwarr von Menschen und Dingen, der auf dem Achterdeck herrscht.

Er fühlt sich eines unbekannten Vergehens schuldig, bis der Dampfer an der Mühle vorüberfährt. Das starke Sonnenlicht blendet ihn, die Meeresfläche ist so unendlich gross und die blauenden Berge draussen locken so wunderbar. Da steht der Wagen der Kleinen; der weisslackierte dort mit dem blauen Verdeck, nicht der andere; er kennt ihn so gut, kleine weisse Milchflecken sind auf dem blauen Zeuge. Und dort steht der grosse Sessel und das Sopha aus der besten Stube und die Badewanne mit den Blumentöpfen. Die sehn so staubig aus, die armen Dinger, sie haben den ganzen Winter im Tabakrauch gestanden; dort die Pelargonie stand auf dem Schreibtisch im Lampenschein jetzt im Vorfrühling, wo die Abende noch lange sind; und da stand der Sessel dort rechts am Schreibtisch, und er bekam ein stilles freundliches aufmunterndes Nicken vom Sessel, wenn er von der Arbeit aufsah, bei der die Feder über das Papier irrte; wenn aber der Sessel leer war, liess er den müden Blick durch

das Zimmer schweifen und auf den Cretonneblumen des Sofas dort ruhen; aber so viele Augen blicken ins Zimmer hinein, und die Lampe flammt auf. Ah! Ah! Das ist die Sonne, die auf das Achterdeck scheint! Sieh dort ein paar bekannte Augen vom vorigen Jahr — wie blass. Ist er krank gewesen? Nein! Wir haben uns nicht getroffen seit vorigem Jahr! Nein, man sieht einander nicht in der Stadt, man hat so viel zu tun! Man kommt aus seiner Schule — und geht nach Haus! Das ist ein schwerer Winter gewesen. Die Kinder haben die Masern gehabt . . . Es weht kalt hier oben, ich gehe in den Salon hinunter.

Wieder diese vielen Augen, die auf das Sofa und den Sessel starren. Aber sie sehen glücklich aus, sehnsüchtig, etwas erwartend, das sicher kommen muss.

Er verlässt seinen Platz und geht nach vorn aufs Vorderdeck, um den frischen Wind sich ins Gesicht wehen zu lassen. Es kommt Rauch und Essgeruch aus der Kambüse, wo die Köchin sitzt und sich abkühlt. Und die grosse Kajüte; das Tuch ist ebenso weiss wie im vorigen Jahr, der Tafelaufsatz glänzt ebenso, die Blumen auf dem Spiegeltisch sind ebenso neu und frisch, die Lampen klappern in ihren Messinghaltern ebenso wie im vorigen Jahr, und doch ist es neu. Das ist des Frühlings, der Natur ewig verjüngende Macht!

Und die Ufer ziehen an den offenen Ventilen vorbei in einem langen triumphierenden Defilé, bald düster drohend, bald freundlich lächelnd, aber alle so neu, so ewig jung.

Er fällt in dunkle Träume; er wird zwischen die Häuser gepresst in engen schwarzen Gassen; er befindet sich auf dem Grunde eines Brunnens,

er will durch ein Gewölbe hindurch kriechen und bleibt stecken; man schlichtet Ziegelsteine auf seine Brust, als er von einem lauten Klopfen an die Fensterläden geweckt wird. Er stürzt auf, aber es ist stockfinster im Zimmer; er stösst die Läden auf, und ein Meer von Licht und Grün liegt vor ihm. O Natur! Wirklichkeit, die alle Träume übertrifft. Siehst du, Träumer, so etwas hat dein Gehirn niemals zusammen träumen können, und du schwatzest noch von der kalten Wirklichkeit.

Die Morgensonne beleuchtet eine Augustlandschaft. Er steckt ein Brot in die Tasche, nimmt sein Horn über die Schulter, einen Stock und einen Korb — er will hinaus auf Jagd — auf unblutige Jagd.

Sie wandern zwischen Eichen und Haselbüschen; dort stehen Herbstblumen, die gewartet haben, bis die Sense vorübergegangen, ehe sie sich ans Licht wagten, um sich in unangefochtenem Besitz des Lebens freuen zu können, bis der Frost kommt. Sie gehen über das Stoppelfeld, springen über den Graben, schwingen sich über den Zaun und nun beginnt die Jagd auf der Strandwiese.

Auf der kurzhaarigen Grasmatte, die von Riedgras und verkümmerten Sumpfkräutern gewebt ist, liegen die Champignons wie frisch gelegte Eier, auf den Besuch der Sonne wartend, um ihre Bestimmung erfüllen zu können, ehe sie faulen; aber das können sie nun nicht mehr, nachdem sie ihre neue Bestimmung erhalten haben — zu sterben in ihrer Jugend.

Man verläßt das Schlachtfeld und zieht hinan in den Fichtenwald, wo es nach Terpentin duftet — Gesundheit und Krankenzimmer — Balsam für wunde Brust, wie man sagt; in den Wald, wo man unten in der Windstille geht, während es zwanzig

Ellen über dem Kopfe braust. Da fliegt ein Auerhahn auf, dass es prasselt in den Zweigen. Jetzt hätte man eine Flinte haben müssen.

Warum müsste man immer eine Flinte haben, wenn man draussen im Walde ein unschädliches Geschöpf sieht? Es gibt bessere Gelegenheiten im Leben, wo man eine Flinte haben müsste.

Dort geht ein Fahrweg; die Geleise der Ochsenwagen sind tief in die Erde eingedrungen; das hat aber eine sehr giftige Gattung von roten Speiteufeln nicht gehindert aufzuschiessen; sie brauchten vielleicht Radnägel in den Kopf und Ochsentritte auf den Scheitel, um ins sichtbare Dasein eintreten zu können.

Es wird lichter unter den Zweigen, und der Weg hört bei einem Holzschlag auf; hier liegen Überreste von den Riesen des Waldes, die durch die Axt gefallen sind, denn sie konnten nicht mit der Wurzel ausgerissen werden. Der Stubben aber steht noch und ist überfallen von einer Schar Löcherpilze von allen Farben und Grössen; sie haben sich über ihn geworfen wie Fliegen auf eine Leiche, aber sie halten sich doch meistens an die morschen, die sie bewältigen können; aber sie sehen verhungert aus, bleich und blutlos; sie sind nicht hübsch wie der Speiteufel, und auch nicht giftig, aber sie sind so nützlich.

Und der Wald wird wieder dunkler und die Fichten mischen ihre Zweige mit dem Moos auf dem Boden und umarmen die Steine und bauen kleine kühle Hütten, wo der safrangelbe Eierschwamm in Moos eingebettet wächst und sein kurzes Leben geniesst, vor der brennenden Sonne und raubgierigen Insekten geschützt.

Der Boden wird feucht; der Gagel, einst auch gejagt wegen seiner betäubenden Eigenschaften,

wuchert in Frieden zwischen den Erdhöckern, unter graubärtigen verkommenen Kiefern, die an Überfluss gestorben sind. Ein Specht hämmert oben und hört nach, ob es ordentlich hohl ist. Die Sonne beginnt zu brennen; der Boden wird steinig, der Wald lichtet sich wieder, und nun hört man ein Brausen vom Boden her, und ein frischer Wind streift das Gesicht; es beginnt zwischen den unteren Zweigen blau zu schimmern, und ein Duft von frischen Austern kommt durch die Fichten. — Noch einige Schritte den Abhang hinauf — und da — das Meer! das Meer! Der Wind liegt auf dem Lande und die Wellen schlagen an die Klippen hinauf, werden aber wieder hinab geworfen, um aufs neue ihr Spiel zu beginnen.

Fort mit den Kleidern und hinunter in die Tiefe. Was sah er dort unten in einer Sekunde? Eine andere Welt, wo die Bäume rot waren wie Tang und die Luft smaragdgrün wie das Wasser des Meeres; und dann ist er wieder oben mitten zwischen den rauschenden und kämpfenden Wogen; und er ringt mit ihnen, bis er müde wird, und legt sich auf ihren Rücken; und sie werfen ihn in die Höhe, als ob sie ihn in den Himmel werfen wollten, und sie ziehen ihn hinunter in dunkle Schluchten, als ob sie ihn in den Abgrund reissen wollten; er hört auf zu wünschen, er leistet keinen Widerstand; sein Körper hat seine Schwere verloren, er steht nicht mehr unter dem Einfluss der Gravitationsgesetze, er schwebt zwischen Wasser und Luft — das ist die vollständige Ruhe ohne Empfindungen.

Er lässt sich von der Welle ans Land tragen, auf den seichten Sandstrand, wo er zwischen den Klippen eine Rumpelkammer bildet. Hier hat das Meer alles gesammelt, was es nicht verschlingen konnte, es sortiert, gewaschen, poliert: zerbrochene Ruder,

Legionen von Korken, Baumrinde, Rohrpfeifen, Dauben, Fassbänder. Dort setzt er sich und betrachtet eine losgebrochene Schiffsplanke.

Die letzte Schäre vorüber —
Es kracht an Luv und Lee —
Gefiert die Schoten und Bäume,
Gehts in die offene See.

Es stampft und klopft am Steven,
Die Segel stell'n sich ein;
Es geht über grüne Wogen
In blauen Himmel hinein.

Vom stampfenden Steven späht er
Die weite Runde umher;
Sein Auge will Ruhe suchen,
Doch findet zur Rast nichts mehr.

Da weilt sein müdes Auge,
Sein Blick schweift weiter nicht:
Er fand in der Ferne ein Etwas,
Ein Pünktchen, irrend und licht.

Dahin über zischende Wogen
Die schwankende Bahn es zieht,
Wie um die Lampe die Motte
Gelockt von dem Licht, das sie flieht.

Es ist ein Apollofalter,
Auf weitem Meere allein,
Er suchte draussen die Freiheit
Und fliegt ins Grab hinein.

Doch vorwärts gehts wie das Schicksal,
Im Nu ist der Anblick dahin.
Er späht in blauende Wolken,
Doch findet nichts mehr darin!

Es steht beleibter Schierling
Auf kiesigem Feldspatstrand.
An der Wurzel liegt eine Natter
Und schläft im Sonnenbrand.

Die Biene surrt in der Blüte
Und saugt aus Staub und Stift;
Der Brut saugt sie den Honig,
Dem Stachel sammelt sie Gift.

Halt fest die Schot der Focke,
Der Wind uns entgegen steht;
Es zeigt mir dein flatternder Schleier
Dein Haar, das mutwillig weht!

Dein flatternder blauer Schleier
Hier zwischen Masten und Taun —
Ich glaube ein Stück vom Himmel,
Eine blaue Welle zu schaun.

Seitdem ich zuerst ihn gesehen
Vergangen sind zehn Jahr,
Und gab es auch grosse Kämpfe.
Die Liebe doch grösser war!

Es war auf der Königinstrasse,
Ein Junitag heiss und bleich,
Da trafen wir einander
Auf engem Bürgersteig.

Und dann verschwandst du im Strome
An Ladenfenstern entlang,
Der Laut deiner kleinen Stiefel,
Der Schleppe Rauschen verklang.

Auf Hüten und Sonnenschirmen
Dein blauer Schleier floss,
Er sank in die Menschenflut dann,
Die langsam sich über ihn schloss.

Doch ich, ich suchte ihn wieder;
Wie eine Standarte fast,
Fuhr ich hinaus in die Stürme,
Ich hisste ihn hoch am Mast!

Dein flatternder blauer Schleier
Ist ebenso blau heut noch,
Es ist gewiss nicht derselbe
Und immer derselbe doch.

Halt fest die Schot der Focke,
Die See geht in Wogenbraus.
Wir fürchten wohl keine Stürme,
Doch Kinder warten zu Haus.

Sie sind eine Woche lang eingeschlossen gewesen, weil es geregnet hat. Er hat sein Quartier am Fenster aufgeschlagen, denn er hat dort eine Scheibe, die von Alter und Sonne gelb und grün und rot geworden ist, und wenn er durch sie hinaussieht über die graue, bewölkte Wasserfläche, dann ist Sonnenschein; die grauen Mövenklippen werden rot, die Luft wird gelb und die Bäume smaragdgrün; wenn er aber auf eine besondere Art durch die Scheibe sieht, bekommt er einen Regenbogen am Himmel und dann glaubt er, dass es wieder schön werden wird.

Weit draussen aber liegt eine kleine Insel, die sieht unverdorbener aus als die andern Eilande; die Fichten sind dichter, die Klippen grüner, und es steht Schilf am Ufer. Dahin geht jetzt seine Sehnsucht, denn von da sieht er das offene Meer.

Und es wurde wieder Sonnenschein. Er stiess sein Boot ab und hisste die Segel! Es geht über die schaukelnde Welle und der Meeresarm wird breiter; weit draussen aber lockt die grüne Insel, und sie kommt näher und näher, bis das Boot in das flüsternde Schilf schießt, und er steigt ans Land.

Er sieht seinen Traum verwirklicht. Allein zwischen Bäumen und Klippen, das Meer vor sich und einen unendlich blauenden Himmel über sich; kein Laut, der die störende Gegenwart des Menschen verrät, kein Segel am Horizont, keine Hütte an den Ufern. Ein Austernfischer, der die Einsamkeit liebt, schreckt auf und schreit so ängstlich sein hilf! hilf! Ein Volk Krickenten mit der Mutter an der Spitze macht sich auf und läuft auf dem Wasser, um die Ankunft des Gefürchteten zu fliehen; eine graue Natter rollt sich auf und rinnt

wie ein Bach zwischen die Steine, um zu fliehen; die Möven kommen von den Schären, um den Friedensstörer zu sehen, und sie schreien wie kleine Kinder und fliehen; da fliegt ein Krähe auf aus einer dichten Fichte und sie flattert und schlägt mit den Flügeln und schreit und droht und jammert und flieht nach entlegenen Schären; alles flieht den Gefürchteten, der die Menschen floh.

Er wandert am Sandufer; da liegt das Skelett einer Kiefer, die das Meer weiss genagt, welche die Sonne leichenweiss gebleicht hat; sie liegt da wie das Gerippe eines Drachen und zwischen den Rippen blühen das purpurrote Lythrum und die goldgelbe Lysimachia; verlassene Schneckenschalen betten sich um die wilde Aster, die ihr Leben auf deren Gräbern lebt; der Baldrian duftet und wuchert in einem Bett von stinkendem Tang.

Er verlässt das Ufer und wendet sich ins Fichtengehölz. Sie stehn so gerade, die Bäume, etwas zu gerade, aber er sieht das Meer zwischen ihnen, das Meer — die Einsamkeit, die Natur! Aber der Boden ist so eben, als ob er vom Menschenfuss getreten wäre; hier steht ein Stubben — die Axt ist hier gewesen; dort wächst eine Brennessel, der Mensch ist hier gewesen; das kann nicht irre führen, denn die Nessel ist des Menschen Parasit, der sich nicht hinauswagt in die Einsamkeit des Waldes oder in die weiten Gründe der Wiesen; die Nessel ist ein Ungeziefer, das vom Menschen ernährt wird, das nur leben kann, wo es Menschen gibt; sie sammelt allen Staub und Schmutz, den sie erreichen kann, auf ihren haarigen klebrigen Blättern, und sie brennt, wenn man sie berührt. Eine herrliche Brut, von Sünde genährt.

Er wanderte weiter. Ein Sperling — der Nachbar des Rinnsteins und des Hinterhofes — der

Geflügelte, der sich im Staube wohl fühlt, der sich im Schmutz badet — der eine Ratte hätte werden müssen, da er seine Flügel nicht benutzen wollte — des Menschen Schakal. Wovon lebte er denn hier draussen, wo der Mensch nicht war? Vielleicht vom Samen der Nessel?

Einige Schritte und er findet eine Schuhsohle; es war ein grosser Fuss, ein von Arbeit entstellter Fuss, der seine schweren Schritte auf dieser Sohle getreten hat. Zwischen den Baumstämmen erhebt sich ein Felssteinherd wie ein Altar für den Bezwinger der Natur, welcher der Stärke Opfer gebracht hat. Das Feuer ist längst erloschen, seine Wirkungen aber sind sichtbar. Der Boden ist aufgewühlt wie von unreinen Tieren, die Bäume sind abgeschält, und selbst die Klippe hat man zerbrochen; dort im Berge sieht man einen Riesenbrunnen, mit schmutzigem, braunem Wasser; man hat die Eingeweide der Erde entblösst und die Trümmer umhergeworfen wie böse Kinder, die ihren Willen nicht bekommen oder nicht gefunden haben, was sie suchten. Aber es fehlt doch ein grosses Stück im Berge! Das nahm man mit, als man mit dem Feldspat nach der Porzellanfabrik segelte, und als es nichts mehr zu holen gab, kam man nicht mehr wieder!

Er floh von der Verwüstung und lenkte seine Schritte nach dem Boot hinunter.

Fußspur im Sande! Er fluchte und wollte fliehen, aber da merkte er, dass er sich selbst geflucht hatte, und da verstand er, warum die Möven flohen und die Natter und die andern, und er trat wieder in seine Spur, denn er konnte ja nicht sich selbst fliehen.

Er nahm sein Fernrohr und richtete es auf die Meeresfläche, über die er gekommen war. Und

er sah ein weisses Kleid unter den Eichen und er sah das blaue Verdeck. Und er ging zum Boot hinunter, nahm sich einen Schnaps und ein Butterbrot und dachte bei sich, als er sich ans Ruder setzte: Der du alles bekommen hast, was du dir gewünscht, das Beste, was das Leben gibt, warum murrst du denn?!

12.

Das Haus ist endlich von den Freundinnen befreit.

Die letzte, die schöne, ist in Begleitung meines besten Freundes, eines berühmten Gelehrten, verschwunden, der von einer Expedition mit vier Orden und gesicherter Zukunft zurückkehrte. Da sie kein Unterkommen hatte, wohnte die Schöne in meinem Haus, ohne irgendwelche Pension zu zahlen. Sie ergreift die Gelegenheit und hängt sich an den armen Burschen, der seit einem Jahr im unfreiwilligen Zölibat lebt. Sie verführt ihn in einem Wagen, den sie in dunkler Nacht unter dem Vorwand bestellt, sie wolle ihn irgend wohin bringen; zwingt ihn, sie zu heiraten, indem sie in einem dritten Haus, in das die beiden eingeladen sind, einen öffentlichen Skandal macht. Sobald sie sich gesichert weiss, lässt die Schöne die Maske fallen. In einer Gesellschaft vergisst sie sich im Rausch und nennt Maria verderbt. Ein Kamerad, der die Gesellschaft mitgemacht hat, hält sich für verpflichtet, mir diese Äusserung mitzuteilen.

In drei Sätzen beweist Maria, dass die Beschuldigung absurd ist, und ich verschliesse der Dame künftig die Tür, obwohl ich mir dadurch den Verkehr mit dem Gelehrten raube und diesen Freund für immer verliere.

Ich bin nicht so neugierig, dass ich über dieses Wort „verderbt“ Untersuchungen anstelle, aber es lässt doch einen Stachel in meinem blutenden Fleisch zurück. Neue Beleidigungen, die derselbe unreine Mund ausspricht, betreffen das verdächtige Leben, das Maria während ihrer finländischen Reise geführt hat. Da erwacht mein alter Verdacht wieder: die Fehlgeburt, das Gespräch über das Schicksal, ihre vollständige Hingabe . . . Alles bestärkt mich in dem Entschluss, zu fliehen.

Maria hat entdeckt, wie gut man einen kranken Poeten benutzen kann, und macht sich zur barmherzigen Schwester, zur Krankenpflegerin, zur Irrenwärterin, wenn es sein muss!

Sie flicht sich eine Heiligenkrone, handelt hinter meinem Rücken eigenmächtig, geht schliesslich, wie ich später entdeckte, so weit, dass sie von meinen Freunden auf meinen Namen Geld leiht. Zur selben Zeit verschwinden wertvolle Möbel aus der Wohnung, die zu der Abenteurerin Nummer eins gebracht werden, damit sie sie verkauft.

Das alles erregt meine Aufmerksamkeit, und zum ersten Male stelle ich mir diese beunruhigende Frage:

— Sollte Maria geheime Ausgaben machen? Sollten dadurch die geheimnisvollen Verkäufe kommen, die ich entdecke? Daher die enormen Kosten des Haushalts? Und wenn es so ist, zu welchem Zweck? . . .

Ich habe jetzt das Gehalt eines schwedischen Ministers, mehr als ein schwedischer General, und dabei führe ich ein elendes Leben, als hätte ich eine Bleikugel am Fuss. Und doch ist unser Haushalt sehr einfach! Wir haben die Kost eines Kleinbürgers, die schlecht zubereitet, oft nicht zu essen ist. Wir trinken die Getränke des Arbeiters, Bier und Branntwein; der Kognak ist bei uns so schlecht,

dass sich unsere Tischgenossen darüber aufhalten. Ich rauche nur die Pfeife. Ich leiste mir kein Vergnügen, ausser den Abenden, an denen ich ausgehe, um mich etwas aufzurütteln; das ist ein Mal im Monat.

Ein einziges Mal, als ich ausser mir bin, will ich die Frage untersuchen. Ich ziehe eine erfahrene Dame zu Rate. Als ich sie frage, ob die Kosten meines Haushalts nicht etwas zu hoch seien, und die enorme Summe nenne, lacht sie mir ins Gesicht und versichert, das sei der reine Wahnsinn.

Ich habe also Ursache, an ausserordentliche und geheime Ausgaben zu glauben. Aber was für welche? Verwandte, Tanten, Freundinnen, Liebhaber, die sie aushält? Wer wird das einem Gatten verraten? Jeder macht sich, ich weiss nicht, aus welchen Gründen, zum Mitschuldigen des Ehebruchs! . . .

Nach unendlichen Vorbereitungen ist endlich der Tag der Abreise festgesetzt. Da aber taucht eine neue von mir vorhergesehene Schwierigkeit auf, die eine Reihe von Jammerszenen zur Folge hat! Der Hund lebt noch immer. Was für Ärger hat er mir schon bereitet! Besonders weil ihm soviel Pflege gewidmet wird, dass die Kinder zu kurz kommen.

Indessen, der Augenblick ist gekommen, wo Marias Abgott und mein böser Geist, alt, schwärend, stinkend, zu meiner unaussprechlichen Freude seine Tage beschliessen soll. Maria selbst wünscht den Tod des Tieres; wenn sie aber an das unschuldige Vergnügen denkt, das sein Verschwinden mir bereiten wird, ärgert sie sich, und zieht die Hundefrage in die Länge; erfindet ausgesuchte Marter, um mich die erhoffte Seligkeit teuer bezahlen zu lassen.

Sie veranstaltet ein Abschiedsfest, stellt herzzerreissende Szenen an, lässt ein Huhn schlachten, von dem man mir, da ich noch kränklich bin, die Knochen vorsetzt, und reist dann — wir sind auf dem Lande — mit dem Hund in die Stadt.

Nachdem sie zwei Tage fortgewesen ist, zeigt sie mir ihre Rückkehr in kalten Worten an, wie es einem „Mörder" gegenüber angebracht ist. Von Glück berauscht, nach sechs bitteren Jahren, gehe ich zum Dampfer, um sie zu empfangen, jetzt sicher, sie allein wiederzusehen. Sie nimmt mich auf, als sei ich ein Giftmischer, hat Tränen in den Augen und stösst mich zurück, als ich sie umarmen will. Sie bemächtigt sich eines grossen Pakets von ungewöhnlicher Form; macht sich auf den Weg, als ginge sie in einem Leichenzug, schlägt einen rhythmischen Schritt an, als höre sie einen Trauermarsch.

Das Paket birgt den Leichnam! Himmel! Das Begräbnis ist mir vorbehalten; der letzte Schlag des Schicksals! Ein Mann muss den Sarg anfertigen, zwei Männer müssen die Grube graben. Obwohl ich mich fern halte, bin ich doch gezwungen, dem Leichenbegängnis des Ermordeten beizuwohnen. Es ist erbaulich! Maria sammelt sich und betet zu Gott für das Opfer und für den Mörder. Unter dem Lachen der Leute pflanzt sie ein Kreuz auf dem Grabe auf, das Kreuz des Erlösers, der mich — endlich — von einem Ungeheuer befreit hat, das selber unschuldig war, aber als Verkörperung der Bosheiten einer Frau, die einen Mann nicht offen zu quälen wagte, furchtbar wurde.

Nachdem wir einige Tage in tiefer Trauer verbracht haben, ohne dass sie mir einen Kuss gab — denn sie wollte einen Giftmischer nicht küssen — reisen wir nach Paris ab.

VIERTER TEIL

1.

Ich hatte Paris als Hauptziel meiner Reise gewählt, weil ich dort alte Freunde treffen würde, die in meine Exzentrizitäten eingeweiht waren; Vertraute, die meine Anwandlungen verstanden, meine Phantasien kannten, meine Kühnheiten liebten, also den augenblicklichen Geisteszustand ihres Dichters zu beurteilen vermochten. Auch hatten sich damals in Paris die ersten skandinavischen Dichter niedergelassen; unter ihren Schutz wollte ich mich stellen, um Marias schlimmen Absichten besser entgegenarbeiten zu können; sie hätte mich nämlich am liebsten in eine Irrenanstalt gesperrt.

Auf der Reise entwaffnet Maria nicht, behandelt mich vielmehr, da sie auf keine Zeugen Rücksicht zu nehmen braucht, als verächtliches Subjekt. Sie ist immer in Gedanken, ihre Blicke sind zerstreut, sie bleibt allem gegenüber gleichgültig. Vergebens führe ich sie durch die Städte, in denen wir die Nacht verbringen müssen; sie interessiert sich für nichts, sieht nichts, hört mich kaum. Meine Aufmerksamkeiten sind ihr lästig; sie scheint nach etwas zu schmachten. Aber wonach? Nach diesem Lande, in dem sie gelitten hat, wo sie keinen einzigen Freund zurücklässt — aber vielleicht einen Liebhaber?

Dazu beträgt sie sich wie die unpraktischste und und am schlechtesten erzogene der Frauen; ich entdecke, dass sie nichts von diesen höheren Eigenschaften der Ordnerin und Verwalterin besitzt, die sie sich angemasst hat. Sie lässt sich nach den ersten Hotels führen, und für eine einzige Nacht, die wir dort schlafen, verlangt sie, dass man die Möbel umstellt; wegen einer schlecht servierten Tasse Tee lässt sie den Hotelbesitzer kommen; sie macht auf den Korridoren einen solchen Lärm, dass wir uns demütigende Bemerkungen zuziehen. Um bis zum Essen im Bett bleiben zu können, lässt sie uns die besten Züge versäumen; durch ihre Schuld verirrt sich unser Gepäck nach falschen Stationen; wenn wir das Hotel verlassen, gibt sie der Bedienung freigebig eine Mark Trinkgeld.

— Du bist feige, antwortet sie auf meine Bemerkung.

— Und du bist nur eine nachlässige und unerzogene Frau!

Eine schöne Vergnügungsreise!

Als wir in Paris unter meinen Freunden sind, die sich von ihren Reizen nicht bezaubern lassen, merkt sie, daß sie unterliegt und fühlt sich in einer Falle. Was sie am meisten ärgert, ist die Freundschaft, die ich mit einem der ersten norwegischen Dichter schliesse, der mich mit Wohlwollen umgibt. Sie verabscheut ihn natürlich, weil sich das Wort dieses Mannes eines Tages zu meinen Gunsten erheben könnte.

Bei einem Essen der Künstler und Schriftsteller bringt dieser Mann eines Abends auf mich als das Haupt der modernen schwedischen Literatur einen Toast aus. Und meine arme Maria sitzt dabei, die Märtyrerin der mit dem „berüchtigten Pamphle-

tisten" geschlossene Ehe. Es erregt mein Mitleid, wie sie von den zu meiner Ehre erschallenden Beifallsrufen der Tischgenossen niedergedrückt wird. Als der Redner mir das Versprechen abnehmen will, mindestens zwei Jahre in Frankreich zu bleiben, kann ich den schmerzlichen Blicken meiner Frau nicht widerstehen. Um sie etwas zu trösten, um ihr eine Genugtuung zu verschaffen, antworte ich, in meiner Ehe würden wichtige Beschlüsse nur von beiden Gatten gemeinsam gefasst. Das trägt mir einen warmen Blick Marias und die Sympathie aller anwesenden Damen ein.

Aber mein Freund will mich nicht loslassen. Er besteht darauf, dass ich meinen Aufenthalt verlängere, und mit rednerischem Schwung fordert er die Tischgenossen auf, sich ihm anzuschliessen: alle erheben ihr Glas, um seinen Vorschlag zu unterstützen.

Ich muss gestehen, dass ich mir diese Hartnäckigkeit des Freundes noch nicht habe erklären können, wenn ich damals auch verstand, dass ein geheimer Kampf zwischen meiner Frau und ihm ausgekämpft wurde, dessen Grund ich nicht kannte. Dieser Mann war vielleicht besser unterrichtet als ich, und mit dem Scharfblick, der den ersten Eindruck begleitet, hatte er mein Geheimnis ohne Zweifel durchschaut; war er doch selber mit einer Frau von seltsamen Sitten verheiratet.

Maria fühlt sich nicht wohl in Paris, wo die Bedeutung ihres Gatten allgemein anerkannt wird, und nach drei Monaten hasst sie die grosse Stadt. Unaufhörlich warnt sie mich vor den „falschen Freunden, die mir eines Tages Unglück bringen würden."

Eine neue Schwangerschaft kündigt sich an, und die Hölle tut sich mir wieder auf.

Dieses Mal jedoch kann ich nicht an meiner Vaterschaft zweifeln. Ich war imstande, das Datum der Empfängnis zu bestimmen; ja gewisse Dinge riefen mir sogar den Augenblick der Empfängnis mit den Einzelheiten ins Gedächtnis zurück.

Wir reisen nach der französischen Schweiz.

Ist das nicht genug?

Es war eigentlich nicht weiter schade, dass der reiche Jüngling nicht Jesus fragte, was er tun solle, um das Rätsel des Lebens zu erfahren, denn Jesus hätte ihm sehr wohl dieselbe Antwort geben können wie auf die Frage nach der Seligkeit: „Gehe hin und verkaufe alles was du hast und gib es den Armen.“ Es war dagegen eher schade, daß der reiche Jüngling das nicht tat, und vor allem, dass er nicht einen brennendheißen Junitag des Jahres 1885 erlebte und in der geringen Gestalt eines sechzigjährigen Gemüsehändlers einen schweren Karren die Avenue de Neuilly hinunterzog, in einem fort mit der von intermittierendem Hunger und zunehmendem Alter zitternden Stimme rufend:

Cresson de fontaine!
La santé du corps!
Quatre liards la botte!
Quatre liards la botte!

Er hat die linke Allee eingeschlagen und ist vor allen Türen stehen geblieben; und alle Portier-

frauen haben abweisend den Kopf geschüttelt, denn die Jüngeren und Stärkeren sind bereits früher aufgewesen und haben sich mit dem Bedarf des Tages versehen. Er ist bis zur Porte Mailot gekommen und sieht die Avenue hinab, die sich scheinbar endlos bis zur Seine hinunter erstreckt. Er nimmt seine schwarze, baumwollene Mütze ab und wischt sich mit dem Ärmel seiner blauen Bluse den Schweiss aus der Stirn. Soll er jetzt umkehren und die rechte Seite nehmen, oder soll er nach Paris hineingehen und dort sein Glück versuchen; das grosse Glück, die Sous zu verdienen, die erforderlich sind, damit er Kraft bekommt, auch morgen seinen Karren zu schleppen? Soll er seinen letzten Franken beim Zoll riskieren und dann unbekannten Schicksalen entgegengehen? Ja, er wagt den Versuch, bezahlt seinen Oktroi und zieht auf die Avenue de la Grande-Armée.

Die Sonne ist gestiegen und die Strassensteine sind noch von gestern warm; die bunte Stadt riecht nach Schlafkammerluft, die kein Wind in Bewegung setzt, wenn sie durch die geöffneten Fenster der Schlafzimmer herausströmt; die Sonnenstrahlen machen den Staub, der von den geschüttelten Teppichen raucht, glühend; die Bedürfnisanstalten glänzen von neuen Zirkusplakaten und riechen nach erstickendem Ammoniak; Zigarrenstummel und Tabakspeichel, Pferdemist und Apfelsinenschalen, Selleriestengel und Papierfetzen quellen zwischen vergessenen Kehrichthaufen in dem dicken Strom hervor, den der Wassermann aus dem Rohr herauslässt und mit dem er alles nach dem Gitter der Kloake spült.

Der Alte ruft, wird aber von Omnibus und Lastwagen überstimmt; und niemand kauft. Müde und verlassen, setzt er sich auf eine Bank unter die Pla-

tanen. Die Sonne findet ihn doch durch das staubige Laub und brennt ihn hier und dort. Wie trist erscheint die Sonne dem Müden, der so gern den Himmel bewölkt und von einem Platzregen den unerträglichen Brand gelöscht sehen möchte, der den Nerven die Kraft nimmt und die Sehnen dörrt.

Aber auch durch die Qualen der Hitze dringen die des Hungers hindurch und die Unruhe vor dem morgenden Tag. Er steht auf und nimmt die Gabel wieder, schleppt sich die schwere Höhe nach dem Triumphbogen hinauf, in einem fort rufend: „Quatre liards la botte!“

An der letzten Gassenecke kauft eine Näherin zwei Bündel.

Und dann zieht er durch die Champs-Elysées und begegnet dem reichen Jüngling, der hinter einem englischen Kutscher nach dem Boulogner Wäldchen hinausfährt, um über den Zweck des Daseins zu grübeln. Die Paläste und die grossen Restaurants kaufen nichts, aber die Sonne beginnt auf die Kresse zu brennen, und die Blumenkohlköpfe lassen ihre langen, grünen Ohren so hängen, dass er sie bei der Fontäne am Rond-Point mit Wasser auffrischen muss.

Es ist Mittag, als er die Place de la Concorde passiert hat und auf die Quais gekommen ist. An den Trottoiren frühstücken die Herren; einige sind schon bis zum Kaffee gekommen. Sie sehen satt, aber bekümmert aus, als hätten sie eine traurige und schmerzliche Pflicht zu erfüllen, das Dasein zu erhalten. Aber der Alte sieht in ihnen selige Sterbliche, deren Tod sechs Stunden aufgeschoben ist, während er selbst sein Ich wie einen gedörrten Apfel schrumpfen fühlt.

Der Karren klappert am Pont-Neuf vorbei, und er

fühlt jeden Strassenstein gegen die Räder stossen und die Muskeln und Nerven der müden Arme rütteln. Er hat seit dem Morgen nichts gegessen noch getrunken, und die Stimme ist dünn wie die eines Schwindsüchtigen, so daß die Rufe jetzt wie Notschreie klingen, mit kleinen Vortakten von Seufzern aus tiefer Atemnot.

Die Füße brennen und die Hände beben; der Rücken ist heiss, als wolle das Rückenmark schmelzen, und das dünne Blut hämmert in den Pulsen der Schläfen, als er nach der Cité abbiegt und am Quai de l'Horloge Schatten sucht. An der Place du Parvis bleibt er vor einer Brasserie stehen und überlegt, ob er ein Glas Wein für seine Sous kaufen soll. Dann aber fasst er sich und zieht weiter, an Notre-Dame vorbei und bis zur Morgue.

Er kann an diesem geheimnisvollen kleinen Haus, wo so manche Lebensrätsel gelöst sind, nicht vorbeigehen und er tritt ein. Wie kühl und schön es darin aussieht, wo die Toten auf Marmor liegen wie der reiche Jüngling, und wo der Reiffrost in Haar und Bart schimmert wie an einem schönen gesunden Wintertag. Einige sehen missvergnügt aus, weil es weh tat, Wasser in die Lungen, das Messer ins Herz oder in den Bauch zu bekommen; einer lächelt, als sei er froh, daß es ein Ende nahm; einer liegt da und sieht gleichgültig aus, als sei es einerlei; das Problem war jedenfalls gelöst: er hatte gelebt, bis er starb. Keine Kleider, kein Essen, keine Wohnung mehr! Kein Kummer, keine Sorge. Alle hatten das höchste Gut des Lebens erreicht: eine Ruhe, die nicht durch Not, Misswachs, Krankheit, Todesfall, Krieg und Kriegsnöte, amerikanisches Getreide noch das harte Gesetz über den Arbeitslohn erschüttert werden konnte.

Ein Schlaf ohne Träume, wie sanft; und ohne Erwachen, wie herrlich!

Der Alte musste sie beneidet haben, denn als er ging, wandte er sich noch einen Augenblick um, seine Augen am Anblick der Seligen zu laben, die hinter den grossen Glasscheiben kühl schliefen.

Darauf zog er auf die andere Seite der grossen Kirche zu und kam ans Hauptportal. Er bat den Reliquienverkäufer, ein Auge auf den Karren zu haben, und ging hinein. Mit der rechten Hand rührt er das Weihwasser um und kühlt Stirn und Lippen. Drinnen ist es frisch und die Sonne dringt nicht durch die farbigen Fenster. Auf der Kanzel steht ein kleiner Abbé, der sich eben rasiert und noch poudre de riz auf dem blauen Bartboden hat; und er spricht und der Alte lauscht.

— Sehet die Lilien auf dem Felde, sagt er, sie nähen nicht und sie spinnen nicht, und doch war Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht wie eine von ihnen! Sehet die Vögel unter dem Himmel: sie säen nicht und sie sammeln nicht in die Scheuern, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch. Wie viel mehr seid ihr nicht denn sie!

— Wie viel mehr sind wir nicht denn sie! seufzt der Alte.

— Suchet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, sagt der Abbé, so fällt euch alles andere zu.

— Alles andere, seufzt der Alte. Alles andere! Zuerst das Reich Gottes und dann alles andere.

An einem Pfeiler im Seitenschiff steht der reiche Jüngling mit einem Bädeker in der Hand und versucht, in der Baukunst der Vergangenheit Zusammenhang und Wesen des Lebensprozesses zu erforschen. Er glaubt nicht an das Reich Gottes, aber er grübelt über den Zweck des Daseins und kann

nicht verstehen, warum man sich die Mühe machen soll, die Zeit zu töten, bis man siebenzig, höchstens achtzig Jahre alt wird. Wenn es sich gepasst hätte, wäre der Jüngling zu dem Alten hingegangen und hätte zu ihm, der seine Vegetationsperiode schon hinter sich hatte, gesprochen:

— Sag mir das Rätsel des Lebens!

Und wenn der Alte dann nicht vor Hunger und Durst ohnmächtig geworden wäre, hätte er geantwortet :

— Das Rätsel des Lebens, das ich bisher gelöst habe, ist für mich das Erhalten des Lebens gewesen.

— Nur das? fragte der reiche Jüngling verwundert.

— Nur? Ist das nicht genug? sagt der Alte. Nur?

— Wir verstehen einander nicht, sagt der reiche Jüngling.

— Nein, wir verstehen einander nicht, wiederholt der Alte, wir haben einander niemals verstanden.

— Weil du ein alter Egoist bist, der nur für sich gelebt hat, fährt der reiche Jüngling fort. Aber das Geschlecht, die Menschheit . . .

— Herr, antwortet der Alte, ich habe auch für das Geschlecht gelebt; denn ich habe vier Kinder ernährt und erzogen; ein Problem, das vielleicht schwerer zu lösen war als Ihres, dessen Lösung Sie fertig im Buchladen kaufen. Ja, Herr, geh hin und verkaufe alles was du hast und gib es den Armen, dann wirst du sehen, ob das Leben zu etwas anderem reicht!

Aber der reiche Jüngling wollte lieber das Problem ungelöst lassen und seinen Reichtum behalten; darum fuhr er fort, in dem Buch zu lesen, und fragte den armen Gemüsehändler nicht nach der Aufgabe des Lebens.

Der Alte aber, dessen Glaube auch nicht erschüttert worden, ging mit dem trostreichen Wort des Abbés „Sorget nicht für den morgenden Tag" aus der Kirche heraus, spannte sich wieder vor den Karren und zog nach dem linken Ufer hinüber.

An der Ecke des Boulevard St. Michel kann er bis zu zwölf Sous unter dem Preise verkaufen. Darauf zieht er weiter und lenkt in die Rue Bonaparte ein. Es ist Nachmittag, die traurigste Zeit am Tage, wo die Sonne beim Untergehen ist, aber das Dunkel noch nicht Ruhe bringend über die müden Menschen gefallen ist, die jetzt ruhen und spielen müssen, ehe sie zu den qualvollen Folterbänken der Träume und Erinnerungen gehen.

Er setzt sich auf eine Treppe und zählt sein Geld. Achtzig Centimes sind zwanzig weniger als der Frank, den er am Stadttor ausgab. Wie soll er dem Gärtner sechs Franken bezahlen; wie soll er essen, wie soll er trinken, und wie soll er bis zum Abend nach Suresnes zurückkommen? Er sieht vor sich die endlosen Champs-Elysées, die lange Avennue de la Grande-Armée, die schreckliche Neuilly-Avenue. Nein, das ist zu weit, um zurückzugehen, zu weit.

Er blickt sich um, als wenn er etwas suchte, und sein trübes Auge wird von den blauen und roten Glaskapseln des Apothekers geblendet, die auf der andern Seite der Straße im Sonnenschein glänzen. Da stehen ganze Regale mit Flaschen und Dosen; Drogen gegen schlechte Verdauung, Pillen für fehlenden Appetit, Pulver für heiße Hirne, die über den Zweck des Daseins gegrübelt haben; da liegen Schutzmittel gegen Übervölkerung oder zunehmende Armut. Migränestifte für die Löser der sozialen Frage, Schminkdosen für Nachtwachen, Pastillen für

Nervenleidende und wirtschaftlich Unabhängige. Da gibt es alles.

Der Alte richtet sich hastig auf, als habe er einen Käufer winken sehen, und geht in die Apotheke hinein.

— Bitte, geben Sie mir für zwölf Sous Laudanum, sagt er, mein Weib liegt in Krämpfen.

Und um seine Rede zu bekräftigen, hebt er seine rechte Hand, um zu zeigen und selbst zu sehen, wo der Ring am zweiten Finger sitzt. Aber da ist nur ein weisser Rand mit einer Vertiefung in der braunen Haut zu sehen.

Doch der Apotheker, der vielleicht auch auf seinen Käufer gewartet hat, beachtet das nicht, sondern füllt eine kleine Flasche mit der verlangten Flüssigkeit, beleckt eine Etikette, bekaut einen Kork, nimmt das Geld und setzt sich wieder über sein Arzneibuch, als dächte er: Was geht das mich an?

Der Alte geht mit seiner Flasche in der Tasche hinaus, nimmt noch einmal die Karre und zieht sie ein Stück die Strasse hinauf. Darauf bleibt er er vor einem Buchladen stehen, und wie um ein Glück zu erproben, an das er nicht mehr glaubt, ruft er zum letzten Mal:

Quatre liards la botte!
Quatre liards la botte!

Und als sei ihm bange, es könnte jemand zur Antwort winken, setzt er die Flasche an den Mund und trinkt die dunkelrote Droge, gierig, wie um einen brennenden Durst zu löschen. Die Pupillen schrumpfen, als habe er gerade in die Sonne gesehen; eine heftige Röte steigt in die Wangen, die Knie beugen sich, und er fällt auf den Rand des Rinnsteins. Zuerst ist ein Schnarchen zu hören,

als sei er in einen tiefen Schlaf gesunken; die Haut schwitzt stark und es zuckt in den Waden.

Als die Polizei dazukommt, liegt er ganz still, doch sein Gesicht spricht noch seine letzten Gedanken aus:

— Das Leben war gut zuweilen, böse dann und wann, doch dieses Letzte war das beste. Das Rätsel des Lebens löste ich, so gut ich konnte, und das war nicht wenig, wenn auch der reiche Jüngling fand, es sei nicht genug. Aber wir verstanden einander nicht. Es ist schade, dass die Menschen einander nicht verstehen sollen.

2.

In der Schweiz geben wir uns in Pension, um so alle Streitigkeiten über den Haushalt zu vermeiden.

Maria hält sich jetzt schadlos, denn sie hat mich wieder in ihrer Gewalt, da ich allein und schutzlos bin. Vom ersten Augenblick an stellt sie sich als die Wärterin eines ruhigen Irren vor. Sie macht Bekanntschaft mit dem Arzt, unterrichtet Wirt und Wirtin, warnt sogar die Kellnerinnen, Dienstboten, Pensionäre. Ich kann nicht mehr mit Menschen verkehren, die auf der Höhe meiner Intelligenz stehen und mich zu begreifen vermögen. An der Table d'hote rächt sich die Einfältige für das Schweigen, das sie in Paris hat beobachten müssen. Sie nimmt bei jeder Gelegenheit das Wort und kramt die Albernheiten aus, die ich ihr schon tausendmal vorgeworfen habe. Und da diese ungebildeten Bürger ihr aus Höflichkeit beistimmen, kann ich nur schweigen, und mein Schweigen überzeugt sie von ihrer Überlegenheit.

Sie sieht kränklich und leidend aus, als ob ein Kummer an ihr nage, und mir gegenüber kennt sie nur Hass.

Alles was ich liebe, verabscheut sie: sie macht die Alpen schlecht, weil ich sie rühme; sie ver-

achtet die Spaziergänge. Sie vermeidet es, mit mir allein zu sein. Sie übt sich darin, meine Wünsche zu ahnen, um sie zu verhindern; sie sagt ja, wenn ich nein sage, und umgekehrt; kurz, sie hasst mich!

Und ich, allein in diesem fremden Land, bin gezwungen, sie um ihre Gesellschaft zu bitten; da wir uns nicht mehr mit einander unterhalten, weil wir den Streit fürchten, bin ich zufrieden, sie an meiner Seite zu sehen, das Gefühl zu haben, an diesem Ort nicht isoliert zu sein.

Nachdem die Schwangerschaft festgestellt ist, glaube ich mich dem Liebesverkehr ganz hingeben zu können. Weil sie keine Gründe mehr hat, mich zurückzuweisen, erfindet sie Vorwände, um mich zu ärgern; und wenn sie sieht, wie mich unsere ungehemmten Umarmungen befriedigen, grollt sie mir wegen dieser Freude, die ich durch sie geniesse.

Es ist auch zuviel Glück für mich, dessen nervöses Leiden hauptsächlich von Enthaltsamkeit kommt!

Zur selben Zeit verschlimmert sich mein Magenkatarrh so sehr, dass ich nur noch Bouillon zu mir nehmen kann; nachts erwache ich unter furchtbarem Leibschmerz und unerträglichem Brennen, die ich durch kalte Milch zu lindern suche.

Mein verfeinertes Gehirn, das sich durch eine vollendete Bildung entwickelt hat, verwirrt sich durch die Berührung mit einem niedrigeren Gehirn; jeder Versuch, es mit dem meiner Frau in Einklang zu bringen, verursacht mir Krämpfe. Ich versuche es also mit den Fremden. Leider schont man mich in der Unterhaltung, wie man einen Irren schont!

So schweige ich denn drei Monate hintereinander. Am Ende dieser Zeit merke ich mit Schrecken, dass meine Stimme aus Mangel an Übung

erloschen ist, dass ich nicht mehr über den Gebrauch des gesprochenen Wortes verfüge.

Zum Ersatz will ich mit meinen Freunden in Schweden einen eifrigen Briefwechsel pflegen. Ihre zurückhaltende Sprache, ihr schmerzliches Mitgefühl, ihre väterlichen Ratschläge zeigen mir die Überzeugung, die sie sich von meinem geistigen Zustand gebildet haben.

Sie triumphiert. Ich bin auf dem Punkt, ein Schwachsinniger zu werden, und die ersten Anzeichen des Verfolgungswahns treten auf.

Wahn? Warum dieser Ausdruck? Ich werde verfolgt! Also ist es durchaus logisch, dass ich mich verfolgt glaube!

Mit einem Wort, ich falle in die Kindheit zurück. Äusserst schwach verbringe ich die Stunden auf dem Sofa, mein Kopf liegt auf Marias Knien, mit meinen Armen umschlinge ich ihre Taille, in der Stellung der Pieta des Michelangelo. Ich drücke meine Stirn gegen ihre Brust, sie nennt mich ihr Kind, und ich wiederhole: „Ja, dein Kind!“ Das Männliche erlischt in den Armen der Mutter, die aufhört Weib zu sein. Bald blickt sie mich als Siegerin an, bald macht sie mir freundliche Augen, von der plötzlichen Zärtlichkeit ergriffen, die dem Henker vor seinem Opfer kommt. Sie ist wie die weibliche Spinne, die ihren Gatten verschlingt, nachdem sie sich von ihm hat befruchten lassen.

Während ich krank darniederliege, führt Maria ein geheimnisvolles Leben. Sie bleibt im Bett bis zum Essen, das ist ein Uhr nachmittags. Dann geht sie in die Stadt, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, und kehrt erst zum Abendbrot zurück, sehr oft noch später. Wenn man mich fragt, wo meine Frau sei, antworte ich:

— Sie ist in der Stadt.

Und alle lächeln heimlich.

Niemals kommt mir ein Verdacht. Ich denke nicht daran zu spionieren.

Nach dem Abendessen bleibt sie im Salon und plaudert mit den Fremden.

Nachts trinkt sie Kognak mit dem Dienstmädchen; ich höre sie mit flüsternden Stimmen schwatzen, ohne mich so weit zu erniedrigen, dass ich an ihrer Tür horche . . .

Warum denn nicht? Weil es zu den Handlungen gehört, die man sich nicht erlauben kann.

Warum denn nicht? Weil es als eine Art männlicher Religion in meine Erziehung übergegangen ist.

Drei Monate vergehen. Da erwache ich ganz überrascht, als ich sehe, wie hoch unsere Ausgaben sind. Jetzt sind ja die Kosten geregelt, ich kann also leicht berechnen.

Die Pension kostet uns zwölf Franken täglich; das sind dreihundertsechzig Franken im Monat, und ich habe Maria tausend Franken monatlich gegeben. Es sind also sechshundert Franken jeden Monat für Nebenausgaben daraufgegangen.

— Dieses Geld ist für aussergewöhnliche Ausgaben verwendet, antwortet sie mir wütend, als ich von ihr Rechenschaft verlange.

— Was, dreihundertsechzig Franken gewöhnliche Ausgaben, und sechshundert Franken aussergewöhnliche! Hältst du mich für einen Tropf?

— Du hast mir allerdings tausend Franken gegeben, aber du verbrauchst den grösseren Teil für dich.

— Gut! Rechnen wir nach. Tabak (sehr schlechten) nebst Zigarren zu je zehn Centimes: zehn Franken . . . Porto: zehn Franken . . . Und dann . . .

— Deine Fechtstunden!

— Ich habe nur eine genommen: drei Franken.

— Reitstunden!

— Zwei: fünf Franken!

— Bücher!

— Bücher? Zehn Franken . . . Das macht zusammen . . . achtunddreissig Franken, sagen wir hundert Franken. Bleiben fünfhundert Franken für die Nebenausgaben . . . Das ist stark!

— Du glaubst also, dass ich dich bestehle? . . . Du bist ein elender Mensch!

Was soll ich darauf antworten? — Nichts! . . . Ich bin ein Elender, und am nächsten Tage werden alle ihre Freundinnen in Schweden mit dem Fortschritt meines Wahnsinns bekannt gemacht.

So bildet sich allmählich diese Legende. Von Jahr zu Jahr treten die Umrisse meiner Persönlichkeit deutlicher hervor, und statt des unschuldigen Dichters wird eine mythologische Figur entworfen, geschwärzt, geschattet, die den Verbrechertypus streift.

Ich mache den Versuch, nach Italien zu entfliehen, wo ich Künstler meines Schlages treffen muss. Der Versuch misslingt. Wir kehren ans Ufer des Genfer Sees zurück, um dort Marias Niederkunft zu erwarten.

Als das Kind zur Welt gekommen ist, umgibt sich Maria mit dem Heiligenschein der Märtyrerin, der unterdrückten Frau, der rechtlosen Sklavin und bittet mich flehentlich, das Neugeborene taufen zu lassen. Sie weiss sehr wohl, dass ich in meinen streitbaren Schriften eben meinen Widerwillen gegen den Aberglauben des Christentums bekannt habe,

also die Gebräuche dieser Kirche nicht mitmachen kann.

Obgleich sie durchaus nicht religiös ist, seit zehn Jahren ihren Fuss nicht in eine Kirche gesetzt hat, wer weiss wie lange nicht zum Abendmahl gegangen ist, nur für Hunde oder Hühner oder Kaninchen gebetet hat, träumt sie nur von dieser Taufe, aus der sie ein grosses Fest machen will. Sie tut das ohne Zweifel, weil sie weiss, dass ich künftig mit diesen Formen verschont bleiben will, die ich für Heuchelei halte und die meinen Lehren widersprechen.

Mit Tränen in den Augen fleht sie mich an, beruft sich auf meine Güte, erinnert mich an meine Hochherzigkeit. Schließlich gebe ich nach, unter der Bedingung, dass ich wenigstens der Feier nicht beizuwohnen brauche. Darauf küsst sie mir die Hände, dankt mir überströmend für dieses Zeichen meiner Liebe, denn diese Taufe sei für sie „eine wirkliche Gewissenssache", eine Lebensfrage.

Die Taufe findet statt. Als sie von der Feier zurückkehrt, lacht sie in Gegenwart von Zeugen über „diese Komödie", spielt den Freidenker, zieht den Brauch ins Lächerliche; rühmt sich, nichts von dieser Konfession zu kennen, in die ihr Sohn eben aufgenommen ist.

Nachdem sie die Partie gewonnen hat, macht sie sich darüber lustig, und die „Lebensfrage" verwandelt sich in einen über mich davongetragenen Sieg, der meinen Gegnern künftig Gewalt über meine Person gibt.

Noch ein Mal habe ich mich erniedrigt, blossgestellt, um die Launen eines herrschsüchtigen Weibes zu befriedigen.

Aber es wird noch ernster. Aus Skandinavien kommt ein Fräulein, das mit den verrückten Ideen der Frauenemanzipation erfüllt ist. Sie wird sofort Marias Freundin, und ich bin ein verlorener Mann.

Sie führt das feige Buch eines geschlechtslosen Mannes bei sich, der, von allen Parteien verworfen, am Manne zum Verräter wird, indem er sich mit allen Blaustrümpfen der zivilisierten Welt verbündet. Nachdem ich „Mann und Weib" von Emile de Girardin gelesen habe, begreife ich alle Folgen, welche diese Bewegung zu Gunsten der Frauen hat.

Den Mann absetzen und durch die Frau ersetzen wollen, indem man das Matriarchat wieder einführt; den wahren Herrn der Schöpfung, der die Zivilisation erdacht, die Wohltaten der Kultur verbreitet, die grossen Gedanken, die Künste, die Berufe, alles geschaffen hat, entthronen wollen, um die dummen Frauen zu erheben, die an dem Werk der Zivilisation nicht teilgenommen haben, wenn man von geringen Ausnahmen absieht, das ist für mich eine Herausforderung meines Geschlechts. Allein der Gedanke, diese Intelligenzen des eisernen Zeitalters, diese menschenähnlichen Geschöpfe, diese Halbaffen, diese Horde schädlicher Tiere „emporkommen" zu sehen, erhebt das Männliche in mir. Und seltsam, ich werde von meiner Krankheit geheilt, gepackt von einem kräftigen Widerwillen gegen eine Feindin, die mir an Geist unterlegen, aber durch ihren gänzlichen Mangel an Moral nur zu sehr überlegen ist.

Da in einem Krieg zwischen zwei Völkerstämmen der weniger ehrliche, der mehr entartete Sieger bleiben muss; da die Aussichten, die Schlacht zu gewinnen, sehr zweifelhaft für den Mann sind, dem die Achtung vor der Frau angeboren ist, und

der ihr so viel freie Zeit lässt, dass sie sich für den Kampf besser waffnen kann, beschäftige ich mich ernsthaft mit der Frage. Ich rüste mich für diesen neuen Streit und bereite alsbald ein Buch vor, das der Handschuh sein soll, den ich den emanzipierten Frauen ins Gesicht werfe, diesen Närrinnen, welche die Freiheit um den Preis der Knechtschaft des Mannes verlangen.

Der Frühling nähert sich und wir wechseln die Pension. Bald befinde ich mich in einer Art Fegefeuer, wo mich fünfundzwanzig Frauen bewachen und mir den notwendigen Stoff für mein Buch gegen diese Törinnen liefern, die sich die Rechte des Gatten anmassen wollen.

Nach drei Monaten ist der Band fertig. Es ist eine Sammlung von Ehegeschichten. Ich stelle ihr eine Abhandlung voran, in der ich eine Menge unangenehmer Wahrheiten von dieser Art ausspreche.

Die Frau ist keine Sklavin, denn sie ernährt sich und ihre Kinder von der Arbeit des Mannes. Die Frau wird nicht unterjocht, denn die Natur hat ihr das Los zuerteilt, unter dem Schutz des Mannes zu stehen, während sie ihren mütterlichen Beruf erfüllt. Die Frau ist dem Manne an Geist nicht ebenbürtig, der Mann dagegen kann keine Kinder gebären. Die Frau ist bei der grossen Kulturarbeit überflüssig, da der Mann seine Sache besser versteht als sie. Nach der Entwicklungslehre sind die Kinder um so stärker, je grösser die Verschiedenheit der Geschlechter ist. Also ist der „Maskulinismus“, die Gleichstellung der Geschlechter, ein Rückschritt, eine Albernheit, der letzte Traum der romantischen und idealistischen Sozialisten.

Die Frau, die notwendige Zugabe zum Mann, die geistige Schöpfung des Mannes, hat kein Recht auf die Rechte des Gatten, da sie nur der Zahl

nach „die andere Hälfte" der Menschheit bildet, im Verhältnis aber nur das sechste Sechstel ausmacht. Die Frauen sollen also den Arbeitsmarkt des Mannes nicht beanspruchen, so lange er verpflichtet ist, Weib und Kind zu unterhalten. Und man vergesse nicht: jedesmal, wenn dem Mann eine Stellung genommen wird, wird es eine alte Jungfer oder eine Prostituierte mehr geben.

Man kann sich eine Vorstellung davon machen, wie gross die Wut der „Maskulinisten" war und welch furchtbare Partei sie bildeten, wenn man erfährt, dass sie die Konfiszierung des Buches verlangten und einen Prozess in Szene setzten.

Leider genügte ihr Geist nicht, um diesen Angriff, den sie in eine Anklage wegen Verletzung der Religion umgefälscht hatten, zu einem guten Ende zu führen. (Schon zum Range einer „Religion" wurden die Albernheiten der Geschlechtslosen erhoben!)

Maria widersetzt sich entschieden meiner Absicht, allein nach Schweden zu reisen; denn die ganze Familie mitzunehmen, erlauben mir meine Mittel nicht. Im Grunde fürchtet sie, dass ich ihrer strengen Aufsicht entschlüpfe; noch mehr vielleicht, dass mein Erscheinen vor Gericht, vor dem Publikum alle schlimmen Gerüchte, die sie über meinen geistigen Zustand ausgestreut hat, Lügen strafen wird.

Sie wird krank, ohne dass sie ihr Leiden bestimmen kann, und hütet das Bett. Trotzdem entschliesse ich mich, persönlich vor Gericht zu erscheinen, und reise ab.

Die Briefe, die ich ihr während dieser sechs verdriesslichen Wochen schreibe, wo mich eine Verurteilung zu zwei Jahren Zwangsarbeit bedroht, sind voller Liebe, die durch die Entfernung und

das Zölibat wieder erwacht ist. Mein überanstrengtes Gehirn verklärt sie poetisch, umgibt ihr Gesicht mit einem strahlenden Heiligenschein; die Enthaltsamkeit und die Sehnsucht kleiden sie in das weisse Kleid eines Schutzengels. Alles Niedrige, Hässliche, Böse verschwindet; die Madonna meiner ersten Liebesträume erscheint von neuem. Ja, in einem Interview bekenne ich einem alten Kameraden, der Journalist ist, „ich sei unter dem Einfluss einer guten Frau demütiger und reiner geworden." Vielleicht hat dieses Bekenntnis die Runde durch die Zeitungen der vereinigten Königreiche gemacht.

Hat sie lachen müssen, als sie das las, die Treulose?

Das Publikum hat sich wenigstens für sein Geld amüsiert.

Marias Antworten auf meine Liebesbriefe zeugen von dem lebhaften Interesse, das sie an der wirtschaftlichen Seite der Angelegenheit nimmt. Aber in dem Masse, in dem die Ovationen, die man mir im Theater, auf der Strasse, vor Gericht darbringt, wachsen, ändert sie ihre Meinung, nennt die Richter dumm und bedauert, dass sie nicht unter den Schöffen sitzt.

Auf meine Liebeserklärungen antwortet sie mit kluger Zurückhaltung; sie lässt sich auf eine nähere Erörterung nicht ein, sondern beschränkt sich darauf, die Worte „sich verstehen, sich begreifen" zu wiederholen. Unser Unglück in der Ehe schiebt sie darauf, dass ich sie nie verstanden habe. Und ich möchte schwören, dass sie selber kein einziges Wort von der Sprache ihres gelehrten Dichters begriffen hat.

Unter ihren Briefen ist einer, der meinen alten Argwohn weckt. Ich habe ihr zu verstehen ge-

geben: wenn ich erst den Händen des Gerichts entschlüpft sei, werde ich am liebsten ganz im Ausland bleiben.

Sie ereifert sich, beschimpft mich, droht mir ihre Liebe zu entziehen, wendet sich an mein Mitleid, wirft sich vor mir nieder, beschwört die Erinnerung an meine Mutter; sie gesteht, bei diesem Gedanken „niemals ihre Heimat (nicht Finland) wiederzusehen", überliefe sie ein eisiger Schauder vom Kopf bis zu den Füssen; daran werde sie sterben. Und ich frage mich:

— Warum dieser Schauder bei diesem Gedanken?

Bis heute habe ich mir es nicht erklären können.

Endlich spricht mich das Gericht frei. Auf dem Bankett, das man mir gibt, wird — welche Ironie! — auf Maria ein Toast ausgebracht, „da sie mich dazu getrieben habe, persönlich vor Gericht zu erscheinen."

Das ist doch köstlich!

Ich kehre nach Genf zurück, wo meine Familie während meiner Abwesenheit geweilt hat. Zu meiner grossen Überraschung ist Maria, deren Briefe sie als krank und bettlägerig schilderten, auf dem Bahnhof, wohl und munter, sieht nur etwas zerstreut aus.

Ich lebe bald wieder auf, und der Abend und diese glückliche Nacht entschädigen mich für alles, was ich ausgehalten habe.

Am nächsten Tage sehe ich, dass wir in einer Pension wohnen, die voller Studenten und leichtfertiger Frauenzimmer ist. Als ich deren Geschwätz höre, glaube ich zu verstehen, dass Maria Gefallen daran gefunden hat, in dieser verdächtigen Gesellschaft Karten zu spielen und zu trinken. Ich werde verletzt von der anstössigen Vertraulichkeit, die hier herrscht. Maria spielt den Studenten gegenüber

das Mütterchen (immer wieder ihr altes Spiel). Mit der schlimmsten Dame ist sie befreundet; sie stellt sie mir vor: es ist eine grosse Sau, die sich berauscht zu Tisch setzt.

Und in diesem Lupanar sind meine Kinder sechs Wochen lang gewesen! Und die Mutter sieht nichts, da sie selber gar keine Vorurteile mehr hat! Und ihre Krankheit — die simuliert war — hat sie nicht abgehalten, die verdächtigen Gesellschaften dieser zweifelhaften Leute mitzumachen!

Als ich meine Stimme erhebe, werde ich leicht abgetan. Ich bin nur eifersüchtig, konservativ, aristokratisch . . .

Und die früheren Kämpfe beginnen von neuem.

Eine neue Streitfrage tritt jetzt an uns heran: die Erziehung der Kinder. Das Kindermädchen, eine Bauerntochter, die nicht die geringsten Kenntnisse hat, ist zur Erzieherin ernannt und begeht, mit dem Einverständnis der Mutter, die schlimmsten Dummheiten. Die beiden Frauen sind sehr faul und schlafen gern bis in den hellen Tag hinein. Infolgedessen sind die Kinder dazu verurteilt, den Morgen wach in ihren Betten zu bleiben; und wenn sie durchaus aufstehen wollen, werden sie geschlagen. Als ich das sehe, trete ich dazwischen; ohne Umstände zu machen, schlage ich Reveille in den Zimmern der Kinder, und mit fröhlichen Rufen begrüssen sie mich als ihren Befreier. Meine Frau beruft sich auf ihre persönliche Freiheit — die darin besteht, die Freiheit der andern zu fesseln. Das rührt mich nicht.

Die Monomanie schwacher und untergeordneter Gehirne, die gleich machen wollen, was niemals gleich sein kann, richtet zur selben Zeit in meiner Familie Verwüstungen an. Meine älteste Tochter,

ein frühreifes Kind, ist seit Jahren gewohnt, in meinen illustrierten Büchern zu blättern und geniesst auch weiter ihr Erstgeburtsrecht. Und weil ich dieselbe Gunst nicht der jüngeren bewilligen kann, die mit einem teueren Buch noch nicht umzugehen weiss, behauptet die Mutter, ich sei nicht gerecht.

— Alles muss gleich sein, sagt sie.

— Alles? Auch die Masse der Kleider und Schuhe!

Die Antwort lässt auf sich warten, aber die Beschuldigung, ich sei „albern“ ersetzt sie alsbald.

— Jedem nach Fähigkeit und Verdienst! Dies für die Ältere und das für die Jüngere!

Aber sie will nicht verstehen, und ich bin ein „unbilliger“ Vater, der die Jüngere „hasst“.

Um die Wahrheit zu sagen, die Ältere ist mir sympathischer, weil sie in mir die Erinnerungen an die ersten schönen Tage meines Lebens weckt, weil sie schon etwas verständig geworden ist; vielleicht auch, weil die Geburt der Jüngeren in eine Zeit fiel, als die Treue der Mutter mir schon zweifelhaft geworden war.

Übrigens zeigt sich die „Billigkeit“ der Mutter in einer vollständigen Gleichgültigkeit gegen die Kinder. Sie ist immer unterwegs, wenn sie nicht schläft. Sie bleibt den Kindern fremd, und diese schliessen sich an mich an; deren Liebe zu mir wird schliesslich so gross, dass sie die Eifersucht der Mutter erregt. Um der zu begegnen, lasse ich gewöhnlich Spielsachen und Naschwerk, die ich mitbringe, durch die Mutter verteilen, um ihr dadurch die Liebe der Kinder zu gewinnen.

So machen die Kinder wahrhaftig einen Teil meines Lebens aus, und in den dunklen Augenblicken,

wenn meine Isolierung mich entmutigt, fesselt mich die Berührung mit diesen kleinen Geschöpfen wieder ans Dasein und zugleich an die Frau. Der Kinder wegen ist jeder Gedanke an Scheidung unmöglich; und das ist verhängnisvoll für mich, denn ich bin im Begriff, mich ganz unterjochen zu lassen.

3.

Die Folgen des Angriffs, den ich gegen die Zwingburgen der „Maskulinisten" gerichtet habe, machen sich fühlbar. In den Schweizer Zeitungen greift man mich derartig an, dass mir der Aufenthalt unerträglich wird. Man verbietet den Verkauf meiner Bücher, und ich fliehe, von Stadt zu Stadt verfolgt, nach Frankreich.

In Paris sind meine früheren Freunde von mir abgefallen. Sie schliessen mit meiner Frau ein Bündnis gegen mich. Wie ein wildes Tier umstellt, wechsle ich das Schlachtfeld; fast verarmt, erreiche ich einen neutralen Hafen in einem Künstlerdorf in der Umgebung von Paris.

Ich bin ins Garn gegangen; zehn Monate muss ich darin bleiben, vielleicht die schlimmsten meines Lebens.

Die Gesellschaft, die ich dort antreffe, besteht aus jungen skandinavischen Malern, die aus mehreren Berufen kommen und von ebenso verschiedener wie seltsamer Herkunft sind; und, was schlimmer ist, aus malenden Frauen, die vorurteilsfrei sind, sich von allem emanzipiert haben, die hermaphroditische Literatur so eifrig bewundern, dass sie dem Mann gleich zu sein glauben. Um die Aufmerksamkeit von ihrem Geschlecht abzulenken, nehmen sie

gewisse Äusserlichkeiten des Mannes an: rauchen, berauschen sich, spielen Billard . . . Und sie geben sich unter einander der Liebe hin.

Das ist der Gipfel!

Um nicht allein zu bleiben, machen wir mit zweien dieser Ungeheuer Bekanntschaft; die eine ist eine sogenannte Literatin, die andere eine Pinselerin.

Die Literatin macht mir zuerst einen Besuch, wie man ihn bei einem grossen Schriftsteller macht. Die Eifersucht meiner Frau erwacht: sie will sich diese Verbündete gewinnen, die so aufgeklärt zu sein scheint, dass sie die Gründe, die ich gegen die Halbfrau vorgebracht habe, schätzen kann.

In diesem Augenblick wecken einige Vorfälle meine schwarzen Gedanken wieder zum Leben, und bald ist meine hinfort berühmt gewordene Monomanie in bestem Zug.

Es gab im Hotel ein Album, das von allen bekannten Skandinaviern karikierte Porträts enthielt; nationale Künstler hatten die gezeichnet. Auch mein Porträt war dabei; es war mit einem Horn geschmückt, das sich verstohlen aus einer Locke meines Haares bildete.

Der Zeichner dieses Porträts war einer von unsern besten Freunden. Ich konnte daraus schliessen, dass die Untreue meiner Frau notorisch sei: jeder wusste es, nur ich nicht. Ich bitte den Besitzer der Sammlung um Aufschluss.

Von Maria im voraus über meinen geistigen Zustand unterrichtet, schwört er mir, diesen Stirnschmuck sehe ich nur allein, auf der Zeichnung sei er gar nicht vorhanden, ich errege mich zu Unrecht. Dabei bleibt es, bis ich besser informiert werde.

Eines Abends trinken wir mit einem alten Herrn, der eben aus Skandinavien gekommen ist, im Garten des Wirtshauses unseren Kaffee. Es ist noch heller Tag und ich sitze so, dass ich jeden Gesichtsausdruck Marias verfolgen kann. Der alte Herr erzählt uns alles, was seit unserer Abreise in Schweden vorgefallen ist. Dabei spricht er auch den Namen des Arztes aus, der Maria früher massiert hat. Meine Frau lässt den Namen des Doktors nicht unbemerkt vorübergehen, sondern unterbricht den alten Herrn mit der herausfordernden Frage:

— Ah, Sie kennen Doktor X?

— Ja . . . Das ist ein viel begehrter Arzt . . . ich meine, er geniesst einen gewissen Ruf . . .

— Als Geck, ja! sage ich.

Marias Gesicht wird blass; ein schamloses Lächeln erstarrt auf ihren Lippen, die in den Winkeln hochgehoben sind und die nackten Zähne sehen lassen.

Die Unterhaltung schläft unter allgemeiner Verlegenheit ein.

Als ich mit dem alten Herrn allein bleibe, bitte ich ihn um Auskunft über die Gerüchte, die über diese mich beunruhigende Sache umlaufen. Er schwört mir bei allen Teufeln, ihm sei ein solches Gerücht nie zu Ohren gekommen. Nachdem ich ihn eine Stunde lang mit Bitten gedrängt habe, entlocke ich ihm endlich diesen rätselhaften „Trost“:

— Übrigens, mein Lieber, wenn Sie einen im Verdacht haben, können Sie sicher sein, dass es mehrere sind.

Das war alles. Aber von diesem Tage kam der Name des Doktors nicht mehr über Marias Lippen, die bisher so gern Geschichten erzählte, diesen Namen öffentlich aussprach, als wolle sie sich

üben, ihn eines Tages aussprechen zu hören, ohne zu erröten; so besessen war sie davon, dass alle ihre Bedenken unterdrückt wurden.

Durch diese Entdeckung ist meine Aufmerksamkeit unsanft geweckt, und ich nehme mir die Zeit, mein Gedächtnis nach ähnlichen Indizien zu durchforschen. Auf der Stelle erinnere ich mich an eine Dichtung, die während des Prozesses erschien. Die wirft einen Schein, der allerdings unbestimmt ist, aber genügt, um eine Rinne zu finden, die bis zur Quelle der Gerüchte führt.

Ein Drama von dem berühmten norwegischen Blaustrumpf, dem Förderer des Gleichheitwahns, war mir in die Hände gefallen. Ich hatte es gelesen, ohne darin die geringste Beziehung zu meinem eigenen Fall zu finden. Jetzt dagegen übersetzte sich alles so leicht, so leicht, dass ich mich den schlimmsten Vermutungen über den Ruf meiner Frau hingab.

Hier die Inhaltsangabe.

Ein Photograph (diese Bezeichnung hatte mir mein nach dem Leben gearbeiteter Roman eingetragen) hat ein Mädchen von zweifelhafter Moral geheiratet. Früher die Geliebte eines Hüttenbesitzers, unterhält die Frau durch geheime Fonds, die ihr von ihrem alten Liebhaber zufliessen, den Haushalt. Sie lernt den Beruf des Gatten, der ein Faulenzer ist, seine Zeit in den Cafés verbringt, sich mit den Bohemiens berauscht.

So waren die Tatsachen eingekleidet, um vom Verleger wieder entkleidet zu werden; der wusste wohl die Einzelheit, dass Maria Übersetzungen machte, dagegen nicht die andere, dass ich diese Übersetzungen ohne Entschädigung korrigierte und ihr den Ertrag ihrer Arbeit ohne Bedingung und ohne Abzug ausbezahlte.

Die Sache verschlimmert sich, als der unglückliche Photograph entdeckt, dass seine Tochter, die er sehr liebt, vor der Zeit zur Welt gekommen und nicht sein Kind ist; dass seine Frau ihn in hässlicher Weise getäuscht hat, als sie ihn bewog, sich mit ihr zu verheiraten.

Um die Niedrigkeit vollständig zu machen, nimmt der getäuschte Gatte von dem früheren Liebhaber eine grosse Summe als Entschädigung an.

Dahinter wittere ich Marias Anleihe, für die der Baron Bürgschaft geleistet hatte; welche Bürgschaft ich am Tage meiner Hochzeit gegenzeichnen mußte.

Was aber die Geschichte von dem Kinde und dessen unehelicher Geburt angeht, so begreife ich nicht, was für eine Ähnlichkeit da vorhanden sein soll, denn meine Tochter ist erst zwei Jahre nach vollzogener Heirat zur Welt gekommen.

Aber, ich denke nach! . . . Und das Kind, das nicht am Leben blieb! . . . Da ist die Fährte! . . . Die arme kleine Tote! . . . Sie hat mich zur Heirat veranlasst, die sonst vielleicht nicht zustande gekommen wäre! . . .

Ungewisse Schlussfolgerung, aber jedenfalls eine Schlussfolgerung. Es stimmt! Maria besuchte den Baron nach der Scheidung, der Baron verkehrte bei den Neuvermählten, an meinen Wänden hingen die Bilder des Barons, die Anleihe und so weiter!

Ich bin entschlossen zu handeln und bereite für den Nachmittag eine grosse Szene vor. Ich will Maria den Vorschlag machen, eine Anklage oder besser eine Verteidigung aufzusetzen, um uns alle beide zu reinigen, da wir in gleicher Weise durch den Strohmann der Maskulinisten angegriffen sind; den hat man bestochen, dieses gute Geschäft zu machen.

Als Maria in mein Zimmer tritt, empfange ich sie auf das herzlichste.

— Was ist? fragt sie.

— Eine ernste Angelegenheit, die uns beide in gleicher Weise angeht.

Darauf entwickle ich ihr den Gang des Stückes und füge hinzu, der Schauspieler, der den Photographen gab, habe die Rolle in meiner Maske gespielt.

Sie schweigt, überlegt, ist der Raub einer sichtbaren Erregung.

Dann beginne ich die Verteidigung.

— Wenn das wahr ist, so sage es mir: ich werde dir verzeihen. Falls die kleine Tote ein Kind Gustavs gewesen ist, so warst du damals frei, da dich nur unbestimmte Versprechungen an mich banden und du noch nichts von mir empfangen hattest. Was den Helden des Dramas betrifft, so benimmt er sich nach meiner Ansicht wie ein Mann von Herz; dieser Mann ist nicht fähig, seiner Tochter oder seiner Frau die Zukunft zu verderben. In dem Geld, das er als Unterstützung für das Kind annimmt, sehe ich nur die regelrechte Vergütung für einen angerichteten Schaden.

Sie hat mir sehr aufmerksam zugehört, und diese tief bürgerliche Seele beisst auf den Köder an, ohne ihn jedoch zu verschlingen. Nach der Windstille zu urteilen, die ihre durch die Gewissensqual aufgeregten Züge glättet, scheint ihr die von mir gewählte Beweisführung, dass sie das Recht hatte, über ihren Körper zu verfügen, weil sie kein Geld von mir empfangen, zu genügen. Was den getäuschten Gatten angeht, so quittiert sie auch über die Bezeichnung „ein Mann von Herz". Das ist ein „edles Herz", behauptet sie.

Ohne dass es mir gelingt, ihr das gewünschte Geständnis zu entlocken, bringe ich meine Rede zu

Ende. Ich zeige ihr den Weg, auf dem sie entschlüpfen kann; bitte sie um Rat, auf welche Weise wir uns alle beide wieder zu Ehren bringen können; schlage ihr vor, unsere Verteidigung in Form eines Romans zu schreiben, um uns vor der Welt und unsern Kindern von all diesen Infamien rein zu waschen . . .

Ich habe eine Stunde gesprochen. Sie hat an meinem Tisch gesessen, mit einem Federhalter gespielt, ist übertrieben nervös gewesen, ohne ein Wort zu sagen, vereinzelte Ausrufe ausgenommen.

Ich gehe ruhig spazieren und spiele eine Partie Billard. Als ich nach zwei Stunden zurückkehre, finde ich Maria noch auf derselben Stelle, unbeweglich wie eine Statue.

Als sie mich hört, richtet sie sich auf.

— Du hast mir eine Falle gestellt? sagt sie.

— Durchaus nicht. Glaubst du etwa, ich will die Mutter meiner Kinder für immer verlieren!

— Ich halte dich zu allem fähig. Du willst mich loswerden; du hast es ja schon einmal versucht, als du mir Herrn Y vorstelltest. (Ein noch nicht erwähnter Name.) Ja, Y sollte mich verführen, damit du mich beim Ehebruch ertappen könntest, nicht wahr?

— Wer hat dir das erzählt?

— Helga!

— Helga?

Das war Marias letzte „Freundin", bevor wir aus Schweden abreisten. Die Rache der Lesbierin!

— Und das hast du geglaubt?

— Allerdings . . . Aber siehst du, ich habe euch alle beide getäuscht, Y und dich.

— Das heisst, du hast mich mit einem Dritten betrogen?

— Das sage ich nicht.

— Aber du hast es ja gestanden! Da du uns beide getäuscht hast, hast du mich getäuscht! Das ist doch logisch!

Sie sträubt sich wie eine Schuldige, indem sie von mir Beweise verlangt.

Beweise! . . .

Ich bin niedergeschmettert, als ich einen solchen Betrug entdecke, der alles übersteigt, was ich an Erbärmlichkeit im menschlichen Herzen vermutet habe. Ich beuge den Kopf, ich falle auf die Knie, ich flehe um Erbarmen.

— Du hast dem Gerede dieses Weibes geglaubt! Du hast geglaubt, dass ich dich loswerden wollte. Ich bin doch immer der treue Freund gewesen, der beharrliche Gatte; ich kann ja nicht leben ohne dich! Du hast dich über meine Eifersucht beklagt . . . Und alle Frauen, die mich umflattert haben, um mich zu verführen, habe ich bei dir als böse Geister angeklagt, alle. Du hast diesem Weibe geglaubt? Wirklich geglaubt?

Sie empfindet Mitleid! Von einer augenblicklichen Aufrichtigkeit ergriffen, gesteht sie, nie an dieses Gerede geglaubt zu haben.

— Und du hast mich betrogen . . . Sage es, ich verzeihe dir! . . . Befreie mich von diesen furchbaren, finsteren Gedanken, die mich heimsuchen! . . . Sag es . . .

Sie sagt nichts, beschränkt sich darauf, den Y einen „Elenden“ zu schelten.

Ein Elender, mein intimster Freund, der liebste!

Ich möchte sterben! Das verhasste Dasein wird mir unerträglich! . . .

Während des Essens ist Maria mehr als artig gegen mich. Als ich zu Bett gegangen bin, besucht sie mich, setzt sich auf den Bettrand, drückt mir

die Hände, küsst mir die Augen und bricht schliesslich, ganz erschüttert, in Schluchzen aus.

— Du weinst, Geliebte, sag mir deinen Kummer, ich werde dich trösten! . . .

Sie stammelt zusammenhanglose, abgerissene Worte, über meinen Edelmut, meine Gefühle, meine Nachsicht; über das grosse Mitleid, das ich auch auf die Elenden ausdehne.

Welche sinnlose Anomalie! Ich klage sie des Ehebruchs an, sie kost und rühmt mich.

Das Feuer ist jedoch entzündet, und der Brand bricht aus.

Sie hat mich betrogen!

Ich muss erfahren, mit wem!

Die nächste Woche zählt zu den bittersten meines bittern Lebens.

Es handelt sich für mich darum, einen harten Kampf gegen alle Grundsätze zu liefern, die uns angeboren sind, die wir ererbt oder vielmehr durch die Erziehung erworben haben. Ich entschliesse mich, die Briefe, die für Maria ankommen, aufzumachen, um zu erfahren, woran ich bin! Und trotz meinem vollständigen Vertrauen, das ich ihr beweise, indem ich ihr erlaube, in meiner Abwesenheit alle meine Briefe zu lesen, schrecke ich doch davor zurück, dieses heilige Gesetz des Briefgeheimnisses, die feinste Verpflichtung des stillschweigenden Gesellschaftsvertrages, zu verletzen!

Doch ich gebe dem Hang nach. Eines Tages achte ich das Geheimnis nicht mehr. Der Brief ist da; meine zitternden Hände machen ihn auf; sie zittern so, als entfalteten sie das Papier, auf dem das Todesurteil meiner Ehre zu lesen steht.

Es ist ein Schreiben von der Abenteurerin, der Freundin Nummer eins.

In spöttischen und verächtlichen Ausdrücken

spricht sie über meinen Wahnsinn, bittet den lieben Gott, er möge Maria bald von ihrem Martyrium befreien, indem er die letzten Schimmer meines gestörten Geistes auslösche.

Nachdem ich die schändlichsten Stellen abgeschrieben habe, schliesse ich den Umschlag wieder, um den Brief mit der Abendpost Maria zu übergeben. Als es so weit ist, reiche ich meiner Frau das Schreiben und setze mich neben sie, um sie zu beobachten.

Als sie an die Stelle kommt, wo mir der Tod gewünscht wird — oben auf der zweiten Seite — lacht sie ein wildes Lachen.

Die angebetete Frau sieht also keinen Ausweg aus ihren Gewissensqualen als durch meinen Tod. Ihre letzte Hoffnung, sich den Folgen ihrer Vergehen zu entziehen, besteht darin, dass ich bald sterbe. Wenn dieser Fall eingetreten ist, wird sie meine Lebensversicherung und die Pension des berühmten Dichters einkassieren, sich wieder verheiraten oder die galante Witwe bleiben! Die angebetete Frau . . .

Moriturus sum! Ich will die Katastrophe beschleunigen, indem ich mich dem Absinth ergebe, der mich allein noch glücklich macht, und dem Billard, das mein erregtes Gehirn beruhigt.

Eine neue Verwicklung tritt ein, die noch schlimmer ist als alle früheren. Die literarische Freundin, die vorgab, Liebe für mich zu empfinden, erobert Maria; und meine Frau verliebt sich so sehr in sie, dass wieder darüber geredet wird. Zugleich wird die Kameradin der Freundin eifersüchtig, und diese Eifersucht ist nicht dazu angetan, die hässlichen Gerüchte zu widerlegen.

Eines Abends im Bett fragt mich Maria, von unseren Umarmungen verführt, ob ich nicht in Fräulein Z verliebt sei . . .

— Nein, im Gegenteil! Eine gemeine Trinkerin! Das meinst du doch nicht?

— Ich bin ganz vernarrt in sie, antwortet sie mir. Das ist seltsam, nicht wahr? . . . Ich habe Furcht, mit ihr allein zu bleiben!

— Warum denn?

— Ich weiss nicht! Sie ist entzückend . . . Ein köstlicher Körper . . .

— So . . .

Eine Woche später hatten wir Freunde aus Paris eingeladen, Künstler ohne Skrupel, ohne Vorurteile, nebst ihren Frauen.

Die Gatten kommen, aber allein; die Frauen lassen sich entschuldigen unter Vorwänden, die zu durchsichtig sind, um uns nicht tief zu kränken.

Es wird eine Orgie gefeiert. Das skandalöse Betragen der Herren erregt mich bis ins Mark.

Sie behandeln die beiden Freundinnen Marias wie Dirnen. Mitten im allgemeinen Rausch sehe ich, wie meine Frau sich mehrere Male von einem Leutnant küssen lässt.

Ich schwinge den Billardstock über die Köpfe der Unglücklichen und verlange eine Erklärung.

— Das ist ein Jugendfreund, ein Verwandter! Mach dich nicht lächerlich, mein armer Freund, erwidert Maria. Übrigens ist es in Russland Brauch, einander so offen zu küssen, und wir sind russische Untertanen.

— Das ist nicht wahr! schreit ein Freund . . . Die verwandt! Nein! Das ist eine Lüge.

Ich bin „beinahe" ein Mörder. Ich will . . .

Allein der Gedanke, die Kinder ohne Vater und

Mutter zu lassen, hält meinen erhobenen Arm zurück.

Als ich mit Maria allein bin, erteilte ich ihr den Verweis, den sie verdient:

— Dirne!

— Warum?

— Weil du dich wie eine behandeln lässt!

— Du bist eifersüchtig?

— Ja, gewiss; ich bin eifersüchtig; eifersüchtig auf meine Ehre, auf die Würde meiner Familie, auf den Ruf meiner Frau, auf die Zukunft meiner Kinder! Und dein schlimmes Betragen hat eben bewirkt, dass die anständigen Frauen uns ächten. Sich öffentlich von einem Fremden küssen zu lassen! Weisst du, dass du eine Wahnsinnige bist, da du nichts siehst, nichts hörst, nichts begreifst, auf jedes Pflichtgefühl verzichtest! Aber ich werde dich einsperren lassen, wenn du dich nicht änderst; und um einen Anfang zu machen, verbiete ich dir künftig, deine Freundinnen zu besuchen.

— Du selber hast mich ja angefeuert, die letzte zu verführen.

— Um dir eine Falle zu stellen und dich zu überraschen, ja!

— Übrigens hast du denn Beweise, dass die Beziehungen zwischen meinen Freundinnen und mir so sind, wie du argwöhnst?

— Beweise, nein. Aber ich habe deine Geständnisse; was du mir zynisch erzählt hast. Und hat deine Freundin Z nicht vor mir erklärt, sie würde für ihr sittenloses Leben zur Deportation verurteilt werden, wenn sie in ihrer Heimat wohne?

— Ich denke, du erkennest kein „Laster“ an?

— Dass sich diese Fräulein amüsieren, wie sie es verstehen, geht mich nichts an, solange es keine Folgen für meine Familie hat! Aber in dem

Augenblick, in dem diese „Eigentümlichkeit“, wenn du das Wort vorziehst, uns Sorgen bereitet, wird sie für uns eine schädliche Handlung. Für mich als Philosophen gibt es keine Laster, das ist wahr, nur körperliche oder seelische Fehler. Und als sich die Pariser Kammer kürzlich mit diesem unnatürlichen Laster beschäftigte, sind alle bedeutenden Ärzte der Ansicht gewesen, das Gesetz habe sich nicht in diese Dinge zu mischen, die Fälle ausgenommen, in denen die Bürger in ihren Interessen verletzt werden.

Aber ich hätte ebensogut den Fischen predigen können! Wie konnte ich denken, dieser Frau, die nur dem Trieb ihres tierischen Instinktes gehorchte, eine philosophische Unterscheidung beizubringen!

Um mir indessen Klarheit über diese umlaufenden Gerüchte zu verschaffen, schreibe ich an einen ergebenen Freund in Paris und bitte ihn, mir alles zu sagen.

In seiner Antwort gibt er mir offen zu verstehen, dass nach der festen Ansicht der Skandinavier meine Frau eine Neigung zur unerlaubten Liebe habe; und dass die beiden dänischen Fräulein in Paris als Tribaden bekannt seien; sie verkehren dort in den Cafés mit anderen Lesbierinnen.

Wir haben in unserer Pension Schulden und sind ohne Geld, können aber nicht fliehen. Zum Glück für uns ziehen sich die Däninnen den Hass der Bauern zu, weil sie ein hübsches Mädchen der Gegend entführt haben, und sind gezwungen, abzureisen.

Da aber die Bekanntschaft, die schon acht Monate alt war, nicht so schroff abgebrochen werden konnte; da die jungen Mädchen aus guter Familie stammten und eine gute Erziehung erhalten hatten; da sie unsere Genossinnen im Unglück gewesen

waren, wollte ich ihnen einen ehrenvollen Rückzug gewähren. Zu diesem Zweck findet im Atelier eines jungen Künstlers ein Abschiedsessen statt.

Als sich beim Nachtisch die Trunkenheit einstellt, erhebt sich Maria, von ihren Gefühlen hingerissen, um eine Romanze zu singen, die von ihr nach der bekannten Mignon-Melodie komponiert ist. Sie sagt darin ihrer Geliebten Ade.

Sie hatte mit Feuer, mit wirklichem Gefühl gesungen, ihre mandelförmigen Augen waren mit Tränen erfüllt und schimmerten im Widerschein der Lichter; sie hatte ihr Herz so weit geöffnet, dass selbst ich gerührt und entzückt war! Eine Naivität, eine Aufrichtigkeit war in ihrem Gesang, so rührend, dass jeder unzüchtige Gedanke verschwand, als man diese Frau ein Liebeslied auf die Frau singen hörte! Und seltsam, sie hatte weder das Benehmen noch den Ausdruck des Mannweibes; nein, es war das liebende, zärtliche, geheimnisvolle, rätselhafte, unbegreifliche Weib.

Aber den Gegenstand dieser Liebe hätte man sehen müssen! Russischer Typus, männliches Gesicht, gebogene Nase, dickes Kinn, gelbe Augen, von übermässigem Trinken aufgedunsene Backen, flache Brust, krumme Finger — kurz, das scheusslichste Ding, das man sich vorstellen kann; ein Knecht würde nicht damit zufrieden sein.

Als sie die Romanze gesungen hat, setzt sich Maria neben das Scheusal; das steht auf, nimmt Marias Kopf zwischen ihre Hände, öffnet den Mund weit und saugt Marias Lippen ein, statt sie zu küssen. Das ist wenigstens fleischliche Liebe, sage ich mir.

Ich trinke mit der Russin, ich mache sie ganz berauscht. Sie fällt auf die Knie, sieht mich mit ihren grossen Augen bestürzt an, stösst schluch-

zende Laute aus wie eine Blödsinnige, indem sie sich an der Wand aufrecht erhält.

Niemals habe ich eine solche Hässlichkeit in menschlicher Gestalt gesehen, und meine Gedanken über die Emanzipation der Frauen sind für die Zukunft bestimmt.

Mit einem Skandal auf der Strasse schliesst das Fest. Das Mädchen des Malers sitzt auf einem Prellstein, heult und bricht.

Am nächsten Tage sind die beiden Freundinnen abgereist.

Maria macht eine schreckliche Krisis durch, die mir wirklich Mitleid einflösst, so sehnt sie sich nach ihrer Freundin, so leidet sie. Sie bietet das echte Schauspiel einer unglücklichen Liebenden. Sie irrt allein im Wald umher, singt Liebeslieder, sucht die Lieblingsplätze ihrer Freundin auf, zeigt alle Symptome eines tief verwundeten Herzens; ich fürchte sogar für ihren Verstand. Sie ist unglücklich, und ich vermag sie nicht zu zerstreuen. Sie weicht meinen Liebkosungen aus, stösst mich zurück, wenn ich sie küssen will. Ich fange an diese Freundin tödlich zu hassen, denn sie nimmt mir die Liebe meiner Frau.

Maria, unbewusster als je, verbirgt nicht, um wen sie trauert. In allen Gesprächen hallen ihre Liebesklagen wider. Es ist nicht zu glauben.

Während dieses ganzen Jammers findet ein eifriger Briefwechsel zwischen den beiden Freundinnen statt. Zornig über das Zölibat, zu dem meine Frau mich zwingt, lege ich eines Tages die Hand an einen Brief der Freundin. Es ist ein richtiger Liebesbrief! Mein Puttchen, mein Kätzchen, intelligente, feine, gefühlvolle, edle Maria; der rohe Gatte ist nur ein dummes Vieh usw. Der Brief handelt davon, wie Maria entführt werden, entwischen kann . . .

Da erhebe ich mich gegen die Nebenbuhlerin. Am selben Abend kommt es, o gütiger Gott, im Mondschein zu einem Kampf, einem körperlichen Kampf zwischen Maria und mir. Sie beisst mir in die Hände. Ich schleppe sie, um sie wie eine Katze zu ertränken, ans Ufer des Flusses, als plötzlich vor meiner Seele die Köpfe meiner Kinder auftauchen und mich zur Vernunft bringen.

Ich bereite mich auf den Selbstmord vor, aber, ehe ich sterbe, will ich mein Leben beschreiben.

Der erste Teil des Buches ist vollendet, da verbreitet sich die Nachricht im Dorfe, die Däninnen hätten eine Wohnung gemietet.

Auf der Stelle lasse ich die Koffer packen, und wir reisen nach der deutschen Schweiz.

4.

Das liebliche Land des Aargaus! Ein Arkadien, wo der Postmeister die Herden auf die Weide führt, wo der Oberst die einzige Mietskutsche zur Stadt fährt, wo die jungen Mädchen sich als Jungfrauen verheiraten wollen, wo die Burschen nach der Scheibe schiessen und die Trommel schlagen. Ein Schlaraffenland, das Land des goldgelben Biers, der gesalzenen Würste; das Vaterland des Kegelspiels, der Habsburger und des Wilhelm Tell, der ländlichen Feste, der naiven aus einfachem Herzen kommenden Lieder, der Pastorenfrauen und der Pfarrhausidyllen!

In unsere erregten Geister kehrt die Ruhe zurück. Ich erhole mich, und Maria, des Krieges müde, hüllt sich in aufrichtige Gleichgültigkeit. Das Brettspiel ist als Ableiter im Hause eingeführt, und wir ersetzen das gefährliche Gespräch durch das Rollen der Würfel. Das gute harmlose Bier löst den aufregenden Absinth und Wein ab.

Der Einfluss der Umgebung ist bald zu spüren. Stundenlang staune ich darüber, dass das Leben nach solchen Stürmen noch so heiter sein, dass die geistige Elastizität so viele Erschütterungen aushalten, dass man die Vergangenheit so vergessen kann, dass ich der glücklichste Gatte der treuesten Frau zu sein glaube.

Da Maria keinen Verkehr, keine Freundinnen hat, nimmt sie ohne Verdruss ihre Rolle als Mutter wieder auf. Nach einem Monat tragen die Kinder Kleider, die ihre Mama zugeschnitten und genäht hat. Sie wird nicht müde, ihnen ihre ganze Zeit zu widmen.

Sie fängt an, Schwäche zu fühlen: ihre Vergnügungssucht nimmt ab, das reife Alter tritt in Erscheinung! Welcher Kummer, als sie eines Tages ihren ersten Schneidezahn verliert! Arme Maria! Sie weinte, schloss mich in ihre Arme und flehte mich an, nie aufzuhören sie zu lieben! Sie ist in ihrem siebenunddreissigsten Jahr! Die Haare lichten sich, die Brüste senken sich, wie die Wogen nach dem Sturm, die Treppen ermüden den kleinen Fuss, die Lungen arbeiten nicht mehr mit derselben Druckkraft.

Und ich liebe sie noch mehr, wenn ich daran denke, dass sie mir, uns allein gehören wird, obwohl ich meinem Renouveau, meinem zweiten Frühling entgegensehe, trotzdem meine männliche Kraft wächst und meine Gesundheit blüht. Endlich ist sie mein. Sie wird, vor Verführungen geschützt, von meiner Pflege umgeben, gezwungen sein, zu altern und ihr Leben ihren Kindern zu widmen! . . .

Die Symptome der Genesung machen sich in rührenden Zeichen bemerkbar. Die Gefahr voraussehend, die darin liegt, mit einem jungen Mann von achtunddreissig Jahren verheiratete zu sein, beehrt sie mich mit ihrer Eifersucht, fängt an etwas Toilette zu machen und verabsäumt nicht mehr sich zu pflegen, um mich nachts empfangen zu können.

Sie hat jedoch nichts von mir zu fürchten, da meine Natur monogam, wesentlich monogam ist; und weit entfernt, die Situation zu missbrauchen, tue ich mein möglichstes, um ihr die grausamen Schmerzen der

Eifersucht zu ersparen, indem ich sie wieder beruhige durch viele Beweise meiner verjüngten Liebe.

Als der Herbst kommt, entschliesse ich mich, eine Studienreise durch die französischen Landschaften zu machen; sie soll drei Wochen dauern, und ich will jeden Tag das Quartier wechseln.

Maria ist noch immer von den Wahn besessen, meine Gesundheit sei zerrüttet, und bemüht sich, mir eine so anstrengende Reise auszureden.

— Du wirst dabei sterben, mein Kind, wiederholt sie mir.

— Das wollen wir sehen.

Diese Reise ist mir eine Ehrensache, ein Versuch, sie wieder zurückzuerobern, indem ich in ihr die Liebe für das Männliche wieder wecke . . .

Ich kehre nach unglaublichen Strapazen zurück, gekräftigt, gebräunt, erstarkt.

Als sie mich empfängt, blickt ihr Auge mich bewundernd und herausfordernd an; dann aber ist sie unangenehm enttäuscht.

Ich dagegen behandle sie, nachdem ich drei Wochen Enthaltsamkeit geübt habe, als Geliebte, als wiedergefundene Frau. Ich fasse sie kühn um die Taille und nehme siegreich meine Rechte in Besitz, trotzdem ich vierzig Stunden ohne Unterbrechung gefahren bin . . . Sie weiss nicht, was sie dazu sagen soll; sie ist erstaunt, sie fürchtet ihre wahren Gefühle zu verraten; ängstigt sich lebhaft bei dem Gedanken, der Bändiger könne in ihrem Gatten erwachen.

Als ich wieder zu mir komme, bemerke ich, dass sich Marias Ausdruck verwandelt hat. Ich betrachte sie prüfend und entdecke, dass sie sich falsche

Zähne hat einsetzen lassen, die sie jünger als früher machen. Gewisse Einzelheiten ihrer Toilette verraten eine bestimmte Gefallsucht. Das reizt meine Aufmerksamkeit. Ich suche und ich finde ein junges fremdes Mädchen von kaum vierzehn Jahren, mit dem Maria eine warme Freundschaft geschlossen hat. Sie küssen sich gegenseitig, gehen mit einander spazieren, baden zusammen . . .

Es bleibt mir nichts anderes übrig, als sofort mit meiner Familie zu fliehen.

5.

Wir wohnen jetzt am Ufer des Vierwaldstätter Sees in einer deutschen Pension.

Hier tritt ein neuer Rückfall ein und zwar einer der gefährlichsten.

Im Hause wohnt ein junger Leutnant. Maria macht ihm den Hof, schiebt mit ihm Kegel; geht, während ich arbeite, melancholisch im Garten spazieren.

Bei einer Table d'hote glaube ich zu bemerken, dass die beiden zärtliche Blicke austauschen, die nicht von Worten begleitet werden. Es ist, als liebten sie einander durch die Augen. Ich stelle sie sofort auf die Probe, strecke plötzlich meinen Kopf zwischen ihre und sehe meine Frau scharf an. Um mich von der Spur abzubringen, lässt sie ihren Blick an der Schläfe des Leutnants entlang gleiten, bis sie die Tapetenbekleidung der Wand erreicht, auf der das Plakat einer Brauerei angebracht ist. In ihrer Verwirrung sucht sie sich mit diesem sinnlosen Einfall zu helfen:

— Ist das eine neue Brauerei?

— Ja . . . aber hoffe nicht, mich auf eine falsche Fährte führen zu können, gab ich ihr zurück.

Als hätte ich einen Zaum angezogen, beugt sie den Hals und verstummt bestürzt.

Zwei Abende später schützt sie eine Müdigkeit vor, gibt mir den Nachtkuss und geht in ihr Zimmer. Ich lege mich nieder, ich lese, ich schlafe ein.

Plötzlich fahre ich aus dem Schlafe auf. Man spielt Klavier im Salon, dann singt eine Stimme: Marias Stimme.

Ich stehe auf und gebe unserm Kindermädchen den Auftrag, sofort meine Frau aufzusuchen:

— Sagen Sie meiner Frau, sie solle nicht auf sich warten lassen; sonst käme ich selber, und zwar mit einem Stock, um ihr Lebensart beizubringen und sie öffentlich zu züchtigen.

Maria kommt auf der Stelle herauf; sie schämt sich und spielt die Unschuldige, indem sie mich fragt, warum ich ihr eine so seltsame Botschaft schicke; warum ich ihr untersage, unter Fremden zu bleiben, obwohl noch andere Damen dabei seien.

— Nicht das erregt mich, sondern deine hinterlistige Art, mich aus dem Salon zu vertreiben, wenn du allein dort bleiben willst!

— Wenn du darauf bestehst, gut, dann gehe ich schlafen.

Diese Aufrichtigkeit, diese plötzliche Unterwerfung! . . . Was war vorgefallen ?. . .

Dem Herbst folgt ein schneereicher, trüber, einsamer Winter. Wir bleiben allein, die letzten Gäste der bescheidenen Pension. Infolge der Kälte nehmen wir unser Essen im grossen gemeinsamen Saal des Restaurants ein.

Eines Morgens während des Frühstücks setzt sich ein Mann von kräftiger Statur, ein ziemlich hübscher Kerl, nach seinem Aussehen ein Diener, an einen Tisch und bittet um ein Glas Wein.

Ihren freien Sitten folgend, betrachtet Maria aufmerksam den Tischgenossen, nimmt seinem Körper Mass und verliert sich in Träumereien.

Der Gast geht wieder, augenscheinlich verwirrt durch eine Aufmerksamkeit, die ihn zu ehren scheint.

— Ein hübscher Mann! sagt Maria, sich an den Wirt wendend.

— Es war mein früherer Portier! antwortet der.

— Wirklich? Er sieht stattlich aus; für seinen Stand recht ungewöhnlich! Wahrhaftig, ein hübscher Mann!

Und sie verbreitet sich über Einzelheiten, preist die männliche Schönheit in Ausdrücken, die den Wirt verdutzt machen.

Am nächsten Tage sitzt der famose Exportier schon auf seinem Platz, als wir in den Saal treten. Herausgeputzt, im Sonntagsanzug, Haar und Bart gepflegt, sieht er aus, als sei er schon von seiner Eroberung unterrichtet. Nachdem er uns begrüsst hat, nicht ohne dass ihm meine Frau mit einem graziösen Gruss antwortet, brüstet er sich und spreizt sich, als wäre er Napoleon!

Er kehrt am nächsten Tage zurück, entschlossen, Feuer zu geben. Mit dem Geschmack eines Portiers beginnt er eine galante Unterhaltung, wie sie im Torweg üblich ist, indem er sich direkt an meine Frau wendet, ohne sich bei dem gewöhnlichen Trick aufzuhalten, der zunächst dem Gatten etwas weis macht.

Es ist nicht zu glauben!

Aber was ich weiss, ist, dass Maria sich in Anwesenheit ihres Mannes und ihrer Kinder ruhig in eine lebhafte Unterhaltung einlässt.

Noch einmal versuche ich ihr die Augen zu öffnen, indem ich sie anflehe, ihren Ruf zu hüten.

Das trägt mir ihre gewöhnliche Antwort ein, „ich hätte eine schmutzige Phantasie“.

Ein zweiter Apollo kommt zur Hilfe. Es ist der Tabakhändler des Dorfes, ein untersetzter Mann, bei dem Maria kleine Einkäufe in Kurzwaren macht. Schlauer als der Portier, sucht er mich zu gewinnen; auch ist er unternehmender. Bei der ersten Begegnung sieht er Maria frech ins Gesicht und ruft mit lauter Stimme dem Wirt zu:

— Eine schöne Familie!

Marias Herz fängt Feuer, und der Biedermann kommt alle Tage wieder.

Eines Abends ist er berauscht und deshalb dreister. Er nähert sich Maria, während wir Tricktrack spielen, und bittet sie, ihm die Spielregel zu erklären. Ich mache eine möglichst höfliche Bemerkung, und der Biedermann nimmt seinen früheren Platz wieder ein. Gefühlvoller als ich, glaubt Maria dem „Beleidigten“ eine Genugtuung schuldig zu sein; sie wendet sich an ihn mit einer Frage, die ihr gerade einfällt:

— Können Sie Billard spielen?

— Nein, gnädige Frau, oder doch schlecht . . .

Daraufhin steht er auf, tritt näher und bietet mir eine Zigarre an. Ich lehne ab.

Er wendet sich an Maria und fragt mit derselben Gebärde:

— Und Sie, gnädige Frau?

Zum Glück für sie, für den Tabakhändler, für die Zukunft meiner Familie lehnt sie ebenfalls ab, aber mit schmeichelhaftem Dank.

Wie kam dieser Mensch dazu, im Restaurant einer Dame in Gegenwart des Gatten eine Zigarre anzubieten?

Bin ich ein eifersüchtiger Narr? Oder beträgt

sich meine Frau so skandalös, dass sie die Begierde der ersten besten Mannes erregt?

Als wir auf unsere Zimmer kommen, mache ich ihr eine Szene, denn sie ist eine Schlafwandlerin, die ich wecken muss. Sie geht geraden Wegs in ihr Verderben, ohne es zu wissen. Ich gebe ihr eine Darstellung ihrer alten und neuen Sünden, indem ich ihr Betragen bis ins Kleinste analysiere.

Ohne ein Wort zu sagen, mit blassem Gesicht und träumerischen Augen, hört sie mich bis zum Ende an. Dann steht sie auf und geht hinunter, um sich schlafen zu legen. Aber dieses Mal — das erste in meinem Leben — erniedrige ich mich so sehr, dass ich spioniere. Ich gehe die Treppe hinunter, stelle mich an die Tür ihres Zimmers und blicke durch das Schlüsselloch.

In vollem Schein der Lampe sitzt das Mädchen da, mir gerade gegenüber, so dass ich sie gut sehen kann. Maria ist sehr erregt, geht umher und spricht lebhaft über meinen ungerechten Argwohn; sie führt ihre Sache wie eine Angeklagte, die sich verteidigt. Sie wiederholt meine Ausdrücke, als wolle sie sich davon befreien, indem sie sie ausspeit.

— Und dabei bin ich unschuldig, ganz unschuldig ... An Gelegenheiten zu sündigen hat es mir nicht gefehlt ...

Darauf bringt sie zwei Glas Bier und stösst mit dem Dienstmädchen an. Dann setzt sie sich neben sie und entkleidet sie mit den Augen. Sie nähert sich ihr, legt ihren Kopf auf die sehr entwickelten Brüste dieser neuen „Freundin“, fasst sie um die Taille und bittet sie, sie zu küssen ...

Arme Maria! Die Unglückliche sucht fern von mir ihren Trost, fern von mir, der sie allein von ihren Gewissensqualen heilen könnte. Plötzlich richtet sie sich auf, horcht und zeigt auf die Tür:

— Dort ist jemand!

Ich entferne mich.

Als ich auf meinen Beobachtungsposten zurückkehre, sehe ich, wie Maria, die sich halb entkleidet hat, dem Mädchen ihre Schultern zeigt, ohne aber damit Eindruck zu machen. Dann beginnt sie wieder ihre Verteidigung:

— Er ist jetzt ohne Zweifel verrückt! Ich würde garnicht überrascht sein, wenn er mich zu vergiften versuchte ... Ich habe unerträgliche Schmerzen im Magen ... Doch nein, ich wage es nicht zu glauben ... Ich sollte vielleicht nach Finland fliehen ... Nicht wahr? ... Aber er würde daran sterben, denn er liebt seine Kinder!

Was war das, wenn nicht Gewissensqualen? ... Von all diesen geheimen Gedanken verfolgt, wird sie von Schrecken ergriffen und sucht Zuflucht an dem Busen einer Frau! Ein verderbtes Kind, eine treulose Verbrecherin, vor allem eine Unglückliche!

Ich bleibe die ganze Nacht wach, von Schmerzen gepeinigt. Um zwei Uhr morgens fängt Maria im Traum an zu ächzen, furchtbar zu ächzen. Von Mitleid ergriffen, klopfe ich an die Wand, um sie von ihren Schreckbildern zu befreien. Übrigens ist es nicht das erste Mal.

Am Morgen dankt sie mir, dass ich sie geweckt habe. Indem ich sie liebkose, beklage ich sie und frage sie, ob sie nicht endlich ihrem Freunde beichten wolle.

— Was denn? ... Ich habe nichts zu sagen.

Wenn sie mir in diesem Augenblick alles gestanden hätte, ich hätte ihr verziehen, solches Mitleid erregten mir ihre Gewissensqualen, so liebte ich sie, trotz allem, vielleicht wegen ihres Elends. Es war nur eine Unglückliche! Wie konnte ich die Hand gegen eine Unglückliche erheben!

Statt mich aber von meinen furchtbaren Zweifeln zu befreien, leistet sie mir erbitterten Widerstand. Sie ist schon so weit gekommen, dass sie mich für verrückt hält; der Selbsterhaltungstrieb lässt sie eine Fabel erfinden, die ihr als Schutz gegen die Gewissensqual dienen muss.

Auf zur Sonne.

Die Sonne hat drei lange Wochen in dem kleinen Dorfe Gersau am Vierwaldstätter See nicht geschienen, nicht mehr geschienen seit Anfang Oktober, als der Föhn kam. Nach Sonnenuntergang wurde es ganz windstill, und ich schlief die halbe Nacht, bis ich von dem Läuten der Kirchenglocke und einem Geräusch geweckt wurde, das sich in das eigentümliche Brausen des Sturmes auflöste, wie er sich über die Alpen auf den südlichen Seestrand warf, im Kessel des Sees zusammengepresst, in die Gassen unseres Dorfes hineingedrängt wurde, an Schildern riss, Fensterläden schüttelte, an Dachpfannen rüttelte, in Baumkronen und Gebüschen raste. Die Wogen des Sees schlugen gegen die Hafenbefestigungen, schäumten über die Einfassungen und platschten gegen die Boote. Der Sand peitschte gegen Fensterscheiben, das Laub tanzte in Wirbeln, die Ofentüren klapperten, das Haus zitterte. Als ich hinausguckte, war es hell in der Kirche und die Glocke läutete in einem fort, um die zu wecken, die nicht bereits erwacht waren; denn der Föhn gilt für so gefährlich wie ein Erdbeben, weil er selbst Häuser niederreissen, ja, was schlimmer ist, Felsblöcke von den Bergen herabstürzen kann; und wir wohnen gerade an der Wurzel eines Berges, der aller-

dings nur fünfzehnhundert Meter hoch ist, dessen Gipfel und Grate aber einen lockeren Ballast von Felsblöcken tragen, die zu einem Steinwerfen in grösserem Stil besonders geeignet sind. Nach dreistündigem Tosen ist die Gefahr vorüber, und am folgenden Morgen teilt die Dorfchronik mit, dass in Schwyz ein Steinblock mitten durch ein Bauernhaus gefahren sei und den rechten Flügel fortgenommen habe, ohne gefährliche Folgen für die, die im linken wohnten.

Doch nach diesem warmen und heftigen Winde hat sich ein Nebel über das Dorf und den Vierwaldstätter See gelegt. Der Himmel sieht bewölkt aus, doch es fällt kein Regen, und es kommt auch kein Sonnenschein. So geht es drei Wochen lang, und hat man damit begonnen, alles in Grau zu sehen, hört man auf, es in Schwarz zu sehen. Die Alpenlandschaft, die einen vorher aufrichtete, hat nun ihren Charakter verloren, seit man nicht mehr weiter als hundert Meter die Wände hinaufsieht, und das Herz wird schwer, beklommen. Alle Reisenden haben sich heim gewandt, die Hotels stehen leer und der November ist da, finster und hoffnungslos. Die Tage schleppen sich hin, und man sehnt sich danach, Licht anzünden zu dürfen; der Himmel ist trostlos grau, der See ist grau, die Landschaft grau.

Kein Wind, kein Regen, kein Donner. Die sonst so abwechslungsreiche Natur ist unerträglich einförmig, ruhig, still; so friedlich, dass man nach einem Erdbeben verlangt. Wo die Lichtquelle nicht mehr wirkt, hört alle Farbe auf; das Auge wird stumpf und die Seele hüllt sich in eine Schläfrigkeit, die der Faulheit gleicht.

Als ich mich eines Abends gegen den Amtmann über den langen Abschied beklagte, den die Sonne

genommen habe, antwortete er mit der Ruhe, die einem Deutsch-Schweizer eigen ist:

— Die Sonne! Die kann man oben auf der Hochfluh den ganzen Tag sehen.

Die Hochfluh ist einer der kleineren Alpenstöcke, die den Talkessel bilden, in dem wir wohnen; nur zweihundert Meter niedriger als der Sulitelma, weshalb er auch von jungen Engländern zu Spaziergängen benutzt wird. Als Sonnenverehrer beschloss ich daher, die Wallfahrt auf zur Sonne zu unternehmen, und eines frühen Morgens im November setzte ich mich in Bewegung.

Am Fuss eines Alpenstocks lebend, der, wie erwähnt, als Vulkan mit Steinregen auftreten kann, bereiten sich die Leute von Gersau von altersher darauf vor, in die Ewigkeit einzugehen, und besuchen daher die Kirche alle Tage morgens, mittags und abends. Darum begegne ich jetzt um acht Uhr morgens den Kirchgängern mit ihren Büchern in den Händen. Zwei alte Frauen, die eine halbe Meile bis zum Morgengebet wandern, beten einen Rosenkranz auf der Landstrasse. Die eine spricht den Engelsgruss Ave Maria vor und die andere setzt mit dem Refrain ein: In saecula saeculorum, Amen! Und so gehts den ganzen Weg! Tut es weiter kein Gutes, dieses Rosenkranzbeten, so scheint es die Zunge von Missbrauch abzuhalten, wie das bekannte Pfeifen im Weinkeller, das in der Anekdote dem Bedienten des Grafen auferlegt wurde.

Wie ich die Alten und die Landstrasse verlasse, um den Aufstieg zu beginnen, stosse ich sofort auf einige starke Eindrücke, die grell und daher dauerhaft sind. Bei der ersten Biegung steht ein Walnussbaum mit einer Christusfigur und einer Votivtafel; diese klärt den Wanderer darüber auf, dass von die-

sem Walnussbaum während der Ernte der Bauer Seppi herabstürzte und sich tot schlug. Gott sei seiner Seele gnädig, bete für ihn, Amen!

Bei der nächsten Biegung steht eine kleine seltsame Nische aus weissgetünchten Ziegeln, so klein wie eine von Kindern aufgeführte Spielstube. Durch die Staketsprossen sieht man Bilder von der heiligen Familie, vielleicht im sechzehnten Jahrhundert gemalt, und daneben den Aufschluss, dass die zum Tode Verurteilten auf dem Wege zum Richtplatz bei dieser Kapelle stehen bleiben und ihre letzte Andacht halten durften. Es ist also der Galgenweg, den ich wandere, und nach einigen Minuten bin ich auf dem Richtplatz selbst. Es ist ein einnehmender offener Platz auf einer gegen den See vorspringenden Spitze mit der herrlichsten Aussicht. Man stellt es sich als einen wirklichen Genuss vor, dem Leben mit einem solchen Anblick, wie man ihn hier auf Pilatus, Axenstock, Buochserhorn, Bürgenstock hat, Lebwohl sagen zu können. Selbst Voltaire würde hier nicht Unbehagen empfunden haben, im Verborgenen (obscurément) gehängt zu werden, was er am allermeisten verabscheute; weshalb er auch sehr folgerichtig Rousseau beschuldigte, so eitel zu sein, dass er sich gern hängen liesse, wenn nur sein Name an den Galgen angeschlagen würde. Von hier sieht man einen Schimmer der unheimlichen Kapelle Kindlimord, die etwas entfernt unten am Ufer liegt; dort soll ein bekümmerter Vater sein hungriges Kind getötet haben.

Das sind zusammen vier düstere Gemälde in der grauen Morgenbeleuchtung, und von den blutigen Bildern steige ich mit grösserer Geschwindigkeit aufwärts, lichternen Gegenden zu, wo die Sonne wartet.

Die Region der echten Kastanien ist bald passiert,

ebenso die der Walnussbäume, und der Buchenwald beginnt. Nachdem ich bei einer Sennhütte mit schönen Kühen und einem garstigen Hund ausgeruht habe, trete ich ins Gewölk ein; es erweist sich als das, was man einen Nebel nennt, der immer dichter wird und die Landschaft unerträglich macht. Die Mühe, die das Sehen macht, lässt die Augen brennen; Bäume und Büsche sind wie in Rauch gehüllt; die Millionen Spinngewebe zwischen den Zweigen sind mit Wassertropfen besetzt, so dicht, dass es aussieht, als hätte die Waldfrau, wenn es wirklich eine gibt, Spitzentaschentücher zu Tausenden zum Trocknen aufgehängt.

Der Nebel macht einem das Atmen schwer, schlägt sich auf die Wolle des Rockes, auf Bart, Haar und Augenbrauen nieder, verbreitet einen eklen, schalen Geruch, macht die Steine klebrig und glatt, dass man nicht darauf gehen kann; verdunkelt alles im Innern des Waldes, wo die Stämme schnell forttönen und in einem Grau-in-Grau verschwinden, das den Gesichtskreis auf wenige Klafter zusammendrängt.

Diese Nebelschicht von etwa tausend Metern muss ich durchklettern, ein nasses und kaltes Fegfeuer, ehe ich zum Himmel komme; und ich tue es im vollen Vertrauen auf das Ehrenwort des Amtmannes, dass sie ein Ende nehmen wird, ehe die Alpe aufhört und das graue Nichts anfängt.

Ich habe kein Barometer bei mir, fühle aber doch, dass ich gestiegen bin, dass sich die Nebelschicht vermindert hat und ich mich reiner Luft nähere. Ein Gefühl wie von einem edlen Weinrausch ergreift mich und jetzt — im Hohlweg, von oben, leuchtet es schwach wie das erste Grauen des Tages auf der Landschaft eines Rouleaux; die Baumstämme stehen klarer da, das Auge sieht weiter

und das Ohr hört Kuhschellen — von oben her. Und jetzt, ganz hoch oben, da steht eine goldene Wolke; einige rasche Schritte, und das niedrige Buchenunterholz leuchtet in Gold, Kupfer, Bronze, Silber, wenn ein Strom gebrochenen Sonnenlichtes auf das vergilbte sitzengebliebene Laub fällt. Ich stehe noch im Herbsttag, in Feuchtigkeit und Kälte und sehe eine sonnenbeleuchtete Sommerlandschaft; erinnere mich im Nu an eine Segelfahrt auf dem Mälar, wo ich im Sonnenschein sass und den schwarzen Hagelschauer eine Kabellänge seitwärts in Lee vorbeiziehen sah. Und jetzt stehe ich mitten in der Sonne, sehe oben eine nordische Landschaft, mit Fichten und Birken, sehe grüne Matten mit roten Kühen, kleine braune Hütten mit alten Frauen, die auf der Schwelle für Vater Strümpfe stricken, der unten im Kanton Tessin auf Arbeit ist; sehe Kartoffelgärten und Lavendelbüsche, Dahlien und Ringelblumen.

Und ich lasse die Sonne mein Haar und meinen Überrock trocknen, meinen noch frostigen Körper wärmen; lüfte meinen Hut vor dem glühenden Urheber und Erhalter des Weltalls, er mag nun aus ewig brennenden Wasserstofflammen oder aus dem noch nicht anerkannten Urstoff Helium bestehen! Der Allvater, der ohne Weib die Weltkörper gebar, der Allmächtige, der Leben und Tod schenkt, über Eis und Wärme, Sommer und Winter, Misswachs und Gutjahr bestimmt!

Als ich meine Augen an Sommerstimmung und grünem Gras gelabt, sehe ich unter mir in das Dunkle, Tiefe hinab, das ich durchstreift habe. Dort über dem See, der nicht zu sehen ist, liegt das Dunkel und die Kälte, aber nicht mehr dunkel und kalt, sondern wie eine hellglänzende weiss gekämmte Wolle, auch sie von oben her sonnen-

beleuchtet und die Dämmerung und die schmutzige Erde drunten verbergend; und über der weissen Decke erheben sich glitzernd einige Schneealpen, gleichfalls aus verdichtetem Silbernebel gebildet, aus einer Lösung von Luft und Sonnenlicht kristallisiert, Treibeis auf einem Meer von frischgefallenem Schnee umherschwimmend. Es ist buchstäblich eine überirdische Landschaft, gegen welche die Kuhschellenidylle droben unter den Birken banal wird.

Doch jetzt hört man von unten, nachdem es hier oben totenstill geworden ist, von unten, wo triste Menschen zitternd im Grauwetter gehen, einen plätschernden Laut, der sich nähert und den das Auge unter der Wolkendecke verfolgen zu können glaubt. Es klingt wie ein Mühlfall, ein Regenbach, eine Flutwoge! Jetzt steigt ein Schrei von unten herauf, ein Schrei, als ob alle Bewohner der vier Kantone um Hilfe gegen Uri-Rotstock riefen, doch es ist nur das Radboot, das pfeift, und die Hochfluh, die das Echo vervielfältigt, das in der reinen Luft anschwillt, nachdem es den Wolkenboden durchdrungen hat.

Und da ist es Mittag!

Ich muss wieder hinunter kriechen, hinunter durch den Nebel, zum Grauwetter, zum Dunkel, zur Feuchtigkeit, zum Schmutz, und vielleicht wieder drei Wochen warten, ehe ich die Sonne zu sehen bekomme!

6.

Um Neujahr machen wir uns auf den Weg nach Deutschland. Am Bodensee halten wir an.

In Deutschland, dem Lande der Soldaten, wo das Vaterrecht noch in Kraft ist, fühlt sich Maria fremd. Hier hört man nicht auf ihre Dummheiten über die angeblichen Rechte der Frau. Hier hat man eben den jungen Mädchen den Besuch der Universität untersagt; hier muss die Mitgift der Offiziersfrau als unveräusserliches Familienvermögen im Kriegsministerium niedergelegt werden; hier sind alle Staatsämter dem Manne, dem Versorger, vorbehalten.

Maria sträubt sich, als sei sie in einen Hinterhalt gefallen. Beim ersten Versuch, mich zu überlisten, wird sie von den Frauen derb zur Rede gestellt. Endlich sehe ich mich hier von der Partei der Frauen unterstützt, und meine arme Maria ist verloren. Im vertrauten Verkehr mit den Offizieren erhole ich mich, unter dem Einfluss der Anpassung nehme ich männliche Manieren an. Nachdem ich zehn Jahre lang geistig entmannt gewesen bin, richtet sich der Mann wieder in mir auf.

Zugleich gebe ich meiner Mähne ihre Freiheit zurück, indem ich das Stirnhaar, das Maria verlangt, abschaffe. Meine Stimme, die infolge der ständigen Gewohnheit, eine Frau zu liebkosen, halb

erloschen ist, gewinnt ihren senoren Klang wieder. Meine hohlen Backen füllen sich. Meine ganze körperliche Verfassung entwickelt sich, während mein vierzigstes Jahr naht.

Mit den Damen des Hauses befreundet, gewöhne ich mich daran, das Wort zu ergreifen, während Maria, die diesen Damen wenig sympathisch ist, abgesetzt wird.

Sie beginnt mich zu fürchten. Eines Morgens, zum ersten Mal seit diesen letzten sechs Jahren unserer Ehe, erscheint sie vollständig angezogen in meinem Schlafzimmer, während ich noch zu Bett liege. Ich verstehe diese plötzliche Verwandlung nicht; es kommt zu einer stürmischen Erklärung; sie verrät sich, indem sie mich ahnen lässt, dass sie auf die Magd eifersüchtig ist, die jeden Morgen Feuer in meinem Ofen macht. Zugleich versichert sie, dass ihr meine neuen Manieren zuwider sind.

— Ich verabscheue die Männlichkeit, und ich fange an dich zu hassen, wenn du dich wichtig machst.

Ja, ja, stets war es der Page, das Hündchen, der Schwächling, ihr „Kind", das sie lieb hatte, so wenig es auch sein mochte. Die Virago kann den Mann im Gatten nicht lieben, wenn sie ihn auch bei den andern anbetet.

Ich werde immer beliebter bei den Damen. Ich suche deren Gesellschaft auf, lasse mich von dieser Wärme durchdringen, die von wirklichen Frauen ausstrahlt; von den Frauen, welche die achtungsvolle Liebe, die nicht überlegte Ergebenheit einflössen, die der Mann allein den weiblichen Frauen gewährt.

In diesem Augenblick fangen wir an zu erörtern, ob wir in die Heimat zurückkehren sollen. Meine alte Furcht erwacht wieder; ich scheue mich, die

Beziehungen mit den früheren Freunden wieder aufzunehmen, da ich nicht weiss, ob nicht Liebhaber meiner Frau darunter sind. Um meiner Unsicherheit ein Ende zu machen, entschliesse ich mich, ein genaues Zeugenverhör anzustellen. Ich habe schon einige Freunde in Schweden nach diesen geheimen Gerüchten, die über die Untreue meiner Frau umliefen, gefragt, ohne ihnen natürlich eine aufrichtige Antwort entlocken zu können.

Man hat nur Mitleid mit der Mutter! Wer kümmert sich um die Lächerlichkeit, die den Vater zu Grunde richtet?

Ich komme jetzt darauf, in meinen Untersuchungen die Hilfsmittel der neuen psychologischen Wissenschaft zusammen mit dem Gedankenlesen anzuwenden. Auf unseren Abendgesellschaften mache ich die Damen damit bekannt, indem ich mich, als sei es ein Gesellschaftsspiel, der Manipulationen von Bischof und dessen Genossen bediene. Maria ist misstrauisch. Sie klagt mich als Spiritisten an, verspottet mich als abergläubischen Freidenker, überhäuft mich mit schlecht gewählten Scheltworten — kurz, sucht mich mit allen Mitteln von diesen Übungen abzubringen, die ihr verhängnisvoll werden können.

Um sie hinters Licht zu führen, gehorche ich ihr scheinbar und lasse den Hypnotismus fallen, um sie, ohne dass sie es vermutet, unter vier Augen anzugreifen.

Als wir eines Abends allein im Eßsaal sind und einander gegenüber sitzen, führe ich die Unterhaltung allmählich auf die Gymnastik. Nachdem ich sie so weit interessiert habe, dass sie sich beim Wortstreit ereifert, kommt sie, entweder durch die Kraft meines Willens oder die Verbindung der Gedanken, die dem von mir gegebenen Antrieb folgen

müssen, dazu, von Massage zu sprechen. Von da springt ihr Gedanke direkt auf die Schmerzen über, welche die Massage verursacht, und sie ruft, sich wieder an die Sitzungen bei ihrem Arzt erinnernd:

— Ja, es tut weh, das Massieren: ich fühle noch die Schmerzen, wenn ich nur daran denke . . .

Das genügt. Sie senkt den Kopf, um ihre tödliche Blässe zu verbergen; ihre Lippen bewegen sich, wie um etwas anderes auszusprechen; ihre Augen blinzeln. Ein furchtbares Schweigen tritt ein, das ich zu verlängern suche. Das ist der Zug der Gedanken, den ich in Bewegung gesetzt und mit Volldampf in der beabsichtigten Richtung geführt habe. Sie versucht vergebens zu bremsen. Der Abgrund ist da: die Maschine kann nicht anhalten. Mit einer äussersten Anstrengung erhebt sie sich, entreisst sich meinen bannenden Blicken und stürzt hinaus, ohne ein Wort zu sagen.

Der Schlag hat gesessen!

Einige Minuten später kehrt sie zurück; ihr Gesicht hat die Spannung verloren. Indem sie vorgibt, sie wolle mir die wohltuende Wirkung der Massage zeigen, stellt sie sich hinter meinen Stuhl und reibt mir den Schädel. Zu ihrem Unglück ist vor uns ein Spiegel. Ich werfe einen verstohlenen Blick hinein, der genügt, um ein erschrockenes, bleiches Gesicht zu erkennen, dessen verstörte Augen meine Züge durchforschen . . . Und unsere prüfenden Blicke kreuzen sich.

Gegen ihre Gewohnheit setzt sie sich auf meine Knie, umschlingt mich schmeichlerisch mit ihren Armen und erklärt, sie sei sehr schläfrig.

—Was hast du denn gesündigt, dass du mich heute so liebkost? frage ich.

Sie verbirgt ihre Stirn an meiner Brust, küsst

mich und geht, indem sie mir „Gute Nacht" wünscht.

Das sind keine Beweise, die man vor einem Richter anführen kann, aber mir genügen sie, da ich ihr Wesen genau kenne!

Dazu kommt noch, dass dieser Masseur eben von meinem Schwager aus dem Haus gejagt ist, weil er sich ungehörig gegen dessen Frau betragen hat.

Ich will durchaus nicht in die Heimat zurückkehren, um mich nicht Abenteuern auszusetzen, die meiner Ehre schaden können. Ich würde nämlich gezwungen sein, täglich mit Männern zu verkehren, die ich in Verdacht habe, die Liebhaber meiner Frau gewesen zu sein. Um der Lächerlichkeit, die den betrogenen Mann umgibt, zu entgehen, fliehe ich nach Wien.

Allein im Hotel, werde ich von dem Bild der früher Angebeteten verfolgt. Unfähig zu arbeiten, fange ich an zu korrespondieren und schreibe ihr jeden Tag zwei Briefe, und zwar Liebesbriefe. Die fremde Stadt wirkt wie ein Grab auf mich. Wie ein Gespenst gehe ich unter der Menge umher. Plötzlich setzt sich meine Phantasie in Bewegung, um diese Einsamkeit zu bevölkern. Ich schaffe eine poetische Geschichte, um Maria in diese tote Umgebung zu bringen. Bald belebt sich die ganze träge Materie der Gebäude und der Menschen! Ich bilde mir ein, Maria werde eine berühmte Sängerin. Um diesen Traum zu verwirklichen und aus der schönen Hauptstadt einen Hintergrund für ihre Gestalt zu machen, besuche ich den Direktor des Konservatoriums für Musik, gehe jeden Abend in die Oper oder in die Konzerte, ich, der Blasierte, der das Theater verabscheut. Ein lebhaftes Interesse

erwacht in mir, wenn ich alles, was ich sehe, alles, was ich höre, Maria berichte. Sobald ich aus einer Oper komme, setze ich mich an meinen Schreibtisch, um ausführlich zu melden, wie Fräulein Soundso heute Abend gesungen hat; dabei fallen alle meine Vergleiche zu Gunsten Marias aus.

Wenn ich eine Gemäldegallerie besuche, sehe ich Maria überall. Im Belvedere bleibe ich eine Stunde vor der Venus des Guido Reni stehen, weil sie meiner angebeteten Frau so ähnlich ist.

Schliesslich erfasst mich ein Heimweh nach ihrem Körper: ich packe meinen Koffer und kehre so schnell wie möglich zu ihr zurück. Ich bin von dieser Frau bezaubert; es gibt kein Mittel, ihr zu entfliehen!

Schön ist die Rückkehr!

Meine Liebesbriefe scheinen Maria entflammt zu haben. Ich stürze ihr im Gärtchen entgegen. Ich umarme sie leidenschaftlich. Ich nehme ihre Stirn zwischen meine beiden Hände und sage:

— Du verstehst also die Magie, kleine Zauberin?

— Wie? . . . War diese Reise eine Flucht?

— Ein Fluchtversuch, ja! Aber du bist stärker als ich . . . Ich ergebe mich!

In meinem Zimmer auf dem Tisch finde ich einen Zweig roter Rosen.

— Du liebst mich also doch ein wenig?

Sie hat das schüchterne Aussehen eines jungen Mädchens, sie errötet . . . Es ist um mich geschehen, um meine Ehre, um meine Anstrengungen, mich von ihren Ketten zu befreien, die mir zu sehr fehlen, wenn ich sie löse.

Einen ganzen Monat verbringen wir in einem magischen Frühling: wir zwitschern wie die Stare, wir lieben uns grenzenlos, unsere Umarmungen wollen nicht enden. Wir singen Duette am Klavier,

spielen zusammen Tricktrack. Die schönsten Tage dieser letzten fünf Jahre werden übertroffen!

Welcher Frühling in unserm Herbst! Dachten wir nicht daran, dass der Winter nahe sei?

Seitdem zappele ich wieder in ihren Netzen.

Maria ist jetzt überzeugt, dass ich mich an ihrem Liebestrank von neuem berauscht habe, und fällt in ihre frühere Gleichgültigkeit zurück. Sie vernachlässigt ihre Kleidung, zeigt sich nicht mehr von ihrer besten Seite, trotzdem ich sie darum bitte, denn ich sehe voraus, dass die Folge Kälte sein wird, auch wenn wir uns dagegen wehren. Sogar ihre Leidenschaft für ihre Geschlechtsgenossinnen erscheint wieder, gefährlicher und bedauernswerter als je, denn dieses Mal hat sie ihr Auge auf Minderjährige geworfen.

Eines Abends habe ich den Platzkommandanten und seine vierzehnjährige Tochter, unsere Wirtin und deren fünfzehnjährige Tochter sowie ein drittes gleichaltriges Mädchen zu einer bescheidenen Gesellschaft geladen, auf der musiziert und getanzt werden soll.

Gegen Mitternacht — noch heute bebe ich vor Schreck — sehe ich, wie Maria, die etwas berauscht ist, die jungen Mädchen um sich versammelt hat, sie mit lüsternen Blicken betrachtet und sie auf den Mund küsst, in der Art, wie die Lesbierinnen es unter sich gewohnt sind.

Aus einer im Schatten liegenden Ecke des Saales verfolgt der Kommandant sie mit den Augen, vergewissert sich über ihre Gebärden, ist bereit loszubrechen. Ich sehe schon im Geist das Gefängnis, die Zwangsarbeit, den nicht wieder gut zu machenden Skandal; ich stürze in die Gruppe, welche die jungen Mädchen und meine Frau bilden, und zer-

streue sie, indem ich die Mädchen zum Tanzen auffordere . . .

Als wir in der Nacht allein sind, nehme ich mir Maria vor. Eine stürmische Auseinandersetzung folgt und dauert bis gegen Morgen. Da sie zuviel getrunken hat, enthüllt sie, ohne es zu wollen, ihre Gedanken und beichtet mir schreckliche Dinge, die ich bisher noch nicht geahnt habe.

Von Zorn hingerissen, wiederhole ich alle meine Anklagen, meinen ganzen Argwohn, indem ich diesen hinzufüge, den ich selber übertrieben finde, wenn ich nachdenke:

— Und diese geheimnisvolle Krankheit, die mir so heftige Kopfschmerzen zugezogen hat . . .

— Was, du klagst mich an, dich angesteckt zu haben!

Das hatte ich gar nicht gemeint! Ich wollte von den Symptomen der Cyankalivergiftung sprechen, die ich an mir beobachtet hatte.

In diesem Augenblick fährt mir eine Erinnerung durch den Kopf; ich denke an etwas, das mir damals so unwahrscheinlich vorgekommen war, dass es keine dauernde Spur in meinem Gedächtnis zurückliess . . .

Mein Argwohn verschärft sich und verbindet sich plötzlich mit einem gewissen Ausdruck eines anonymen Briefes, den ich kurz nach meinem Prozess erhielt: darin wurde Maria „die Dirne von Södertelje“ genannt.

Was konnte das bedeuten? Ich hatte Nachforschungen angestellt, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Vielleicht finden sich jetzt neue Spuren.

Als der Baron, ihr früherer Gatte, Maria in Södertelje kennen lernte, war diese halb verlobt mit einem Leutnant, der nicht für gesund galt. Der arme Gustav hätte also die Rolle des Gimpels gespielt! . . .

Und darauf wies die lebhafte Dankbarkeit, die Maria auch nach der Scheidung dem Baron bewahrte; sie gestand mir nämlich, er habe sie von Gefahren befreit ... von welchen, erwähnte sie nicht.

Aber „die Dirne von Södertelje"? Ich denke nach ... Die Zurückgezogenheit, zu der das junge Paar verurteilt war; dieses einsame Leben, ohne Beziehungen, ohne Einladungen; sie waren ja aus der Gesellschaft, zu der sie gehörten, verbannt!

Sollte etwa Marias Mutter, eine alte Gouvernante aus bürgerlicher Familie, die den finnländischen Baron, Marias Vater, verführt hatte; die nach Schweden geflohen war, um sich drückenden Schulden zu entziehen — sollte etwa diese Witwe, die ihr Elend so gut zu verbergen verstand, sich so tief erniedrigt haben, dass sie ihre Tochter in Södertelje verkaufte?

Diese alte Frau, die noch mit sechzig Jahren kokett war, hatte mir nur Abneigung und Mitleid eingeflösst; geizig, genusssüchtig, mit dem Benehmen einer Abenteurerin, betrachtete sie die Männer, eine wirkliche mangeuse d'hommes, als Objekte der Ausbeutung. Mich hatte sie damit beglückt, ihre Schwester zu unterhalten, während sie ihren ersten Schwiegersohn, den Baron, durch eine angebliche Mitgift angeführt hatte, die von einem ihren Gläubigern gespielten Streich herrührte.

Arme Maria! In dieser verdächtigen Vergangenheit wurzelten also ihre Gewissensqualen, ihre Unruhe, ihre schwarzen Gedanken. Wenn ich diese alten Vorfälle mit neuen verglich, glaubte ich diese bitteren Streitigkeiten, die zwischen Mutter und Tochter stattfanden und an Gewalttätigkeiten streiften, beurteilen zu können. Ich begriff dieses

rätselhafte Bekenntnis Marias, dass sie den unwiderstehlichen Trieb habe, der Mutter den Fuss auf die Brust zu setzen!

Wollte sie die Mutter zum Schweigen bringen? Wahrscheinlich. Denn diese hatte gedroht, unsere Ehe zu zerbrechen, indem sie „alles" gestand.

Und Marias Abneigung gegen diese Mutter, die der Baron „Aas" nannte; ein Schimpfwort, das mir nicht anders begründet wurde als durch die halben Geständnisse des Barons, sie habe ihrer Tochter alle Künste der Koketten beigebracht, um einen Gatten zu fangen.

Alles vereinigt sich, um mich in meinem Entschluss zu fliehen zu bestärken. Es muss geschehen, es muss geschehen! Ich reise nach Kopenhagen, um alle möglichen Erkundigungen über diese Frau einzuziehen, der ich meinen Namen anvertraut habe.

Als ich nach mehreren Jahren meine Landsleute wiedersehe, bemerke ich, dass sie sich eine bestimmte Ansicht über mich gebildet haben; die eifrigen Bemühungen Marias und ihrer Freundinnen haben sie gewonnen. Sie ist die heilige Märtyrerin; ich bin der Verrückte, der sich einbildet, ein Hahnrei zu sein!

Nachforschen? Es ist, als stürme ich Mauern! Man hört mich an, man lächelt wohlwollend, man betrachtet mich wie ein seltsames Tier. Nicht die geringste Aufklärung erhalte ich; von allen werde ich im Stich gelassen, besonders von den Neidern, die meinen Fall wünschen, um selber in die Höhe zu kommen.

Ich kehre in mein Gefängnis zurück. Maria erwartet mich mit einer Angst, die nur zu deutlich ist: aus ihrem Anblick allein lerne ich mehr, als

ich auf der ganzen traurigen Reise in Erfahrung gebracht habe.

Zwei Monate lang beisse ich auf meine Stange. Dann entfliehe ich zum vierten Male, mitten im Sommer, dieses Mal nach der Schweiz. Aber die Kette, die mich bindet, ist nicht aus Eisen: ich kann sie nicht zerbrechen! Es ist ein Kabel aus Kautschuk, das sich verlängert. Je stärker es gespannt wird, desto heftiger zieht es mich zum Ausgangspunkt zurück.

Noch einmal kehre ich wieder, und sie verachtet mich aufrichtig; sie ist überzeugt, dass eine neue Flucht mir den Tod bringen wird, und das ist ihre einzige Hoffnung.

Ich werde krank, so krank, dass ich dem Tode nahe zu sein glaube; dass ich mich entschliesse, einen Bericht über diese ganze Vergangenheit zu schreiben. Ich entdecke deutlich, dass ich mich von einem Vampir habe täuschen lassen. Ich will leben, um den Schmutz von mir abzuwaschen, mit dem diese Frau mich besudelt hat; ich will ins Leben zurückkehren, um mich zu rächen, nachdem ich die Beweise für ihre Treulosigkeit überall gesammelt habe.

Ein Hass brennt in mir, verhängnisvoller als die Gleichgültigkeit, weil er die Kehrseite der Liebe ist. Ich möchte das Axiom so formulieren: ich hasse sie, weil ich sie liebe.

Als wir an einem Sonntag das Essen in der Gartenlaube einnehmen, entlädt sich das elektrische Fluidum, das sich seit zehn Jahren angesammelt hat; ich weiss nicht mehr, bei welchem Anlass. Zum erstenmal schlage ich sie. Ein Hagel von Backenstreichen regnet auf ihr Gesicht nieder, und als sie Widerstand leisten will, biege ich ihre Hand-

wurzeln zurück und lasse sie niederknien. Sie stösst einen furchtbaren Schrei aus. Und die augenblickliche Befriedigung, die ich empfinde, verwandelt sich alsbald in Schrecken, als die Kinder vor Angst närrisch werden und aus vollem Halse schreien. Das ist der peinlichste Moment meines elenden Lebens. Ein Frevel, ein Mord, ein unnatürliches Verbrechen ist es, eine Frau, eine Mutter zu schlagen! Und in Gegenwart der Kinder! Ich glaube, die Sonne hätte diese Szene nicht bescheinen dürfen . . . Das Leben ekelt mich an!

Und dennoch, eine Ruhe wie nach einem Sturm, eine Befriedigung wie nach der Erfüllung einer Pflicht ziehen in meine Seele ein! Ich bedauere meine Handlung, ich bereue sie nicht! Wie die Ursache, so die Wirkung.

Am Abend geht Maria im Mondenschein spazieren. Ich komme ihr entgegen: ich küsse sie. Sie stösst mich nicht zurück; sie zerfliesst in Tränen. Wir plaudern eine Weile. Dann begleitet sie mich in mein Zimmer, wo wir uns bis Mitternacht lieben.

Welch seltsame Ehe! Mittags schlage ich sie. Abends gehen wir zusammen schlafen!

Welche seltsame Frau, die ihren Henker mit vollen Lippen küsst!

Warum habe ich das nicht früher gewusst? Hätte ich sie vor zehn Jahren geschlagen, würde ich der glücklichste der Gatten sein.

Das ist ein Rat. Bedenkt ihn, meine Brüder, falls ihr betrogen werdet!

Aber sie bereitet die Rache! Einige Tage später kommt sie in mein Zimmer, beginnt eine lange Einleitung und gesteht nach unzähligen Umschweifen, sie sei einmal in Finland, ein einziges Mal während ihrer Reise, vergewaltigt worden.

Meine Untersuchung ist bestätigt!

Sie fleht mich an, nicht zu glauben, dass es sich wiederholt habe; nicht zu argwöhnen, dass sie mehrere Liebhaber gehabt habe.

Das bedeutet: mehrere Male, mehrere Liebhaber.

— Du hast mich also betrogen, und um die Welt zu täuschen, hast du das Märchen von meinem Wahnsinn verbreitet! Um dein Verbrechen besser verheimlichen zu können, hast du mich peinigen wollen, bis ich daran sterbe. Du bist eine Verbrecherin. Davon bin ich jetzt überzeugt. Lassen wir uns scheiden!

Sie fällt mir zu Füssen, weint heisse Tränen, fleht um Verzeihung:

— Es ist gut. Ich verzeihe dir, aber wir lassen uns scheiden!

Am nächsten Tage sieht sie ruhig aus; am zweiten Tage richtet sie sich wieder auf; am dritten Tage nach dieser Katastrophe benimmt sie sich, als sei sie unschuldig.

— Da ich so hochherzig gewesen bin, alles zu gestehen, habe ich mir nichts mehr vorzuwerfen.

Sie ist mehr als unschuldig, ist eine Märtyrerin, die mich mit einer beleidigenden Herablassung behandelt.

Da sie sich der Folgen ihres Verbrechens nicht bewusst ist, begreift sie das Dilemma nicht. Wenn ich bleibe, bin ich als Hahnrei dem Gelächter der Welt ausgesetzt; wenn ich gehe, das Unglück ist geschehen, und ich bin ein verlorener Mann.

Zehn Jahre Marter gegen einige Backenstreiche und einen Tag Tränen, das ist nicht gerecht!

Zum letzten Mal mache ich mich davon, heimlich, da mir der Mut fehlt, meinen Kindern Lebwohl zu sagen.

Es ist an einem schönen Sonntag um die Mittagszeit. Ich schiffe mich auf dem Dampfer ein, der nach Konstanz fährt, entschlossen, meine Freunde in Frankreich aufzusuchen und dort auf der Stelle den Roman dieser Frau zu schreiben, die der wahre Typus dieser Epoche der Geschlechtslosen ist.

Im letzten Augenblick erscheint Maria am Dampfer, verweint, aufgeregt, fiebernd, zu meinem Unglück so hübsch, dass sie mir den Kopf verdrehen könnte. Ich bleibe aber kalt, gefühllos, stumm und empfange ihre treulosen Küsse, ohne sie zurückzugeben.

— Sag wenigstens, dass wir Freunde sind!

— Feinde für die kurze Zeit des Lebens, die mir noch bleibt!

Wir müssen uns verlassen.

Als der Dampfer abfährt, sehe ich, wie sie am Kai entlang geht und mich mit der magischen Kraft dieser Blicke, die mich so viele Jahre zu täuschen gewusst haben, zurückzuhalten sucht! Sie geht und kommt wie ein verlassener Hund, die abscheuliche Hündin! Und ich warte auf den Augenblick, da sie sich ins Wasser wirft; ich werde ihr nachspringen, um uns in einer letzten Umarmung zusammen zu ertränken. Aber sie wendet den Rücken und verschwindet in einer Gasse, mir den Eindruck ihrer bezaubernden Figur lassend; und ihrer kleinen Füsse, die ich zehn Jahre lang auf meiner Brust gefühlt habe, ohne dass ich einen einzigen Schrei ausgestossen hätte. Nur in einem Buch habe ich es vielleicht getan; doch auch da habe ich die Leser irre geführt, indem ich die wahren Verbrechen dieser Frau, die durch ihren Dichter gefeiert wurde, verschwieg.

Um mich gegen den Kummer zu panzern, steige ich sofort in den Salon des Dampfers hinunter.

Ich setze mich an die Table d'hote, aber beim ersten Gericht will mich das Schluchzen ersticken, und ich bin gezwungen, aufzustehen und wieder aufs Deck zu steigen.

Da sehe ich den grünenden Hügel, auf dem sich das weisse Häuschen mit den grünen Läden erhebt. Dort hausen meine Kinder, in einem verwüsteten Heim, ohne Schutz, ohne Mittel ... Ein eisiger Schmerz packt mich und durchbohrt mir das Herz.

Ich komme mir vor wie eine Puppe des Seidenwurms, die durch die grosse Dampfmaschine abgewickelt wird. Bei jedem Kolbenhub werde ich dünner, und die Kälte nimmt in dem Masse zu, in dem sich der Faden verlängert.

Es ist der Tod, der naht!

Ich bin wie ein Embryo, dem vor der Zeit die Nabelschnur abgeschnitten ist! Welcher vollständige und lebendige Organismus ist die Familie! Schon seit der ersten Scheidung hatte ich es geahnt, als ich selber zurückschreckte und die Gewissensqualen mich töten wollten! Aber sie, die Ehebrecherin, die Mörderin, schreckte nicht zurück!

In Konstanz steige ich in den Zug nach Basel! Welcher Sonntagnachmittag!

Wenn es einen Gott gibt, so möchte ich ihn bitten, meinem erbittertsten Feinde niemals solche Stunden des Leidens aufzuerlegen!

Jetzt ist es die Lokomotive, die mir die Gedärme, die Gehirnlappen, die Nerven, die Blutgefässe, die Eingeweide so spult, dass ich wie ein Gerippe in Basel ankomme.

In Basel packt mich eine plötzliche Leidenschaft, alle Orte der Schweiz wiederzusehen, an denen wir uns aufgehalten haben, um mich an den Erinnerungen zu sättigen, die Maria oder die Kinder mir gelassen haben.

Ich verbringe eine Woche in Genf, eine in Ouchy, durch meine Erinnerungen von Hotel zu Hotel getrieben, ohne Rast noch Ruhe, wie ein Verdammter, ein ewiger Jude, gejagt. Ich verbringe meine Nächte mit Weinen, rufe mir überall die lieben Gestalten meiner Kinder ins Gedächtnis zurück; besuche die Orte, die sie besucht haben; werfe „ihren" Möwen auf dem Genfer See Brot zu, wie ein Schatten umherirrend.

Ich erwarte jeden Tag einen Brief von Maria, aber es kommt keiner. Sie ist zu schlau, um ihrem Feind geschriebene Beweise in die Hände zu geben. Und ich schreibe an sie Liebesbriefe, die ihr alles verzeihen, mehrere Male am Tage .... jedoch ohne sie abzusenden.

Wahrhaftig, meine Herren Richter, wenn ich im Wahnsinn hätte untergehen sollen, während dieser Stunden höchster Not und tiefster Betrübnis wäre es geschehen!

Meine Widerstandskraft ist zu Ende, und ich bilde mir ein, Marias Geständnis sei nur eine Täuschung gewesen, um mich los zu werden und das Leben mit einem andern wieder zu beginnen, mit diesem geheimnisvollen Liebhaber oder, im schlimmsten Fall, mit der dänischen Tribade, der Geliebten! Und ich sehe meine Kinder in den Händen eines „Stiefvaters" oder unter den Klauen einer „Stiefmutter"; die werden sich vom Ertrag meiner gesammelten Werke bereichern und aus meinem Leben eine Geschichte machen, mit den Augen einer Hermaphroditin gesehen, die mir meine Frau entführt hat. Da erwacht mein Selbsterhaltungstrieb wieder, und ich nehme meine Zuflucht zu einer List. Da es mir unmöglich ist zu arbeiten, wenn ich nicht bei den Meinen bin, entschliesse ich mich, zu ihnen zurückzukehren und solange bei ihnen zu bleiben,

bis ich einen Roman geschrieben habe, in dem ich die genauesten Angaben über Marias Verbrechen mache. Auf diese Weise werde ich mich ihrer bedienen, ohne dass sie es ahnt. Sie wird das Werkzeug meiner Rache sein, das ich nach Gebrauch wegwerfen will.

Zu diesem Zweck sende ich ihr eine klare Depesche, die frei von Empfindsamkeit ist; zeige ihr an, dass unser Scheidungsgesuch abgelehnt ist; schütze vor, sie müsse mir eine Vollmacht geben, und bestimme eine Zusammenkunft in Romanshorn, auf dieser Seite des Bodensees.

Als die Depesche abgegangen ist, lebe ich wieder auf. Am nächsten Tage steige ich in den Zug und komme zur festgesetzten Zeit an. Die ganze Leidenswoche ist vergessen; das Herz schlägt wie gewöhnlich, meine Augen leuchten, meine Brust schwillt, als ich am Horizont die Hügel des andern Ufers wiedersehe, wo sich meine lieben Kinder befinden. Der Dampfer nähert sich, aber ich sehe Maria nicht. Endlich, da ist sie, auf dem Deck, das Gesicht vergrämt, um zehn Jahre gealtert. Welcher Schlag für mich, die junge Frau plötzlich gealtert zu sehen! Ihr Gang ist schleppend, ihre Augen sind von Tränen gerötet, ihre Wangen sind hohl, ihr Kinn hängt herab!

In diesem Augenblick drängt das Mitleid alle Gefühle von Hass oder Abneigung zurück. Ich will sie mit offenen Armen empfangen, da fahre ich plötzlich zurück, richte mich auf und nehme das ungezwungene Aussehen eines kecken Burschen an, der zu einem Stelldichein erscheint ! Als ich Maria genauer und in der Nähe betrachte, kommt mir wie ein Blitz die Entdeckung, dass sie eine auffallende Ähnlichkeit mit ihrer Freundin, der Dänin, hat.

Alles ist da: Miene, Pose, Gebärde, Haartracht, Gesichtsausdruck! Sollte die Tribade mir diesen letzten Streich gespielt haben? Kommt Maria aus den Armen ihrer Geliebten?

Ich erinnere mich an zwei Vorfälle aus dem Anfang des Sommers, die diese Vermutung bestätigen. Ich hatte sie eines Tages überrascht, wie sie einen benachbarten Gastwirt fragte, ob er in seiner Pension ein Zimmer frei habe.

Für wen?

Dann hatte sie mich gefragt, ob sie abends in diese benachbarte Pension gehen dürfe, um etwas Klavier zu spielen.

Ohne klare Beweise auszumachen, warnen mich diese Einzelheiten; indem ich Maria ins Hotel führe, wiederhole ich mir die Rolle, die ich spielen will.

Trotzdem sie niedergeschlagen ist und leidend sein will, bewahrt sie ihre Kaltblütigkeit. Sie stellt mir klare und gescheite Fragen über die Art des Scheidungsverfahrens; bald legt sie ihre Leidensmiene ab, und sie entschliesst sich, mich, so sehr es sich machen lässt, von oben herab zu behandeln, als sie sich überzeugt hat, dass mein Benehmen keine Spur von Kummer verrät.

Während dieses Verhörs erinnert sie mich so sehr an ihre Freundin, dass ich sie fragen will, wie es dem Fräulein geht. Besonders eine tragische Pose wird mit einer Gebärde der auf den Tisch gestützten Hand begleitet . . . ah!

Ich lasse sie berauschenden Wein kosten. Sie trinkt in vollen Zügen und wird bald gerührt.

Da benutze ich die Gelegenheit und frage sie, wie es den Kindern geht. Sie bricht in Schluchzen aus, gesteht, dass sie eine schlimme Woche durch-

gemacht habe: vom Morgen bis in die Nacht hinein hätten die Kinder nach ihrem Papa gefragt; sie glaube nicht, ohne mich leben zu können.

Mein Trauring ist nicht mehr an meinem Ringfinger. Sie bemerkt es und wird sehr erschüttert.

— Dein Trauring? fragt sie mich.

— Ich habe ihn in Genf verkauft. Mit dem Gelde habe ich mir ein Mädchen genommen, um das Gleichgewicht einen Augenblick wieder herzustellen.

Sie erbleicht.

— Wir sind also quitt. Wollen wir dann wieder von vorne anfangen? . . .

— So verstehst du die Billigkeit! Du hast eine Handlung begangen, die für die Familie die schlimmsten Folgen hat, da ich an der ehelichen Geburt meiner Kinder zu zweifeln angefangen habe. Du bist schuldig, die Nachkommenschaft einer Rasse gefälscht zu haben. Du hast vier Menschen fürs Leben entehrt, deine drei Kinder von zweifelhafter Geburt und deinen Gatten, den du als betrogenen Ehemann dem Gespött der Welt ausgeliefert hast! Was hat dagegen meine Handlung für Folgen?

Sie weint. Ich schlage ihr vor, der Scheidung ihren Lauf zu lassen, während sie in meinem Haus als meine Geliebte bleibt. Die Kinder werde ich durch ein Testament adoptieren.

— Ist das nicht die freie Verbindung, die du geträumt hast? Du hast ja immer die Ehe verwünscht.

Sie überlegt einen Augenblick. Der Vorschlag gefällt ihr nicht.

— Hast du mir nicht einmal gesagt, du möchtest eine Stelle als Erzieherin im Hause eines Witwers annehmen? Hier ist der Witwer, den du suchst!

— Das erfordert Überlegung ... Dazu musst du mir Zeit lassen ... Wir werden sehen ... Kommst du inzwischen zu uns zurück?

— Wenn du mich einladest.

— Du hast nur zu kommen.

Und zum sechsten Mal kehre ich zu meiner Familie zurück, dieses Mal aber fest entschlossen, die Frist, die mir bleibt, zu benutzen, um meine Erzählung zu vollenden und mich mit genauer Auskunft über diese geheimnisvolle Geschichte auszurüsten ...

EPILOG

Mit der Feder in der Hand am Tische sitzend, fiel ich um: ein Fieberanfall streckte mich zu Boden. Da ich seit fünfzehn Jahren nicht ernstlich krank gewesen war, erschrak ich über diesen Anfall, der so ungelegen kam. Nicht dass ich Furcht vorm Sterben gehabt hätte, nein, von der wusste ich mich frei; aber ich stand im achtunddreissigsten Jahr meines Lebens, am Ende einer geräuschvollen Laufbahn, ohne mein letztes Wort gesagt, ohne alle Versprechen meiner Jugend eingelöst zu haben, voller Pläne für die Zukunft: und diese plötzliche Lösung des Knotens gefiel mir durchaus nicht. Seit vier Jahren lebte ich mit Weib und Kind in einer halb freiwilligen Verbannung; hatte mich schliesslich, nachdem ich alles Pulver verschossen, in einem bayrischen Städtchen verschanzt; war unlängst vor die Gerichte geladen worden, die eins meiner Bücher konfisziert hatten; war des Landes verwiesen, ins Wasser geworfen worden. Ein einziges Gefühl, Rache, erfüllte mich in diesem Augenblick, als ich auf mein Bett sank.

Ein Kampf entspann sich in mir; nach Hilfe zu rufen, dazu fehlte mir die Kraft. Das Fieber schüttelte mich, wie man ein Federbett schüttelt; packte mich bei der Kehle, um mich zu würgen; setzte mir das Knie auf die Brust; erhitzte mir den Kopf so, dass meine Augen aus ihren Höhlen zu treten schie-

nen. Ich war in meiner Dachkammer allein mit dem Tod, der sich ohne Zweifel tückisch eingeschlichen und sich auf mich gestürzt hatte.

Aber ich wollte nicht sterben! Ich leistete Widerstand, und der Kampf wurde hartnäckig. Meine Nerven wurden schlaff, das Blut rann durch die Adern. Mein Gehirn zappelte wie ein Polyp, den man in Essig wirft. Auf einmal war ich überzeugt, dass ich in diesem Totentanz unterliegen werde; ich liess los, fiel nach hinten über und ergab mich den schrecklichen Umarmungen des Ungeheuers.

Sogleich bemächtigte sich eine unsagbare Ruhe meines Wesens, eine wollüstige Erschlaffung überlief meine Glieder, ein vollkommener Friede umfing Seele und Leib, die in arbeitsamen Jahren der heilsamen Erholung entbehrt hatten.

Mit welcher Inbrunst wünschte ich, dass es der Tod sei! Nach und nach verging mir der Wille zum Leben. Ich hörte auf zu prüfen, zu fühlen, zu denken. Ich verlor das Bewusstsein, und die köstliche Empfindung des Nichts füllte den leeren Raum, der durch das Schwinden der namenlosen Schmerzen, der störenden Gedanken, der uneingestandenen Ängste entstanden war.

Als ich erwachte, sah ich meine Frau am Kopfende des Bettes sitzen und mir mit erschrockenem Blick in die Augen sehen.

— Was ist dir, armer Freund, sagte sie.

— Nichts, ich bin krank, antwortete ich; und es ist manchmal gut, krank zu sein.

— Was sagst du? — Das ist nicht dein Ernst? . . .

— Es ist das Ende . . . Wenigstens hoffe ich es.

— Der Himmel verhüte, dass du uns im Elend zurücklässt, rief sie aus! Was soll aus uns werden, im fremden Land, ohne Freunde, ohne Mittel!

— Ich hinterlasse euch meine Lebensversicherung, die ihr zu Geld machen könnt, versuchte ich zu trösten. Das ist allerdings wenig, aber es ist genug, um in die Heimat zurückzukehren.

An diese Versicherung hatte sie nicht gedacht. Sie sah etwas ruhiger aus, als sie fortfuhr:

— Aber du kannst nicht so liegen bleiben; ich werde den Arzt rufen.

— Nein, ich will den Arzt nicht sehen.

— Weil . . .

— Weil — ich ihn nicht sehen will.

In den Blicken, die wir wechselten, zog ein ganzer Zug nicht ausgesprochener Worte vorbei.

— Ich will sterben, sagte ich, um das Gespräch zu beenden. Das Leben ekelt mich an; die Vergangenheit erscheint mir wie eine verworrene Garndocke, die ich nicht abzuwickeln vermag. Mögen sich meine Augen schliessen, möge der Vorhang fallen.

Diesen edlen und mutigen Ergüssen gegenüber blieb sie gefühllos.

— Dein alter Verdacht . . . immer noch? sagte sie.

— Ja, immer noch! Vertreib das Hirngespinst! Du allein hast es bisher verscheuchen können!

Mit ihrer gewöhnlichen Gebärde legte sie ihre weiche Hand auf meine Stirn und gab sich wie früher als Mütterchen:

— Tut das gut?

— Ja, das tut gut! . . .

Es war wirklich so: die einfache Berührung dieser leichten Hand, die so schwer auf meinem Schicksal lastete, besass die Fähigkeit, die schwarzen Geister zu beschwören, die geheimen Sorgen zu vertreiben.

Bald befiel mich das Fieber wieder, dieses Mal noch heftiger. Meine Frau erhob sich sogleich, um mir einen Hollunderaufguss zu bereiten.

Während ich allein war, setzte ich mich aufrecht, um einen Blick durchs Fenster zu werfen, das in der Richtung meines Bettes lag. Es war eine breite Öffnung, in Form eines Triptychons, draussen von Weinranken eingerahmt, deren grüne Blätter ein Stück der Landschaft frei liessen. Im Vordergrund schaukelte eine Quitte ihre schönen hochroten Früchte unter dunkelgrünen Blättern; weiterhin die Apfelbäume auf dem Rasen, der Glockenturm einer Kapelle, ein blauer Fleck — der Bodensee; im Hintergrund waren die Tiroler Alpen zu sehen.

Wir waren mitten im Sommer, und unter den schrägen Strahlen der Nachmittagssonne bildete das Ganze ein entzückendes Bild.

Von unten stieg das Gezwitscher der Stare herauf, die auf den Rebenpfählen der Weinberge sassen, das Piepen der jungen Hühner, das Zirpen der Grillen, die kristallhellen Glöckchen der Kühe; und in dieses heitere Konzert der Natur mischte sich das schallende Lachen meiner Kinder, die anordnende Stimme meiner Frau, die mit der Frau des Gärtners über die Krankheit sprach, die mich gebrochen hatte.

Da gewann ich wieder Freude am Leben, und die Furcht vor der Vernichtung ergriff mich. Nein, ich wollte nicht mehr sterben, ganz entschieden nicht! Ich hatte zuviel Pflichten zu erfüllen, zuviel Schulden zu bezahlen. Von Gewissensqualen gepeinigt, empfand ich ein heftiges Bedürfnis, mein Leben zu beichten; alle Menschen um Verzeihung zu bitten für das, was ich getan hatte; mich vor irgend jemand zu demütigen. Ich fühle mich schuldig, da mein Gewissen von unbekannten Verbrechen gefoltert wurde: ich brannte vor Begierde, mich

durch ein vollständiges Bekenntnis meiner eingebildeten Strafwürdigkeit zu erleichtern.

Während dieses Anfalls von Schwäche, der von einer angeborenen Verzagtheit herrührte, trat meine Frau wieder ein, den Trank in einer Schale tragend; auf einen leichten Anfall von Verfolgungswahn anspielend, den ich einmal gehabt hatte, kostete sie das Getränk, bevor sie es mir anbot.

— Du kannst ruhig trinken, sagte sie lächelnd; es ist kein Gift darin.

Ich war beschämt. Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Mit einem Zug leerte ich die Schale, um ihr eine Genugtuung zu gewähren.

Der einschläfernde Holunderaufguss, dessen Duft mir Erinnerungen an meine Heimat zurückrief, wo der geheimnisvolle Strauch vom Volk heilig gehalten wird, machte mich so sentimental, dass ich meine Gewissensqualen aussprach.

— Hör mich genau an, denn ich werde bald sterben. Ich bekenne, dass ich immer wie ein vollkommener Egoist gelebt habe. Ich habe für meinen schriftstellerischen Ruf deine Bühnenlaufbahn ruiniert . . . Ich will jetzt alles gestehen; verzeih mir . . .

Als sie mich trösten wollte, unterbrach ich sie und fuhr fort:

— Nach deinem Wunsch haben wir uns unter dem Dotalsystem verheiratet. Trotzdem habe ich deine Mitgift vergeudet, um Bürgschaften zu decken, die ich leichtsinnig übernommen hatte. Was mich aber am meisten quält, ist, dass du, falls ich sterbe, die Erträge meiner Werke nicht einziehen kannst. Lass also schnell einen Notar kommen, damit ich dir mein angebliches oder wirkliches Vermögen vermache . . . Schliesslich versprich mir, zu deiner Kunst zurückzukehren, die du für mich verlassen hast.

Sie wollte nicht davon hören, suchte der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, riet mir, etwas zu ruhen, und versicherte mir, alles werde sich ordnen, der Tod sei nicht so nahe.

Am Ende meiner Kräfte angelangt, ergriff ich ihre Hand. Ich lud sie ein, sich neben mich zu setzen, bis ich schliefe. Und indem ich sie nochmals bat, mir alles Böse, das ich ihr bereitet habe, zu verzeihen, nahm ich ihre kleine Hand fest in meine: eine köstliche Schläfrigkeit senkte sich auf meine Augenlider. Ich fühlte mich wie Eis schmelzen unter der Ausstrahlung ihrer grossen Augen, die eine unendliche Zärtlichkeit ausdrückten. Wie ein kaltes Siegel drückte sich ihr Kuss auf meine brennende Stirn, und ich versank jäh in die Tiefen unsagbarer Seligkeit.

Als ich aus dieser Betäubung erwachte, war es heller Tag. Die Sonne steckte die grosse Pinselei einer Schlaraffenlandschaft in Brand. Nach den morgendlichen Geräuschen, die von unten heraufkamen, musste es etwa fünf Uhr sein. Ich hatte die ganze Nacht geschlafen, ohne zu träumen oder aufzuwachen.

Auf dem Nachttisch stand noch die Schale mit dem Aufguss, und der Stuhl meiner Frau befand sich noch auf seinem Platz. Doch war ich mit ihrem mit Fuchspelz gefütterten Mantel zugedeckt, dessen liebkosende und geschmeidige Haare mir das Kinn kitzelten.

Ich glaubte diese letzten zehn Jahre überhaupt nicht geschlafen zu haben, so ausgeruht und frisch fühlte sich mein überanstrengter Kopf. Meine Gedanken, die vorher regellos dahinstürmten, sammelten sich jetzt, wie geordnete, eingeteilte, kraftvolle Truppen, bereit, diesen Anfällen krankhafter Ge-

wissensqualen, den Symptomen einer körperlichen Schwäche bei Entarteten, zu begegnen.

Was mir sofort in den Sinn kam, waren die beiden dunkeln Punkte meines Lebens, die ich gestern, unter dem Vorwand einer letzten Beichte, meiner geliebten Frau aufgedeckt hatte; diese beiden dunkeln Punkte, die mich soviel Jahre, bis in die letzte Stunde hinein, gekränkt hatten.

Deshalb wollte ich, ohne zu zögern, die beiden Bekenntnisse, die ich bisher ohne Erörterung hingenommen hatte, nachprüfen; denn ich hatte die unbestimmte Ahnung, dass sie sich vielleicht nicht als richtig erweisen würden.

— Sehen wir einmal zu, sagte ich mir, was ich denn gesündigt habe, dass ich mich für einen feigen Egoisten halten muss, der für seinen Ehrgeiz die Künstlerlaufbahn seiner Frau geopfert hat. Sehen wir zu, wie sich die Sache in Wirklichkeit zugetragen hat.

Zur Zeit des Aufgebots hatte sie nur noch zweite Rollen. Ihre Stellung als Künstlerin war sehr bescheiden, nachdem ihr zweites Auftreten aus Mangel an Talent, Haltung, Eigenart schlecht ausgefallen war. Es fehlte ihr an allem, was für die Bühne nötig ist. Am Tage vor unserer Hochzeit gab man ihr noch eine Rolle: es war eine Dame der Gesellschaft in einem Dutzend-Stück; nur zwei Worte hatte sie zu sagen.

Wieviel Tränen, wieviel Verdruss brachte — ihren Reden nach — diese Ehe! Die nahm der Schauspielerin, die noch als Baronin, die sich aus reiner Liebe zur Kunst hatte scheiden lassen, so bezaubernd war, allen Reiz.

Gewiss, ich hatte Schuld an diesem Niedergang, der schliesslich dazu führte, dass ihr Wiederengagement schroff abgelehnt wurde, nachdem sie zwei

Jahre lang über immer kürzer werdende Rollen Tränen vergossen hatte.

Gerade in dem Augenblick, als ihr Engagement zu Ende ging, hatte ich als Romanschriftsteller Erfolg, einen unbestrittenen Erfolg. Ich hatte früher das Theater mit kleinen Stücken erobert, die nicht bedeutend waren. Meine erste Sorge war jetzt, ein Stück, das sich sehen lassen konnte, zu schreiben; eins dieser Ausstattungsstücke, die gefallen; mit der besonderen Absicht, der Vielgeliebten zu dem erwünschten Wiederengagement zu verhelfen. Widerwillig ging ich an die Arbeit. Längst träumte ich von notwendigen Neuerungen in der dramatischen Kunst. Als ich mein Drama schrieb, opferte ich meine literarische Überzeugung. Ich musste meine geliebte Frau den widerstrebenden Zuschauern aufdrängen, sie ihnen mit allen Mitteln der Kunst an den Kopf werfen, sie mit Gewalt ihnen sympathisch machen. Nichts half.

Das Stück fiel. Die Schauspielerin scheiterte an einem Publikum, das sich gegen eine geschiedene und wieder verheiratete Frau hart machte; und der Direktor beeilte sich, einen Vertrag zu lösen, von dem er keinen Vorteil hatte.

— Ist es also meine Schuld? fragte ich mich, indem ich mich auf meinem Bett ausstreckte, nach dieser ersten Prüfung sehr mit mir zufrieden. Wie schön ist es doch, ein gutes Gewissen zu haben . . .

Nachdem ich mein Herz so aufgeheitert hatte, fuhr ich fort:

Ein trauriges, klägliches Jahr verstreicht unter Tränen, trotz der Freude, die uns die Geburt eines ersehnten Töchterchens beschert.

Plötzlich bricht wieder die Theaterwut bei meiner Frau aus, heftiger als je. Wir laufen die Agenturen ab, wir stürmen die verschlossenen Türen der Di-

rektoren, wir machen eine übertriebene Reklame — nirgends haben wir Erfolg, überall werden wir hinausgewiesen, jeder rät ab.

Durch den Fall meines Dramas ernüchtert, im Begriff, mir einen Namen in der Wissenschaft zu machen, hatte ich mir geschworen, nie mehr einer Schauspielerin ein Drama „auf den Leib" zu schreiben; fand übrigens auch kein Vergnügen daran. Und wenig geneigt, meinen Haushalt aufzulösen, um eine vorübergehende Laune zu befriedigen, beschränkte ich mich darauf, meinen Teil des unheilbaren Kummers zu tragen.

Schliesslich aber überstieg es meine Kräfte. Ich benutzte die Beziehungen, die ich zu einer Bühne in Finnland hatte, und erreichte es, dass meine Frau für eine Reihe Vorstellungen engagiert wurde.

Damit hatte ich mir nun freilich selber Ruten auf den Leib gebunden. Einen Monat lang war ich Witwer, Junggeselle, Familienhaupt, Küchenmeister. Dafür bekam ich als mässigen Trost zwei Kisten voll Sträusse und Kränze, die sie bei der Rückkehr ins eheliche Heim mitbrachte.

Aber sie war so glücklich, so jung und so reizend, dass ich auf der Stelle ein Gesuch um Wiederengagement abschickte.

Wohlgemerkt: ich wollte mein Land, meine Freunde, meine Stellung, meinen Verleger verlassen — wofür? Für die Laune einer Frau . . . Aber so ist es! Entweder liebt man, oder man liebt nicht.

Zum Glück konnte der gute Mann in seinei Truppe keine Schauspielerin ohne Repertoire unterbringen.

War das etwa meine Schuld? Bei diesem Gedanken wälzte ich mich vor Freude auf meinem Bett. Wie gut ist es doch, von Zeit zu Zeit ein kleines

Verhör anzustellen, wie es die Engländer machen. Das erleichtert das Herz, und sogleich bin ich verjüngt.

Aber sehen wir uns die Fortsetzungen an. In kurzen Zwischenräumen kommen die Kinder: eins, zwei, drei. Man säet dicht!

Und immer wieder zeigt sich die Theaterwut. Man muss seine Pläne durchsetzen! Gerade wird ein neues Konkurrenztheater eröffnet! Was war einfacher, als ihm ein neues Stück anzubieten, das eine hübsche Frauenrolle enthielt, ein Aufsehen erregendes Stück über die Frauenfrage, da die ja gerade auf der Tagesordnung stand.

Gesagt, getan! — Denn, ich sagte es schon: „Entweder liebt man, oder man liebt nicht!“

Ein Drama wird aufgeführt: hübsche Frauenrolle, glänzende Kostüme natürlich, Wiege, Mondschein, ein Schurke als Gegensatz; ein unterwürfiger Gatte, feige, in seine Frau verliebt (das war ich); die Frau schwanger (das war für die Bühne neu); das Innere eines Klosters — und so weiter.

Für die Schauspielerin war es ein ausserordentlicher Erfolg, und für den Dichter ein Durchfall, ein arger Durchfall . . . Leider ja!

Sie war gerettet. Ich war verloren, war vernichtet. Und trotz allem, trotz dem Abendessen für hundert Kronen pro Kopf, das wir dem Direktor gaben; trotz einer Busse von fünfzig Kronen für die Hochrufe, die man zur unrechten Nachtstunde vor der Tür des Agenten ausbrachte — trotz allem bekam sie kein Engagement.

An all dem habe ich nicht die geringste Schuld! Vielmehr der Märtyrer, das Opfer, das war ich! Aber in den Augen aller ehrenwerter Damen bin ich natürlich ein Ungeheuer, denn ich habe die Lauf-

bahn meiner Frau geopfert! Seit Jahren mache ich mir darüber Gewissensbisse, solche Gewissensbisse, dass ich meine Tage nicht in Frieden beschliessen kann.

Wie oft übrigens hat man mir, ins Gesicht, vor aller Welt, diesen bitteren Vorwurf ausgesprochen! Ich war immer der Schuldige! . . . Dass sich die Sache ganz anders zugetragen hat, was tut es . . . Eine Laufbahn ist vernichtet, das ist wahr, das gebe ich zu! . . . Aber welche, und durch wen?

Ein schlimmer Verdacht steigt auf, und der Spott verfliegt, wenn ich daran denke, dass die Nachwelt mich für diese vernichtete Laufbahn hätte verantwortlich machen können, ohne dass ein Verteidiger die Dinge ins rechte Licht gerückt hätte.

Blieb noch die Verschwendung der Mitgift.

Ich erinnere mich, unter dem Titel „Ein Mitgiftverschwender“ Gegenstand eines Artikels gewesen zu sein. Ferner entsinne ich mich genau, dass man mir einmal unter die Nase rieb, ich werde von meiner Frau „ausgehalten“. Ein hübsches Wort, das mich dazu brachte, sechs Patronen in die Walze meines Revolvers zu stecken.

Untersuchen wir, weil man die Untersuchung gewünscht hat; urteilen wir, weil man ja ein Urteil für richtig gehalten hat.

Was meine Frau in die Ehe mitbrachte, belief sich auf zehntausend Kronen in zweifelhaften Aktien; auf meinen Namen hatte ich sie in einer Hypothekenbank gegen eine Summe verpfändet, die fünfzig Prozent ihres Nennwertes betrug. Da kam ganz unvermutet der allgemeine Krach. Die Wertpapiere wurden fast wertlos, da wir sie nicht im richtigen Augenblick verkauft hatten. Ich war also gezwun-

gen, den vollen Betrag meiner Anleihe zu zahlen: fünfzig Prozent des Nennwertes der Aktien. Später zahlte der Inhaber der Aktien meiner Frau fünfundzwanzig Prozent ihrer Forderung; soviel erhielten die Gläubiger aus dem Zusammenbruch der Bank.

Eine Aufgabe für Mathematiker: „Wieviel habe ich verschleudert?“

Nichts, nach meiner bescheidenen Ansicht! Unverkäufliche Papiere bringen dem Besitzer ihren wirklichen Wert, während ich ihnen durch meine persönliche Bürgschaft einen tatsächlichen Mehrwert von fünfundzwanzig Prozent gegeben hatte.

Wahrhaftig, ich bin in dieser Sache ebenso unschuldig, wie in der andern!

Und die Gewissensqualen, die Verzweiflung, die Selbstmordversuche, die ich so oft geplant habe. Und der Argwohn, das alte Misstrauen, die grausamen Zweifel leben wieder auf! Ich werde rasend, wenn ich daran denke, dass ich beinahe als Schurke gestorben wäre! Von Sorgen bedrückt, von Arbeiten überhäuft, hatte ich nie Zeit gehabt, diesen tausend Gerüchten, diesen dunklen Anspielungen, diesen versteckten Sticheleien Aufmerksamkeit zu schenken. Während ich, ganz von meiner täglichen Arbeit in Anspruch genommen, ahnungslos dahinlebte, bildete sich eine falsche Legende, die immer bestimmter auftrat, obwohl sie nur auf dem Gerede der Neider, auf dem Geschwätz der Cafés beruhte. Und ich Dummkopf glaubte aller Welt, nur nicht mir! Ah! . . .

Bin ich wirklich nie verrückt, nie krank, nie entartet gewesen? War ich ganz einfach der Narr einer angebeteten Schwindlerin, deren kleine Stickschere die Locken des Simson abschnitt, als er sein müdes Haupt aufs Kissen legte, müde von getaner Arbeit

und erschöpft von den schweren Sorgen, die sie und die Kinder ihm machten! Vertrauend, ohne etwas zu argwöhnen, hätte er während seines zehnjährigen Schlafes in den Armen der Zauberin seine Ehre verloren, seine Männlichkeit, seinen Willen zum Leben, seinen Geist, seine fünf Sinne und, leider, noch mehr!

Ist vielleicht — ich schäme mich, es auszudenken — heimlich ein Verbrechen begangen worden in diesen Nebeln, in denen ich seit Jahren wie ein Gespenst lebe! Ein ganz kleines Verbrechen, ein unbewusstes, veranlasst durch unbestimmte Wünsche nach Macht, durch des Weibchens geheimen Hang, das Männchen in diesem Kampf zu zweien, der Ehe heisst, unterzukriegen.

Ohne jeden Zweifel, der Narr war ich! Verführt von einer verheirateten Frau; gezwungen, sie zu ehelichen, um ihre Schwangerschaft zu heiligen und ihre Laufbahn als Schauspielerin zu retten; verheiratet unter dem Dotalsystem und unter der Bedingung, dass jeder die Hälfte des Lebensunterhaltes bestreitet, bin ich nach zehn Jahren zu Grunde gerichtet, ausgeplündert, denn ich habe die wirtschaftliche Last unserer Verbindung allein tragen müssen.

In diesem Augenblick, in dem meine Frau mich wie einen Taugenichts, der unfähig ist, für die Bedürfnisse des gemeinsamen Lebens zu sorgen, verstösst; mich als den Verschwender ihres angeblichen Vermögens hinstellt, in diesem Augenblick schuldet sie mir vierzigtausend Kronen, ihre Hälfte, nach unserem mündlichen Vertrag, der am Tage unserer ehelichen Einsegnung geschlossen wurde!

Sie ist meine Schuldnerin!

Entschlossen, endlich alles zu erfahren, erhob ich mich; sprang aus dem Bett wie der Gelähmte,

der die Krücken, die er im Traum zu haben glaubte, weit fortwirft. Schnell kleidete ich mich an und eilte hinunter, um nach meiner Frau zu sehen.

Durch die Öffnung der angelehnten Tür bot sich meinen entzückten Augen ein bezauberndes Bild. Auf ihrem umgewühlten Bett lag sie ausgestreckt, grub ihren allerliebsten Kopf in die weissen Kissen, auf deren Bezug sich ihre weizenblonden Haare ringelten; die Schultern waren von dem feinen Hemd befreit, während der jungfräuliche Busen unter dem Spitzeneinsatz schimmerte; der zierliche und zerbrechliche Körper wellte sich unter der weichen, weiss und rot gestreiften Decke; der Fuss war nackt, ein kleiner, gewölbter, vollkommener Fuss, dessen rosige Zehen mit durchsichtigen, fehlerfreien Nägeln besetzt waren — ein wirkliches Meisterwerk, vollendet, nach antikem Marmor aus menschlichem Fleisch geschaffen: so erschien mir meine Frau.

Sorglos und lächelnd, mit dem Aussehen keuscher Mütterlichkeit, betrachtete sie ihre drei Kleinen, die zwischen den geblümten Federkissen wie in einem frisch gemähten Blumenhaufen kletterten und tauchten.

Von diesem köstlichen Schauspiel wurde ich entwaffnet. Aber in meinem Innern dachte ich: „Sei auf deiner Hut, die Pantherin spielt mit ihren Jungen!"

Von der Majestät der Mutter bezwungen, trat ich unsicher ein, furchtsam, wie ein Schüler.

— Ah, schon aufgestanden, mein Männchen, grüsste sie überrascht, aber nicht so angenehm überrascht, wie ich mir gedacht hatte.

Ich warf eine verwirrte Erklärung hin, erstickt durch die Kinder, die sich mir auf den Rücken stürzten, als ich mich bückte, um ihre Mutter zu küssen.

— Was? Das soll eine Verbrecherin sein, fragte ich mich, als ich wieder ging, besiegt von den Waffen der ehrbaren Schönheit, von dem offenen Lächeln dieses Mundes, den die Lüge nie befleckt hatte. Nein, tausendmal nein! . . .

Ich machte mich heimlich davon, vom Gegenteil überzeugt.

Aber die wilde Unruhe folgte mir auf den Fersen.

Warum hatte meine unverhoffte Besserung sie kalt gelassen? Warum hatte sie sich nicht nach dem Verlauf des Fiebers erkundigt? Warum hatte sie nicht nach den Einzelheiten der vergangenen Nacht gefragt? Wie war dieses fassungslose Gesicht, diese fast verdriessliche Miene zu erklären, als sie mich genesen und wohl sah? . . . Und dieses spöttische Lächeln der Überlegenheit und Herablassung! . . . Hatte sie die Hoffnung genährt, mich eines Morgens tot zu finden, um von dem Unsinnigen befreit zu werden, der ihr unaufhörlich das Leben verbitterte? Hoffte sie die paar tausend Kronen meiner Lebensversicherung einzukassieren, die ihr einen neuen Weg zu einem neuen Ziel bahnen konnten! Nein, tausendmal nein! . . .

Und doch blieben Zweifel in mir, Zweifel an allem, an der Tugend der Gattin, an der ehelichen Geburt der Kinder; Zweifel, ob meine Geisteskräfte noch unversehrt waren; Zweifel, die mich unaufhörlich und erbarmungslos überfielen.

Jedenfalls ist es Zeit, ein Ende zu machen, diese Flut leerer Gedanken aufzuhalten! Ich muss Gewissheit haben oder sterben! Ein Verbrechen ist heimlich verübt worden oder ich bin verrückt! Die Wahrheit muss an den Tag!

Ein betrogener Gatte sein! Was macht mir das, wenn ich es nur weiss! Dann wäre ich der erste, der darüber lachte. Gibt es einen Mann in der

Welt, der mit Gewissheit sagen kann, dass er der einzige ist, der eine Frau besitzt? . . .

Wenn ich meine Jugendfreunde, die heute verheiratet sind, durchgehe, nicht einen einzigen finde ich, der nicht ein wenig hintergangen ist! Und die Glücklichen, sie zweifeln nicht! Man muss nicht kleinlich sein! Ob es zwei sind, ob man es allein ist, was bedeutet das? Aber nicht wissen, das ist lächerlich! Das ist die Hauptsache: man muss es wissen!

Und wenn ein Gatte hundert Jahre lebte, er wüsste nichts von dem wahren Dasein seiner Frau! Und wenn er die Menschen kennt, das ungeheure Weltall, er wird nie eine deutliche Vorstellung von dieser Frau haben, deren Leben mit dem seinen verbunden ist. Deshalb ist dieser arme Herr Bovary bei allen glücklichen Gatten in so angenehmer Erinnerung.

Ich aber, ich will die Wahrheit! Ich will wissen! Um mich zu rächen? Welche Torheit! An wem? An den Bevorzugten? Sie haben ja nur ihr männliches Recht benutzt! — An meiner Frau? Ich habe ja gesagt, man muss nicht kleinlich sein! Und der Mutter meiner Engel ein Haar krümmen, wie sollte ich das?

Was ich aber muss, ist genau wissen. Und dazu werde ich mein Leben gründlich, taktvoll, wissenschaftlich untersuchen. Alle Hilfsmittel der neuen Seelenkunde will ich benutzen; die Suggestion, das Gedankenlesen, die geistige Folter verwerten; ohne die bekannten altmodischen Mittel wie Einbruch, Diebstahl, Auffangen von Briefen, Fälschung der Unterschrift zu verschmähen — alles werde ich prüfen.

Ist das die Monomanie, der Zornesausbruch eines Wahnsinnigen? Darüber habe ich nicht zu urteilen.

Der aufgeklärte Leser entscheide in letzter Instanz, nachdem er dieses in gutem Glauben geschriebene Buch aufmerksam gelesen hat. Vielleicht wird er darin Elemente der Physiologie der Liebe, Aufschlüsse der Pathologie der Seele, ja ein merkwürdiges Bruchstück aus der Philosophie des Verbrechens finden.

September 1887 bis März 1888.

NACHWORT

Nachwort des Dichters.

Dies ist ein furchtbares Buch. Ich gebe es ohne Widerspruch zu, denn ich bedauere sehr, es geschrieben zu haben.

Wie ist es entstanden, dieses Buch?

Ich musste meinen Leichnam waschen, bevor er für immer in den Sarg gelegt wurde.

Ich erinnere mich, dass vor vier Jahren ein mir befreundeter Schriftsteller, ein erklärter Feind von Indiskretionen — anderer, sich eines Tages, als unser Gespräch auf meine Ehe kam, diese Worte entschlüpfen liess:

— Weisst du, das ist ein Stoff für einen Roman, wie ich ihn schreiben möchte!

In diesem Augenblick fasste ich den Entschluss, meinen Roman selber zu schreiben, da ich sicher war, die Zustimmung meines Freundes zu haben.

Nimm es mir also nicht übel, lieber Freund, dass ich als erster Besitzer von meinem Eigentum Gebrauch mache!

Ich erinnere mich noch, es sind jetzt zwölf Jahre her, was die verstorbene Mutter meiner zukünftigen Frau zu mir sagte, als ich meine Blicke auf ihre Tochter richtete, die sich von einer Gruppe junger Leute den Hof machen liess:

— Ist das nicht die Heldin eines guten Romans für Sie?

— Unter welchem Titel?

— Eine feurige Frau!

Glückliche Mutter, die zur rechten Zeit starb, hier habe ich deinen Wunsch erfüllt. Der Roman ist geschrieben. Ich kann jetzt sterben.

Manuskript, 1888.

Ich habe neulich den Helden dieses Romans wieder getroffen. Ich habe ihm lebhafte Vorwürfe gemacht, dass er mich bewogen hat, die Geschichte seiner ersten Ehe zu veröffentlichen. Jetzt ist er zum zweitenmal verheiratet, ist Vater eines hübschen kleinen Mädchens, sieht zehn Jahre jünger aus.

— Mein Lieber, antwortete er auf meine Vorwürfe, die Sympathie, die man überall für die Heldin dieses Buches empfunden hat, als es zum erstenmal veröffentlicht wurde, spricht mich vor mir selber frei. Sie können daraus ermessen, von welch unerhörter Kraft meine Liebe gewesen ist: sie hat soviel Roheit überleben können, hat sich sogar den Lesern mitgeteilt. Einen französischen Akademiker hat das nicht abgehalten, die Ausdauer meiner Liebe als eine Schwäche, meine beharrliche Treue gegen meine Familie, die Kinder eingeschlossen, als eine Niedrigkeit zu tadeln, verglichen mit der Roheit, Unbeständigkeit, Unredlichkeit der Frau. Würde dieser Mann einen unbedeutenden Caserio einem hochstehenden Carnot für überlegen halten, einfach weil jener sein Messer diesem in den Leib gestossen hat?

Übrigens bildet dieses Buch, das sie haben schreiben wollen, nur den Einschlag eines Gewebes, dessen Reichtum allein meinen Landsleuten bekannt ist, die meine literarische Laufbahn verfolgt haben, wie sie sich parallel mit den Leiden meiner Liebe entwickelte, ohne sich davon anstecken zu lassen.

Ich hätte das Schlachtfeld verlassen können. Ich bin standhaft auf meinem Posten geblieben. Ich habe gegen den Feind gekämpft, im Hause, im Bett. Ist das nicht Mut?

Die „arme Frau, die sich nicht verteidigen kann“, verfügte über die vier skandinavischen Reiche, in denen sie nur Freunde zählte, um einen Kranken zu bekämpfen, einen Einsamen, einen Verarmten, den man in ein Irrenhaus stecken wollte, weil seine überlegene Intelligenz sich gegen die Frauenvergötterung, diesen vorletzten Aberglauben der Freidenker, empörte!

Die Gütigen, die ihre mittelmässige Rache unter dem schönen Ausdruck „Göttliche Gerechtigkeit“ verbergen, haben meine „Beichte“ im Namen ihrer Nemesis divina verurteilt, indem sie nach falschen Beweisen behaupten, ich hätte den Gatten der ersten Ehe hintergangen. Sie mögen doch die Szene lesen, in welcher der Gatte mir seine Frau in die Arme wirft, mir, dessen Hände rein waren, da ich ihm meine unschuldige Liebe für seine verlassene Frau gebeichtet hatte! Sie mögen sich an die wichtige Einzelheit erinnern, dass ich auf meine jungen Schultern die ganze Last des Fehltritts nahm, um die Stellung des Offiziers und die Zukunft seines Kindes zu retten. Dann mögen sie sagen, ob es logisch ist, eine Handlung der Aufopferung mit einer Rache zu bestrafen.

Man muss jung und dumm sein, um so zu handeln, wie ich gehandelt habe: das gebe ich zu. Aber es wird nicht wieder vorkommen, das versichere ich . . . Doch . . . lassen wir das! Und dann . . . nein . . . Adieu!

Er entfernte sich schnell, den Eindruck unbedingter Ehrlichkeit hinterlassend.

Ich habe nicht mehr bedauert, dass ich den Roman

dieses Idealisten, der jetzt aus der Welt und der Literatur verschwunden ist, erzählt habe. Ich verzichte dagegen auf meine frühere Absicht, die „Beichte einer Törin“ zu schreiben, weil es doch zu sehr gegen den gesunden Menschenverstand verstösst, die Verbrecherin gegen ihr Opfer Zeugnis ablegen zu lassen.

Französische Originalausgabe, 1894.

Es war die rücksichtslose Schilderung seiner ersten Ehe, in Selbstverteidigung und als Testament verfasst, weil er sich das Leben hatte nehmen wollen, sobald er das Buch zu Ende geschrieben. Fünf Jahre hatte das Manuskript bei einem Verwandten unter Siegel gelegen, um niemals veröffentlicht zu werden. Aber jetzt im Frühling 1893, unter dem Druck der Verhältnisse, und nachdem er in Gesprächen und Zeitungen auf die ungerechteste Weise hingerichtet worden war, hatte er das Buch an einen Verleger verkauft.

Entzweit, 1902.

Was ist das? Wer ist das?
Ein Menschenkind in weissen Schleiern,
Ein Chor von Linienharmonien,
Der unterm Schleier singt.
Ein Weltsystem im kleinen,
Ein Abbild unsers grossen Kosmos!
Sieh dieser Hüfte mächtige Parabel,
Vergleichbar der Kometenbahn,
Die führt in unbekannte, nur geahnte Räume . . .
Sie wendet sich, und gleich ich seh
Dieselben Linien sich in Halbellipsen wandeln,
Die unsre Erde um die Sonne zieht,
Und die das Ei zusammen formen,

Von dessen Brennpunkt aus
Des Schosses Radien laufen.
Von Schulter bis zur Weich gezeichnet steht
Das heilge Hexagramm,
Dem herrlichen Orion gleich am Sterngewölbe;
Der Nebel ist dem Gürtel zu vergleichen,
Durch den der Himmelswelt Äquator läuft —
Es ruht im sphärischen Triangel unten,
Das drei konvexe Bogen bilden,
Gedrückte Kuppel auf des Tempels Dach,
Des Tempels, der der Mutterschaft geheiligt ist!
Und dieser Rumpf mit einem Wirrwarr feiner Kurven
Von Sonnenkrone, Mondessicheln;
Der Brüste beide Hemisphären sind die Erde.
Sieh dieses Knies Nebelfleck, der Milchstrass gleich;
Der Wade schlanker Bogen, ähnlich
Der Linie eines Wurfgeschosses!
Des Fusses Wölbung und der Schulter Rundung,
Des Armes schwellend Kurven,
Sie gehen alle von der Sphäre aus,
Sind eine Symphonie der Sphärenharmonie;
Sie gehen von der Sphäre und dem Kegel aus,
Des Lichtes Kegel, den die Sonne selbst aussendet!
So wardst du, Weib, aus Himmelslicht geschaffen,
Des Schöpfers Abbild in der Schöpfung,
Aus Stücken unsers Universums.
Und darum bist du alles!
Allgeberin,
Ohn welche ich das leere Nichts bin!
Doch, Himmelskind, aus Erde,
Aus allen Reichen der Natur gestaltet wurde
Der feine Staub, in dem dein Geist nun haust.
Dein Ohr erhielt vonSchneck undMuschel seine Form;
Dein Mund der Blume gleich mit Honiggrübchen,
Die Grundform doch ein Stoma,
Mit dem Pflanzen atmen.

Die krumme Linie deiner Nasenflügel
In Ranken der Melone siehst du sie, des Weins;
Die Form zu deines Zahns Perlmutter
Des Fisches Schuppe gab;
Dein Auge ist ein Edelstein,
Ist blau dem Saphir gleich, und schwarz wie Onyx,
Kann braun sein auch wie ein Agat.
Gefasst der Stein in eine Schale ist,
Die weiss und blaue Schale eines Taubeneis,
Im Bette ruhend, das so niedlich säumt
Die schwarze Fahn aus Reiherfedern!
Womit soll ich dein Haar vergleichen?
Des wilden Pferdes Mähn,
Der Purpurschnecke Byssus,
Des blauen Meeres feinsten Algen,
Der Wiese Ziergras, Schwingel, Rispe,
Des Pampasgrases buschiger Aigrette?
Hat es die Seidenraupe fein gesponnen,
Zu hecken Schmetterlinge drin?
Die Spinne spulte diesen Zauberfaden,
Zu fangen goldne Fliegen ein?
Als Uranos in Urerd grub
Und Gäa, Mutter Erde, spann,
Da ward's zu deinem Locken, Eva,
Dem Schleier unsrer ersten Braut,
Und zu dem Sterbekleid des Kindes!
Mit ihnen trocknetest du deine Tränen,
In ihnen bargst du deine Scham,
Als aus dem Paradies du gingst
Und auf den Dornenpfad der Welt.
Im Schatten ihres frischen Walds
Du ruhtest deine armen müden Augen,
Wenn aus der Hand die Nadel fiel bei Tagesschluss,
Das kranke Kind genommen deine letzten Kräfte,
Getrunken aus das weisse Blut
Aus deiner Brüste Alabasterschalen!

Auch ich, ach, ruhte in der Locken Schatten,
Auf Mutters Schoss, an Gattenbrust —
Einmal, es waren lichte, leichte,
Wie zarte Jahrestriebe einer Frühlingsbirke;
Einmal, sie waren schwärzer als Zypressen,
Wie eine Geissel aus geflochtnen Schlangen,
Sie schlugen mir ins Auge;
Und webten sich zu härnem Hemd,
Das ich musst tragen, als ich hungerte!
O holde Geissel . . .

Gedichte, 1903.

August Strindberg.

Nachwort des Übersetzers.

Ich kenne keine Arbeit, die einem eine solche Sympathie für Strindberg einflösst wie diese Abrechnung.
John Landquist
Filosofiska Essayer, Stockholm 1906

Mit der ersten deutschen Ausgabe der „Beichte", die 1893 in Berlin erschien, ist ein Verbrechen an Strindberg begangen worden, ein dreifaches Verbrechen. Zuerst war jene Übersetzung verstümmelt, produzierte an unzähligen Stellen fälschenden Unsinn, führte eine ordinäre Sprache. Zweitens war die Kritik so blind, dass sie die groben Mängel der Verdeutschung übersah und Strindberg für einen Unsinn verurteilte, den er gar nicht geschrieben hatte. Drittens hielt der preussische Staatsanwalt, von der ordinären Sprache der Übersetzung irregeführt, das Buch für unsittlich und machte dem Dichter, nicht etwa dem (anonymen) Übersetzer, den Prozess.

Diese neue Ausgabe will, so weit es noch möglich ist, das Verbrechen wieder gut machen. Die Übersetzung ist nicht verstümmelt, produziert keinen Unsinn, führt eine würdige Sprache. Jeder Kritiker sieht jetzt, dass sich hinter dem tiefen Hass die grösste Liebe verbirgt. Jeder Staatsanwalt muss jetzt von der hohen Sittlichkeit dieses Buches überzeugt sein.

Die allgemeine Bedeutung der „Beichte“ liegt darin, dass sich hier ein geistig arbeitender Mann von der Knechtschaft der Geschlechtlichkeit erlöst, von seiner eigenen wie der eines Weibes, das nicht etwa besonders schlimm, sondern vielmehr die typische Vertreterin der Gattung Frauen ist, die nichts als Geschlecht sind. Tausende von geistig arbeitenden Männern liegen in den Banden ihres eigenen Geschlechts und denen einer solchen Frau: für sie wird dieses Buch die Erlösung sein!

Während Strindberg in der „Beichte“ und den darauf folgenden Dramen „Der Vater, Gläubiger, Kameraden“ die Befreiung von der Knechtschaft der Geschlechtlichkeit persönlich durchführte, wie er sie erlebt hatte, stellte zur selben Zeit in Frankreich, ohne dass die beiden Dichter etwas von einander wussten, Peladan diese Befreiung systematisch, an die Tradition anknüpfend, in seinen mit dem „Höchsten Laster“ beginnenden Romanen dar. Diese beiden Meister der geschlechtlichen Befreiung ergänzen einander aufs glücklichste: Strindberg ist ursprüngliche Natur, Peladan vollendete Kunst.

Die Frau, die in der „Beichte“ geschildert ist, wird Strindberg längst dankbar gewesen sein für das strenge Gericht, das er über sie gehalten hat. Gerade weil sie verurteilt wurde, hat sie gesühnt. Ohne Urteil wäre sie geblieben, was sie war. Jetzt aber, nachdem sie ihre Strafe erlitten hat, ist auch ihre Schuld getilgt!

Und die Kinder dieser Ehe erhalten, reif geworden, in der „Beichte“ ein Testament, das sie vor den Schrecken des geschlechtlichen Lebens bewahren wird.

Durfte Strindberg richten? Ja! Liess er in der „Beichte“ seine Frau ein reinigendes Fegefeuer

durchmachen, so hat er sich selber später in den höllischen Gluten des „Inferno" läutern und stählen müssen.

Um seine Arbeit aus dem Persönlichen ins Typische zu heben, hat Strindberg sie nicht, wie bis dahin alle andern, in der schwedischen Muttersprache geschrieben, sondern in der fremden französischen, obwohl ihm das nicht leicht wurde. Eine schwedische Ausgabe hat er nie erscheinen lassen.

Ein Geheimnis Strindbergs ist, dass er seine Persönlichkeit s p a l t e n kann. Der Axel der Beichte ist nicht der ganze Strindberg, sondern zu ergänzen durch den Johan der „Entwicklung einer Seele". Beide Bücher schildern dieselbe Zeit, 1875—1887; das erste den liebenden, das zweite den arbeitenden Strindberg.

Diese Gabe, seine Persönlichkeit spalten zu können, hat Strindberg im „Inferno" vor Wahnsinn bewahrt. Nur der eine Strindberg war damals krank, der andere, durchaus gesund, wachte wie ein Arzt über den Kranken.

Mit der „Beichte" wird die Lebensgeschichte Strindbergs vollständig. Die fünf Bände „Der Sohn einer Magd, Die Entwicklung einer Seele, Die Beichte eines Toren, Inferno — Legenden, Entzweit — Einsam" erzählen Strindbergs Leben von der Geburt bis zum fünfzigsten Jahr. Zugleich spiegeln sie die Geistesströmungen des halben Jahrhunderts von 1850 bis 1900 wider.

1910. Emil Schering.

ÜBERSICHT

STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

Unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet

ERSTE ABTEILUNG / DRAMEN

1. Bd. *Jugenddramen* (noch nicht erschienen).
2. Bd. *Romantische Dramen* (um 1880). Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit. Glückspeter. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.
3. Bd. *Naturalistische Dramen* (um 1890). Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreiches. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.
4. Bd. *Elf Einakter* (um 1890): Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Nach Damaskus*. In 3 Teilen (um 1900): Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
6. Bd. *Rausch* (um 1900): *Totentanz*. 1. und 2. Teil. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Jahresfestspiele* (um 1900): Advent. Ostern. Mittsommer. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Märchenspiele. Ein Traumspiel* (um 1900): Die Kronbraut. Schwanenweiss. Ein Traumspiel. Geh. M. 7.-, geb. M. 10.-.
9. Bd. *Kammerspiele* (um 1910): Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
10. Bd. *Spiele in Versen* (um 1910): Abu Casems Pantoffeln. Fröhliche Weihnacht! Die grosse Landstrasse. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
11. Bd. *Meister Olof*. Erste Fassung in Prosa und letzte Fassung in Versen. Geh. M. 8.-, geb. M. 11.—.
12. Bd. *Königsdramen* (um 1900): Folkungersage. Gustav Wasa. Erich XIV. Königin Christine. Geh. M. 9. , geb. M. 12.—.
13. Bd. *Deutsche Historien*. Gustav Adolf (Der 30 jährige Krieg). Die Nachtigall von Wittenberg (Luther). Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—.
14. Bd. *Dramatische Charakteristiken* (um 1910): Engelbrecht. Karl XII. Gustav III. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
15. Bd. *Regentendramen* (noch nicht erschienen).

ZWEITE ABTEILUNG / ROMANE

1. Bd. *Das rote Zimmer.* 1879. Roman. Geh. M. 10.-, geb. M. 13.-.
2. Bd. *Die Inselbauern.* 1887. Roman. Geh. M. 8.-, geb. M. 11.-.
3. Bd. *Am offnen Meer.* 1890. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Die gotischen Zimmer.* 1904. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Schwarze Fahnen.* Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. Roman. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

Neue Ausgabe in Fraktur in fünf Bänden. Gesamtpreis geb. M. 50. —.

●

DRITTE ABTEILUNG / NOVELLEN

DIE MODERNEN NOVELLEN

1. Bd. *Heiraten.* 1884. *Zwanzig Ehegeschichten:* Asra. Liebe und Brot. Musste. Ersatz. Reibungen. Unnatürliche Auslese. Reformversuch. Naturhindernis. Ein Puppenheim. Vogel Phönix. Romeo und Julia. Herbst. Fruchtbarkeit. Zwangsehe. Die verbrecherische Natur. Corinna. Ungetraut und getraut. Zweikampf. Seine Magd. Der Familienversorger. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—.
2. Bd. *Schweizer Novellen.* 1885. Inhalt: Neubau. Rückfall. Über den Wolken. Gewissensqual. Auf zur Sonne. Die Möwen. Der Kampf der Gehirne. Das Märchen vom Sankt Gotthard. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Das Inselmeer* (noch nicht erschienen).
4. Bd. *Märchen und Fabeln.* Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.
5. Bd. *Drei moderne Erzählungen.* 1906. Der Sündenbock. Richtfest. Quarantäne. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

DIE HISTORISCHEN NOVELLEN

6. Bd. *Schwedische Schicksale und Abenteuer.* 1883. Inhalt: Veredelte Frucht. Ein Unwillkommener. Höhere Zwecke. Beschützer Von gut und böse. Entwicklung. Paul und Peter. Neue Waffen. Ein Triumph. Ein Begräbnis. Herrn Bengts Frau. Der letzte Schuss. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Kleine historische Romane.* 1889. Tschandala. Eine Hexe. Die Insel der Seligen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Historische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Die ägyptische Knechtschaft. Der Halbkreis von Athen. Flaccus und Maro. Leontopolis. Das Lamm. Das wilde Tier. Apostata. Attila. Der Diener der Diener. Ismael. Eginhard an

Emma. Das tausendjährige Reich. Peter, der Eremit. Laokoon. Das Werkzeug. Old merry England. Der Weisse Berg. Der Grosse. Die sieben guten Jahre. Gerichtstage. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

9. Bd. *Schwedische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Starkodd. Hildur, die Opferbraut. Adelsö und Björkö. Wikingerleben. Der Jarl. Karl Ulfsson und seine Mutter. Die Geiseln. Gerichtsreise. Das Trauerspiel von Örbyhus. Apostata. Das Wasaerbe. In Bärwalde. Der König von Öland. Das Elefantengewölbe. Leichenwache. Der Strohmann. Eine königliche Revolution. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

VIERTE ABTEILUNG / LEBENSGESCHICHTE

1. Bd. *Der Sohn einer Magd.* 1886. Geh. M. 11.25, geb. M. 15.75.
2. Bd. *Die Entwicklung einer Seele.* Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Die Beichte eines Toren.* 1888. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
4. Bd. *Inferno. Legenden.* 1897/98. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
5. Bd. *Entzweit. Einsam.* 1902/03. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

FÜNFTE ABTEILUNG / GEDICHTE

Ein Band Gedichte (noch nicht erschienen).

SECHSTE ABTEILUNG / WISSENSCHAFT

DIE EINZELNEN WISSENSCHAFTEN (VORLÄUFIGE AUSWAHL)

1. Bd. *Unter französischen Bauern.* 1885. 1. Abteilung. Bauernleben in einem französischen Dorfe. 2. Abteilung. Autopsien und Interviews. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
2. Bd. *Blumenmalereien und Tierstücke, Schwedische Natur, Sylva Sylvarum* (bisher einzeln erschienen).
3. Bd. *Das Buch der Liebe.* Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Dramaturgie.* 1910. Die Kunst des Schauspielers. Das Intime Theater. Das historische Drama. Shakespeare. Faust. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Ein Blaubuch.* 1906. Die Synthese meines Lebens. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—.
6. Bd. *Ein neues Blaubuch.* Der Synthese meines Lebens zweiter Band. 1907. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—.
7. Bd. *Ein drittes Blaubuch* (in Vorbereitung).